YALE
MEDICAL LIBRARY

HISTORICAL
LIBRARY

COLLECTION OF
Alfred P. Klebs

Herrn Dr. Dulk,
seinem geehrten Freunde,
Hochachtungsvoll
der Sf.

E. Kleber
Dr. med.

Ueber

Wissen und Gewissen.

Reden an Aerzte

von

Ludwig Wilhelm Sachs,

der Medizin und Chirurgie Doctor,
Professor der Medizin an der Universität zu Königsberg,
Ritter des St. Wladimirordens vierten Klasse.

Berlin 1826.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Medicina ars imprimis nobilis et ex generosissima prosapia, secundum poetas. Illi enim introduxerunt Apollinem primarium medicinae Deum, cui filium dederunt Aesculapium, deum itidem et medicinae professorem: quippe cum sol in naturalibus sit vitae autor et fons, medicus ejusdem conservator, et tamquam scaturigo altera. At decus longe illustrius accedit medicinae, ex operibus Servatoris, qui et animae et corporis medicus fuit.

Baco de Aug. Lib. IV. cap. II. p. 102.

Seiner Excellenz

dem Herrn

Freiherrn Stein von Altenstein,

Königl. Preufs. Staatsminister der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Ritter des rothen Adlerordens erster Klasse, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften etc.,

dem vertrauten Kenner

und

edlen Beförderer

des Guten.

und

Seiner Hochwohlgeborenen

dem Herrn

Dr. Chr. Wilhelm Hufeland,

Königl. Preufs. Staatsrathe, Ritter des rothen Adlerordens zweiter Klasse, wirkl. Leibarzte, erstem Arzte der Charité, Professor der Medizin zu Berlin, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften etc.

seinem theuren, verehrten Lehrer

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.

Erste Vorlesung. Allgemeine Tendenz dieser Vorlesungen 1.

Zweite Vorlesung. Nahere und erläuternde Bestimmungen 20.

Dritte Vorlesung. Ueber das sittliche Verhältnifs des Arztes zur Wissenschaft überhaupt 41.

Vierte Vorlesung. Skizzen einer Entwiklungsgeschichte der Medizin zur Wissenschaft. Hippokrates, Galen, Araber 76.

Fünfte Vorlesung. Fortsezung. Rükblikke auf den Verfall: Oribasius, Aëtius, Alexander von Tralles. Beginn einer neuen Periode: Johannes Fernelius; Paracelsus 95.

Sechste Vorlesung. Fortsezung. Verhältnifs Fernels zu Galen; van Helmont; Baco von Verulam 115.

Siebente Vorlesung. Fortsezung. Silvius de la Boë; Borelli; Sydenham; H. Boerhave; Friedrich Hoffmann; Stahl 136.

Achte Vorlesung. Fortsezung. Die Medizin in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Haller; Chr. Lud. Hoffmann; Maximilian Stoll; Cullen; Reil; Linné; Brownianismus; P. Frank; Reil; Hufeland; Stieglitz; unechter Empirismus; verdekter Brownianismus 162.

Neunte Vorlesung. Fortsezung. Naturphilosophie und ihr Einfluſs auf die Medizin. Spinoza; Fichte; Kilian; Troxler; Malfatti; Marcus; Reil; Kieser 190.

Zehnte Vorlesung. Fortsezung. Kiesers System der Medizin 206.

Eilfte Vorlesung. Fortsezung. Von einigen unbedenklichen Erscheinungen der Zeit; Rasori, Thomassini, Broussais, Hahnemann. Mittel gegen den Obscurantismus. Lichtseiten der Zeit, Gedeihen der Naturwissenschaften, Zurüktreten des Materialismus. Begünstigungen und Vorbereitungen zu einem natürlichen System der Medizin, Aufgabe desselben 262.

Zwölfte Vorlesung. Ueber das Verhältniſs des Arztes zur äuſsern Sphäre seiner Wirksamkeit, oder: über seine Stellung zu dem Publikum 295.

Dreizehnte Vorlesung. Ueber das Verhältniſs des Arztes zu seinen Berufsgenossen 338.

Dringende Bitte an den Leser.

Bei der grofsen Entfernung des Verfassers vom Drukorte dieser Schrift konnte er für die Correctheit des Druks nur durch ein reines und leicht leserliches Manuscript sorgen. Gleichwohl haben sich nicht nur sehr viele Drukfehler eingeschlichen, sondern sie sind auch so geartet, dafs sie, unverbessert, häufig eine irrthümliche Auffassung des Sinnes nothwendig machen würden. Deshalb denn die dringende Bitte an den Leser: folgende Fehler vor dem Lesen zu verbessern. Eine nicht geringe Menge minder wichtiger Drukfehler bleibt der Nachsicht des geneigten Lesers überlassen.

S. xxvii. Z. 10 v. o. nach: selbst, füge hinzu: nicht
- 5 Z. 2 v. u. st: auf die Frucht eines Freien, l. als die Frucht einer Freien
- 18 Z. 14 v. u. st. gegensägliche l. gegensäzliche
- 22 - 9 v. o. st. verwirrt l. verirrt
- 27 - 14 v. o. st. Grund l. Grad
- 28 - 11 v. o. st. Ruf l. Stoff
- 32 - 4 v. o. st. leider l. beider
- 33 - 9 v. o. st. durfte l. dürfte
- 37 - 5 v. u. st. ητρος l. ιητρος
- 47 - 1 v. u. nach; mit füge hinzu: der
- 49 - 16 v. o. st. stoffirter l. staffirter
- 50 - 2 v. o. st. vorbehalte l. vorhalte
- 50 - 13 v. o. st. gebaut l. gebannt
- 51 - 6 v. u. st. andern l. andere
- 52 - 3 v. o. st. hin l. hie
- 60 - 2 v. o. st. wenn l. wenv
- 61 - 2 v. u. st. nach l. noch
- 63 - 15 v. o. st. konnten l. könnten
- 79 - 12 v. u. st. damaligen l. dermaligen
- 80 - 7 v. o. st. Wassersturz l. Massensturz
- 83 - 1 v. u. st. Reizen l. Ringen
- 85 - 11 v. u. st. Feste l. feste
- 85 - 11 v. u. st. gewonnen l. gewonnene
- 93 - 14 v. u. st. vierhundert l. dreihundert
- 95 - 2 v. o. st. graviosa l. graviora
- 95 - 6 v. o. st. abscundisti l. abscondisti
- 100 - 4 v. o. st. damaligen l. dermaligen
- 101 - 15 v. o. st. Effervescens l. Effervescenz
- 106 - 8 v. u. st. über l. Ueber
- 119 - 14 v. u. st. entgegen l. entzogen
- 124 - 4 v. o. st. welchen l. welche
- 125 - 15 v. o. st. Praecardien l. Praecordien
- 129 - 10 v. u. st. tödten l. tadeln
- 132 - 14 v. u. st. Nach l. Noch
- 133 - 13 v. o. st. nur immer in l. nur in
- 133 - 11 v. u. st. muste l. müste
- 134 - 12 v. o. st. wuste l. wüste
- 139 - 2 v. o. st. Weise l. Weihe
- 145 - 4 v. o. st. noch l. nach
- 149 - 13 v. o. st. verlegen l. verlezen
- 152 - 11 v. o. st. solidarum l. solidorum
- 156 - 2 v. o. st. musten l. müsten
- 157 - 1 v. o. st. ingeniosum l. ingeniorum
- 157 - 5 v. u. st. trozen l. tragen

S. 168 - 12 v. o. st. einem Manne l. einen Mann
- 168 - 16 v. o. st. Stall l. Stoll
- 170 - 9 v. u. st. revacentur l. revocentur
- 170 - 7 v. u. st. botaniis l. botanicis
- 171 - 2 v. u. st. hujusque l. hucusque
- 172 - 15 v. o. st. gewonnen l. gewannen
- 174 - 2 v. o. st. entgegen l. entzogen
- 183 - 1 v. u. st. vor der l. für die
- 185 - 5 v. u. st. ohne l. alle
- 188 - 2 v. u. nach: aber füge hinzu: nicht
- 189 - 2 v. u. st. geistreichen l. geistreichsten
- 190 - 3 v. o. st. obnaxius l. obnoxius
- 190 - 4 v. o. st. pugnas l. pugnax
- 190 - 5 v. o. st. et l. at
- 192 - 16 v. o. st. cagitatio l. cogitatio
- 192 - 5 v. u. st. gibt l. gilt
- 194 - 8 v. u. st. die l. diese
- 194 - 4 v. u. st. dageden l. dagegen
- 198 - 2 v. o. nach Ausdruksweisen füge hinzu: abgerechnet — S. 205 Z 5 v. u. st. Lobsudelei l. Lobhudelei
- 207 - 1 v. o. st. genöthig l. genöthigt
- 208 - 9 v. u. st. werden l. wenden
- 208 - 5 v. u. st. Lehre l. Lehren
- 209 - 15 v. o. st. jener Systeme l. jenes Systems
- 214 - 6 v. o. nach: gründeter füge hinzu: noch zu begründender — S. 216 Z 10 v. o. st. werden l. reden
- 217 Z 14 v. o. st. Hingegen l. Hiegegen — S. 219 Z 10 v. o. st. Paralisis l. Paralysis — S. 221 Z 10 v. u. st. suis l. sicco
- 224 - 6 v. u. st. bekennen, lieber l. bekennen lieber
- 226 - 9 v. u. st. Sentensität l. Intensität — S. 234 Z 5 v. u. st. könnte l. konnte — S. 234 Z 2 v. u. st. besannene l. besonnen — S. 236 Z 6 v. o. st. unbesorglich l. uns besorglich
- 240 Z 1 v. o. am Anfange st. 36 l. 16 — S. 241 Z 5 v. o. st. treten l. traten — S. 241 Z 14 v. o. st. Opalsäure l. Oxalsäure
- 242 - 4 v. u. st. Kaffnins l. Kafferns
- 244 - 19 v. u. st. Kaffnin l. Kaffeïn
- 247 Z 2 v. o. st. Ort l. Act — S. 248 - 9 v. o. st. ein l. einen — S. 262 Z 9 v. u. nach: zu streiche: haben S. 269 Z 7 v. o. st. durch l. doch — S. 270 Z 3 v. o. st. beweifs l. beweist — S. 284 Z 12 v. u. nach: Und füge hinzu: so — S. 289 Z 15 v. o. st. gilte l. gelte
- 297 Z 7 v. o. st. mir? l. mir! — S. 302 Z 15 v. o. st. wesentliche l. wesenlose — S. 304 Z 12 v. u. st. Vorzügen l. Vorgängen
- 317 - 1 v. u. st. miszuverstehenden l. zu misverstehenden — S. 328 Z 15 v. o. st. Werlhof? l. Werlhof!
- 331 - 2 v. u. st. Unverständlichkeit l. Unverständigkeit
- 340 - 6 v. o. st. — + — = + l. — × — = +
- 345 - 15 v. o. st. Antinamie l. Antinomie — S. 356 Z 14 v. o. st. lusaria l. lusoria — S. 360 Z 12 v. u. st. haben l. hatten — S. 360 Z 4 v. u. st. bittere l. bittern S. 378 Z 8 v. u. st. lieblicher l. liebloser.

Vorrede.

Was diese Blätter wollen und sollen — sagen sie selbst so deutlich, dafs um sie zu mifsverstehen ein Vorsaz hinzutreten müfste. Solche Vorsäzlichkeit indessen, wegen des dermalen freilich nicht seltenen Unfugs in der öffentlichen Kritik, voraussezen, wäre nicht nur lieblos, sondern auch nuzlos, da sie keine Gegenwehr zuläfst. Zum guten Willen kann man nicht nöthigen. Hat jemand das Buch mifsverstehen wollen: — wird der sich verpflichtet erachten, die Vorrede recht zu verstehen?

Wohlwollenden Lesern aber und redlichen Beurtheilern bin ich eine kurze Rechenschaft über die Entstehung dieser Schrift schuldig, woran sich denn noch einige Bemerkungen schliefsen mögen, die zur richtigen Auffassung und gerechten Würdigung etwas beitragen können.

Um geliebte Jünglinge, die die Hochschule bald zu verlassen und in praktische ärztliche Wirksamkeit zu treten herangereift waren, mit den ihrer harrenden Gefahren, Versuchungen und Kämpfen, so wie mit den in der lautern Sittlichkeit und in der gediegenen Wissenschaft enthaltenen Hülfen dagegen bekannt zu machen und ihr Gemüth zum Ergreifen und Festhalten des Rechten zu stimmen, hielt ich im Sommer 1824 akademische Vorträge *de differentia inter prudentiam et honestatem medicam*, oder — wie ich sie im deutschen Katalog benannte — über ärztliche Politik und Moral. Inhalt und Form der Vorträge waren durch die Aufgabe und den Zwek derselben bestimmt genug angewiesen. Auch bei dem nun erweiterten Zweke schien keine wesentliche Veränderung in beider Beziehung nöthig; so weit sie es aber war und so sehr sie mir zu Gebote stand, habe ich sie auch eintreten lassen. Solche getroffene Veränderungen hier näher zu bezeichnen, ist wohl um so weniger erforderlich, als sie aufmerksamen Lesern ohnehin nicht entgehen können.

Bei diesen Vorträgen vermied ich es so sehr als möglich, zu tief in die Casuistik der Verderbtheit hinabzusteigen; vielmehr liefs ich es meine angelegentlichste Sorge sein, die Hauptverhältnisse des ärztlichen Seins und

Wirkens in ihrer Reinheit hervorzuheben und vor das Auge des Geistes treten zu lassen. Unter diesen Verhältnissen aber schien mir das zur Wissenschaft der ausführlichsten Erörterung zu bedürfen. Nicht selten wird es seinem Wesen nach ganz verkannt und darum auch bis zur Unkenntlichkeit verzerrt; noch öfterer aber mit dumpfer Sicherheit vorausgesezt und darum ganz vernachläfsigt. Alles daher kam mir darauf an: die Wesensverbindung zwischen Wissenschaft und Sittlichkeit, zwischen Wissen und Gewissen in ein helles Licht zu sezen. Dies bedenkend wird man die Ausführlichkeit, mit welcher dieser Gegenstand hier behandelt wird (4te bis 12te Vorlesung), vergeben und auch den Titel des Ganzen gerechtfertigt finden.

Der Zwek dieser Untersuchung aber, so wie die Art, mit welcher sie hier geführt werden mufste, nöthigten einerseits zur Darlegung einiger Ergebnisse geschichtlicher Forschung, andererseits liefsen sie Polemik nicht ganz vermeiden. Ueber beides sei es gestattet, hier einige Worte — nicht der Entschuldigung, sondern der Erklärung beizubringen.

Seit Sprengel in neuerer Zeit mit einer Gelehrsamkeit, deren nur wenige fähig sind, und mit einem Fleifse, zu dem wohl auch nur wenige Liebe und Hingebung genug haben, die Geschichte der Medizin als

ein Ganzes aus den Quellen bearbeitet und in einladend deutscher Sprache geschrieben, sind auch auf diesem Gebiete Nachzügler entstanden, die, ihre Kräfte und ihr Blut schonend, den Kampf selbst meiden, wohl aber, wenn dieser geendet ist, oder ihnen geendet zu sein scheint, Beute zu suchen, ja sie selbst bei den ruhenden Kämpfern zu suchen keine Scheu tragen. — Keinesweges meinen wir hiemit jene, die, ihrem Berufe folgend und für denselben treu arbeitend, sich auch mit den Ergebnissen ihnen entfernter liegender Forschungen verbinden, davon bescheidenen, ja möglichst vollen Gebrauch machen. Sie thun wohl daran, und wirken fördernd, nehmend wie gebend. Ihnen auch steht es ganz wohl an mit Seneca zu sagen: *quod bene dictum est ab ullo, meum est!* Diejenigen allein sind gemeint, die, weil sie Arbeitsbienen nicht sein wollen, Königinnen zu sein sich dünken. Keinen Beruf habend, oder ihn nicht annehmend, vor allem aber arbeitsscheu, verkündigen sie sich als die Inhaber des Geistes. Die eigentlichen Forscher sind ihnen die Lastthiere, welche die todte Materie zutragen sollen, damit sie dieselbe mit Geist tränken. Von den Dingen zwar wenig wissend, wissen sie desto mehr über dieselben; sie nemlich üben die Kunst: Standpunkte zu machen, und

zwar eben — „die höheren!“ — Erwägt man, dafs dies ganze Unternehmen durch einige sehr weite und schmiegsame Allgemeinheiten, durch Einfälle und Beliebigkeiten zu Stande gebracht wird, so kann man sich weniger über die Schnelligkeit und geile Hinfälligkeit der Productionen, als über die Entsagung und die Muthlosigkeit, sich auch nur selbst mit Solcherlei zu genügen, wundern. So haben wir es denn erlebt, dafs aus einem Auszuge aus Sprengels Auszug der Geschichte der Medizin ein Lehrbuch über diese höchst schwierige Doctrin entstanden ist — lediglich durch das Hinzuthun des „Standpunkts.“ Ein Lehrbuch also mehr vom Standpunkte, als von irgend einer Wissenschaft! — Ganz unerwähnt hätte dies hier bleiben können, zumal wir uns weder verpflichtet noch berechtigt fühlen, die Würde der Geschichte der Medizin zu vertreten, diese Wissenschaft selbst überdies jezt mehr als je in unserm Vaterlande vertraute Freunde und gründliche Bearbeiter gefunden, da Männer wie Hecker, Marx, Krause, Schilling u. A. mit bewährtem Talent und unermüdlichem Fleifse sich ihr gewidmet haben; ganz unerwähnt, sag' ich, hätten jene Unbilde hier bleiben können, wenn nicht ein grofser Theil meiner Schrift aus Untersuchungen bestünde, die mit den rein geschichtlichen in naher Beziehung sind, ja mit

denselben ganz und gar zusammenzufallen scheinen. Leicht könnte mir daher der Verdacht erwachsen, dafs ich auf beiläufige Weise eine Geschichte der Medizin *in nuce* hätte entwerfen, oder überall mich in die Reihe jener Forscher hätte stellen wollen. Solchen Verdacht von mir zu wälzen mufs mir sehr am Herzen liegen. Genugsam wenigstens hab' ich mich mit dieser Wissenschaft beschäftigt, um nicht beruflos mit ihr zu buhlen, ihre grofsen Ansprüche zu kennen und des Anspruchs auf sie mich zu bescheiden. So sehr fordert sie ihren eigenen Mann, eigene Organisation des Geistes, dazu noch Begünstigungen der Erziehung, Bildung und selbst der äufsern Verhältnisse, dafs ich, auch ohne erröthen zu dürfen, mich als untüchtig für sie bekennen kann. Geschichte gelernt zu haben, noch zu lernen, sie zu lieben — erhebt noch lange nicht zum Geschichtsforscher, Geschichtsschreiber, Geschichtslehrer. Und „der Standpunkt," der blofse, eitle Standpunkt, dieses Eigenthum der Bodenlosen, dieses Ding aus — Nichts, macht auch zu gar nichts. Wie möchte es wohl gerathen, wenn jemand ohne gründliche und umfassende Kenntnifs der Mathematik, ohne Teleskop, ohne geübtes Beobachtungstalent, blofs dadurch als einen Astronomen sich geltend machen wollte, dafs er sich auf einen beliebten Standpunkt gestellt? Wahrlich, um

wieder von der Förderlich- und Nothwendigkeit eines richtigen Standpunkts reden zu dürfen, wird zuvor versöhnt und vergessen werden müssen, was seit einiger Zeit hierüber auf die leichtsinnigste und verderblichste Weise gefabelt worden ist.

Ein Anderes jedoch ist's, sich in unbesonnener Eile zum umfassenden Historiker aufwerfen wollen, und ein Anderes, sich um eine vertraute Kenntnifs des Vorhandenen bemühen, theils um des darin enthaltenen Wahren sich bemächtigen und dasselbe weiter fortführen zu können, theils um sich gegen Erneuerung solcher Irrthümer, wie sie in der stufenweisen Entwiklung einer Wissenschaft fast unvermeidlich sind, zu bewahren und überall eine Fertigkeit zu gewinnen in der Scheidung des Wahren vom Falschen, des zeitlich Bedingten vom ewig Wahren. Sind solche geschichtliche Forschungen in keiner Wissenschaft und keinem einer Wissenschaft sich ernstlich Ergebenden entbehrlich, so machen sie vollends für ein erfolgreiches Studium der Erfahrungswissenschaften, und namentlich der Medizin, eine Grundbedingung aus. Ihre Vernachläfsigung mufste sich überall durch Hemmungen im Fortschreiten, durch wirkliche Rükschritte und Schaden allerlei Art rächen; in der Medizin hat sie es auf eine unbeschreibliche und kaum glaubliche

Weise gethan. Wären auch nur Fernel's Leistungen im Andenken geblieben, wie hätte der Brownianismus emporkommen und, nachdem dieser gefallen, ein Rasori, Thomassini, Broussais sich wieder erheben können? Wäre überall ein besonnenes, zusammenhängendes Wissen (das nur auf geschichtlichem Wege gewonnen und mitgetheilt werden kann) begründet und verbreitet worden, wie hätte es da zu dem Unglaublichen und doch vor unsern Augen dastehenden kommen können: — zu dem aller Vernunft und Erfahrung mit frecher Gelassenheit höhnendem homöopathischen System? — Nun, solche geschichtliche Nachforschungen eben sind es, zu denen auch ich mich verpflichtet fühlte, und um so dringender, da ich glaube, durch selbständige Untersuchung der Zeit einen Antrag zu etwas Neuem und zu einem wissenschaftlichen Fortschritt machen zu können und zu sollen. Je deutlicher und bestimmter aber mir die wissenschaftliche Aufgabe meines Lebens, Begründung eines natürlichen Systems der Medizin, vor den Blik und in das Bewufstsein trat, jemehr ich meinem Unternehmen innere Haltung und festen Zusammenhang wünschen mufste, destomehr wurde ich gemahnt zurükzusehen auf die Entwiklungsgeschichte der Medizin zur Wissenschaft, denn nur dem damit organisch

sich

sich Verbindenden und nach dem Gesez der Stetigkeit sich ihr Anschliefsenden, darf objective Gültigkeit zugetraut und nur dies mit der Hoffnung ausgesprochen werden, dafs es selbst die Kraft der Trägheit der Zeit überwinden und sich nach seinem innern Werthe auch äufserlich geltend machen werde. Resultate auch nur solcher, auf einen engern Kreis beschränkter historischer Forschungen sind es, die ich hier, des vorgesezten Zweks willen, darzulegen nöthigende Veranlassung hatte.

Ob meine Untersuchungen aus den Quellen selbst geführt worden sind, wird Kennern derselben nicht entgehen, und ich selbst darf mir dieses Zeugnifs geben. Ob und wie sie mir aber gelungen, das mufs dem Urtheil unbefangen prüfender Sachkundigen anheim gestellt bleiben; ich erwarte es mit der Ruhe, die mir die Ueberzeugung gewährt, selbst unbefangen, wahrheitsliebend und sorgsam geforscht zu haben. Dafs ich über manche wichtige Punkte zu Resultaten gelangt bin, die von der allgemeinen Meinung darüber und selbst von denen sehr verehrlicher Vorgänger wesentlich abweichen, z. B. über Fernel, Helmont, Stahl, darf mir wohl nicht Besorgnifs erregen, da ich meine Urtheile mit Gründen belege, oder — was hier wichtiger ist — sie mit Belegen begründe. Ueberall

sind es nicht die gediegenen Forscher, die man durch Ueberführung einzelner Irrungen zu verlezen fürchten darf. Am wenigsten besorgt es mich in dieser Beziehung, dafs ich öfter von der Auctorität Sprengels mich entfernt habe. Dieser Heros unter den deutschen Gelehrten und Schöpfer der pragmatischen Geschichte der Medizin hat in den verschiedenen Ausgaben seines grofsen Werks durch Zurüknahme und Veränderung eigener früherer Meinungen und Urtheile ein unzweideutiges und nachahmungswerthes Beispiel gewissenhafter Strenge gegen sich selbst gegeben und dadurch thatsächlich bewiesen, dafs er seine Auctorität in der Wahrheit suche, nicht aber die Wahrheit mit seiner Auctorität zu stempeln gedenke. — Das Urtheil über Paracelsus können nur diejenigen zu hart finden, die dem in neuerer Zeit öfters gemachten Versuch, hinter diesem Abentheurer etwas Grofses zu finden, ein unverdientes Vertrauen geschenkt. Görres, soviel ich weifs, war zu unserer Zeit derjenige, welcher mit Emphase und sprudelndem Lob das Andenken dieses wilden und in der Empörung selbst sich gefallenden Glüksritters erneuerte. Wer es indessen weifs, wie oft und leicht es jenem geistreichen Manne begegnet ist, durch Phantasie über die Grenzen aller Besonnenheit hinaus gelokt zu werden, und lebhafte Träume

mit Geschichte zu verwechseln, den kann es nicht befremden, ihn von einer so dämonischen Erscheinung, wie die des Paracelsus, zum höchsten Lob oder zu vernichtendem Tadel fortgezogen zu sehen. Diesmal war es Lob, zu dem er bestimmt wurde, um einen scharfen Gegensaz zum Urtheil einer verachteten Zeit zu bilden. Kann dies von Görres, und überdies von dem damals in voller Effervescenz stehenden Görres nicht befremden, so mufs man es wenigstens beklagen, dafs solche Aussprüche unfreier Phantasie in die Reihe geschichtlicher Urtheile aufgenommen worden sind, ja dafs man keinen Anstand genommen, Paracelsus auf gleiche Linie mit Luther zu stellen. Freilich haben wir neuerlichst noch Befremdlicheres und Beklagenswertheres in dieser Art erfahren, indem mit aller Ruhe scheinbarer geschichtlich-wissenschaftlicher Untersuchung Ignaz Loyola und seine ersten Gesellen in gleichstellende Parallele mit — Christo und seinen ersten Jüngern gesezt worden sind! Eine solche zügellose Apologie macht nun allerdings jede Gegenrede ungeziemend; jenes durfte wenigstens abgewiesen werden, erforderte aber freilich scharf bezeichnende Ausdrüke.

Je mehr die Untersuchung sich unserer Zeit näherte, desto schärfer mufste der praktische Zwek des Ganzen ins Auge gefafst und

destoweniger durften weder Ausführlichkeit noch Polemik vermieden werden. Zu letzterer darf ich dasjenige, was ich über den dermaligen Zustand der praktischen Medizin gesagt, nicht einmal rechnen. Diejenigen sowohl, welche ihn zu verbessern, als auch diejenigen, welche ihn nur nicht zu verkennen sich bemühen, werden es bezeugen müssen, dafs meine Schilderung schonend ausgefallen sei. Wohl aber müssen die neunte und zehnte Vorlesung, deren jene die Naturphilosophie und ihren Einfluſs auf die Medizin, diese aber die Würdigung des Kieserschen Systems zum Gegenstande hat, als polemisch betrachtet werden. — Polemik indessen und Apologetik sind gleich gut, sofern sie nur die Wahrheit erzielen und gerechter Waffen sich bedienen. Oft sogar ist's nüzlicher, Irrthümer zu bestreiten, als die Wahrheit dogmatisch aufzustellen, denn nur wo der eingedrungene Irrthum getilgt ist kann die Wahrheit Raum gewinnen. In Beziehung aber auf Naturphilosophie und was damit zusammenhängt schien mir eben Polemik dasjenige zu sein, was dermalen zunächst noth thut.

Ueber das Verhältnifs der Naturphilosophie zur Medizin kann es bei denjenigen, die nach durchsichtiger und festbegründeter Wahrheit in der Medizin verlangen, kein unbestimmtes Schwanken geben, noch darf man

die Sache als eine etwa zu fern liegende oder nicht genugsam eingreifende auf sich beruhen lassen. Wäre die Naturphilosophie Philosophie, könnte sie auch nur das, oder selbst nur einen Theil desjenigen leisten, was sie wirklich zu leisten vorgibt, so müfste in der That ein neuer Tag für die Medizin anbrechen, ja er müfste im herrlichsten Glanze schon angebrochen sein. Echte Naturphilosophie und wahre Psychologie (nicht jene aus den wundersamsten, theils erträumten, theils durch Täuschung aus der Empirie selbst aufgenommenen Voraussezungen sich aufbauende Psychologie, nicht jene, die die künstlichen Substrate psychologischer Probleme statt ihrer Lösung gibt) sind die eigentlichen philosophischen Grundpfeiler der Medizin, die einander nicht nur nicht entbehren, sondern auch ohne einander nicht zum Dasein kommen können. Wahre Naturphilosophie und Psychologie sind durchaus Zwillingsschwestern; wie jene die räumliche Bildung der Materie, so hat diese die zeitliche des Gedankens gesezlich nachzuweisen, wobei der Freiheit keinesweges ein Eintrag geschehen würde, da diese selbst zur Reihe der gesezlich bestimmbaren und zu bestimmenden psychologischen Phänomene gehört. Wäre eine Naturphilosophie da, so müfste sie die Psychologie mitgebracht haben, so wie umgekehrt von jedem Naturphilosophie

zu fordern ist, der im Besiz einer wahren Psychologie zu sein vorgibt. Wie aber stehet hiezu dasjenige, was in unserer Zeit als Naturphilosophie sich geltend machen will? Hätte sie auch nur die eigentliche Aufgabe einer Naturphilosophie gefafst, so würde sie sich eben gegen dasjenige mit Bewufstsein haben wenden müssen, wo sie ihr Bewufstsein völlig aufgeopfert hat: — gegen Spinoza. Ihr jedoch gelüstet es vorweg nach Einheit, — die fand sie bei Spinoza fertig vor, und mit schwärmerischer Liebe sie ergreifend bemerkte sie nicht, dafs sie den Tod umarmt hatte. Einheit ist Tod, Leben Verbindung und umgekehrt. Spinoza selbst merkte wohl, dafs seine ewige Substanz in ihrer unendlichen Abgeschlossenheit und Unbestimmbarkeit todt sei, und obwohl er eben diese Substanz auch Gott nannte, so zögerte er dennoch nicht auch diesen als bewufst- und willenlos zu sezen. Wahrlich der Culminationspunkt philosophischer Furchtlosigkeit ganz allein zu bleiben mit einem todten — Gott!

Si fractus illabatur orbis,
impavidum ferient ruinae.

Was Spinoza vom Gedanken als „Attribut“ sprach, das kam lediglich der reflectirenden Abstraction, also dem System zu gut — wiewohl es auch dieses durchlöcherte, — keinesweges aber der Sache. Und überall

dürfte es noch die Frage sein, ob Spinoza dieses auch nur gewollt. Kennt man mehr von ihm als seine Ethik, namentlich seinen *tractatus theologico-politicus*, so erledigt sich fast diese Frage verneinend. Wenn demnach F. H. Jacobi den Spinozismus für baaren Atheismus erklärte, so that er wohl dem Spinozismus selbst nicht das geringste Unrecht, wohl aber ein sehr hartes der Philosophie selbst durch seine Erklärung, dafs sie immer auf Spinozismus, also auf Atheismus (dem nicht immer der Pantheismus gleich zu stellen ist) hinauslaufen müsse, wenn sie nicht entweder auf Consequenz verzichten, oder einen *salto mortale* zu machen sich entschliefsen wolle.

Der todten Substanz des unbeweglichen Spinozismus glaubte Schelling Leben einzuhauchen durch den transcendentalen Idealismus der Wissenschaftslehre. Ganz getrost wurden jene Substanz und die absolute Intelligenz (diese unerwiesene und darum als Axiom aufgestellte Voraussezung der Wissenschaftslehre) als eine Identität gesezt, und um Substanz und Intelligenz ohne Widerspruch zugleich als Eins und Zwei haben zu können, je nachdem man will, ist die Fabel von der Differenz- und Indifferenziirung ersonnen worden, und um endlich diese beiden Vorgänge wiederum in eine Thatsache zu ver-

wandlen, ist das alles beschwichtigende Dogma von der Polarität hingestellt worden. Wie sieht es denn aber nun in dieser Schöpfung aus? ist alles gut gemacht? Weder Himmel noch Erde, noch irgend ein Lebendiges will aus diesem Chaos hervorsteigen, ja, *proh dolor!* auch von dem über den Wassern schwebenden Geist ist nichts zu bemerken. — In der That ist das Unternehmen, den Spinozismus mit dem transcendentalen Idealismus Fichte's zu verschmelzen, ein Versuch, das Unmögliche zu realisiren. Jener sezt eine Substanz und eben Eine, die durchaus nicht zu beleben, nicht in Thätigkeit zu bringen ist, da, der Voraussezung nach, aufser ihr gar nichts ist; dieser hingegen sezt eine absolute Intelligenz, die aber nicht zum Intelligiren gelangen kann, weil es, seiner Voraussezung nach, aufser ihr gar nichts gibt. Auf die Subject-Objectivirung hätte man sich hiebei nicht berufen sollen, wenigstens nicht als auf eine Erklärung, denn sie ist selbst nicht nur blofses Phänomen, sondern auch lange noch nicht scharf genug beobachtetes Phänomen und, selbst der Erklärung sosehr bedürfend, kann es wohl schwerlich zum Erklären dienen. Sodann aber ist, selbst abgesehen hievon, die Annahme einer Subject-Objectivirung *a parte ante* (und hievon allein kann hier die Rede sein) etwas alle Begriffsmöglich-

keit Uebersteigendes und Verleugnendes. Wie also soll eine Verschmelzung des Spinozismus mit dem transcendentalen Idealismus der Wissenschaftslehre zu Stande kommen, da sie einander sowohl in dem was sie behaupten, als was sie verneinen, contradictorisch entgegengesezt sind? Schelling hat den Widerspruch durch den oben genannten Machtspruch zu überwinden gesucht; da aber eben solche Macht am meisten der Kraft ermangelt, so bleibt auch ihr Gebot erfolglos und die widerstrebenden Elemente fahren fort einander abzustoſsen und thun dies am meisten, je mehr man sie zu inniger Berührung zwingen will. — Bei solcher Abstammung und innern Zerrüttung kann es nicht befremden, daſs die Schellingische Naturphilosophie zu keiner wahren Psychologie gelangen konnte und auch mit dem, was noch von empirischer vorhanden war, völlig zerfallen muſste. Ueber das eine jedoch wie über das andere tröstete sie sich und die folgsame Schaar blinder Anhänger durch — Verachtung der Psychologie. Das gleiche Mittel wurde auch gegen die Logik angewendet, um die Menge der Sünden gegen sie zu bedeken.

Ist dies nun die innere Lage und Beschaffenheit derjenigen Zeitphilosophie, die den edlen Namen der Naturphilosophie sich beizulegen keinen Anstand genommen hat, so

kann es wohl bei unbefangenen und ernst prüfenden Männern keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ihr mit ruhiger Polemik begegnet wird. Ueberflüssig in Beziehung auf Medizin ist diese Polemik auch dadurch nicht gemacht, dafs die Mehrzahl unserer dermaligen Aerzte sich ohnehin schon als von Philosophobie ergriffen erweiset und darin ihren Ruhm sezt; denn eben zu dieser Versündigung haben die häufigen grundlosen und unerfüllt gebliebenen Verheifsungen der Naturphilosophen Veranlassung gegeben, und um somehr also thut eine Scheidung noth, wenn anders, was so wünschenswerth ist, eine Einkehr in die Besonnenheit möglich und auch der Philosophie ihre guten Rechte zugestanden und überwiesen werden sollen. Vollends aber schien mir eine ernste Prüfung des Verhältnisses der Naturphilosophie zur Medizin ein dringendes Bedürfnifs, da ein Mann von so ausgezeichnetem Talent und ausgebreiteter Gelehrsamkeit als Kieser, es übernommen, ein System der Medizin aus naturphilosophischen Prinzipien und besonders aus dem s. g. Gesez der Polarität mit „furchtbarer Consequenz“ zu deduciren, und einen bedeutenden Theil dieses Unternehmens schon in Ausführung gebracht hat. Was darüber öffentlich ausgesprochen worden ist, kam von den Extremen her und durfte schon deshalb nicht als ein

begründetes und begründendes Urtheil betrachtet werden. Möge daher die Ausführlichkeit, mit welcher ich von diesem in jedem Falle bedeutenden Werk gehandelt habe, Entschuldigung und ernste Erwägung finden. Möge auch die entschiedene Abweisung, welche ich gegen das System, und die Hochachtung, welche ich gegen seinen Verfasser ausgesprochen, eben so wenig den Lesern ein Widerspruch erscheinen, als er es in mir selbst nicht ist!

Nun nur noch einige Worte an den geneigten Leser über Titel, Form und Einrichtung des Buchs, kurz, über seine Aeufserlichkeit. Zuvörderst mufs ich bitten es mit dem Worte: „Reden" auf dem Titel nicht strenge zu nehmen, oder wohl gar darauf Forderungen der Beredsamkeit zu gründen. Diesen entsprechen zu können mufs ich völlig verzichten. Dem Inhalte selbst mufste ich es überlassen, sich seine Gestaltung zu erringen, ohne selbst künstlerisch etwas dazu thun zu können, oder mit Künstlichkeit es zu wollen. Mit Zuversichtlichkeit glaubte ich aber der Hoffnung mich überlassen zu dürfen, dafs was aus lebendiger Ueberzeugung und aus der Erfahrung und Sehnsucht des Gemüths hervorgegangen war, seinen entsprechenden Ausdruk nicht gänzlich verfehlen werde, da ja selbst der kunsterfahrene Quinctilian meint: *pectus est quod disertos facit.*

In den einleitenden Vorlesungen wurde verkündigt, dafs das Ganze mit der Aufstellung des Bildes vom vollkommenen Arzt beschlossen werden solle. Da dies jedoch keine besondere Untersuchung bilden konnte, so hielt ich es für zwekmäfsiger, diese Vorlesung im Druk ausfallen zu lassen; dieser Entschlufs wurde aber erst während des Drukes der ersten Vorlesungen gefafst, da also jene Ankündigung nicht mehr zurükgenommen werden konnte. Statt dieser wegbleibenden lediglich an das Gemüth sich wendenden Vorlesung nehme der Leser die schönen Schlufsworte des Dichters beherzigend auf.

Ob ich mehr wegen der angeführten oder unterdrükten Citate um Entschuldigung zu bitten habe, bin ich völlig ungewifs, und deshalb ersuche ich jeden, das zu vergeben, was ihm hierin das Verfehlte scheinen möchte.

Ach! dafs es bald besser und — gut werden möchte!

Königsberg, im Oktober 1825.

Dr. Lud. Wilh. Sachs.

Erste Vorlesung.

Edel sei der Mensch
Hülfreich und gut!
Göthe.

Nicht überflüssig ist's ohne Zweifel, dafs der Studirende bei seinem Eintritt in die akademischen Studien durch eine allgemeine Methodenlehre begrüfst und in den heiligen Kreis der Wahrheitsforschung aufgenommen werde: — nicht um die Wissenschaften allgemein zu preisen, oder mancherlei Geschichtliches von ihnen zu melden und eine äufsere Anleitung über die Weise zu geben, wie jede einzelne studirt werden müsse oder könne — wiewohl alles dies nicht völlig ohne Nutzen sein mag; — sondern damit ihm der innere, organische Zusammenhang aller Wissenschaften in der Einen, sie alle durchziehenden und belebenden, in der Philosophie, aufgeschlossen werde; damit er, von ihrem Lebenshauch an-

geweht, bewufst, frisch und freudig seine Stelle im grofsen Ganzen erkenne und im Geist erfafse; damit er frühe schon und durchdringend überzeugt werde, dafs die Wissenschaft ihr inneres Heiligthum nur dem sittlich Freien willig aufschliefst, der Knecht aber sich vergeblich um sie abmühet; damit er, von ernster Liebe zu ihr erfüllt, rüstig und entschieden all sein Wollen und Begehren, all seine Kraft und Vermögen mit Lust der göttlichen Wahrheit entgegentrage. Denn jede Wissenschaft ist nur eine besondere Manifestation der Einen und untheilbaren, überall in ihrer ganzen Fülle erkennbaren Wahrheit. Und wahrlich, wenn es schon erfreulich ist, im gewöhnlichen bürgerlichen, vielfach getrübten und verkehrten Leben auf einen Menschen zu schauen, der einem untadligen Ziele in festbewufster Richtung auf dem nächsten Wege zueilt, durch keine Schwierigkeit sich hemmen lassend und anstrengenden Kampf gern übernehmend; wie vielmehr werden wir nicht den glüklich preisen und an seinem Anblik uns kräftig ergözen, von desen Antliz Ruhe und Frieden, durch die gerechteste Verbindung mit der Wahrheit uns entgegenstrahlen. Wahrlich, ihm ist sein Loos aufs lieblichste gefallen! Ob auch die Welt ihm mit ihrem Beifall, mit ihren Ehren und Belohnungen danken werde? Das sucht er nicht, und was sie

ihm versagt, das vermifst er nicht. Er will weder an ihrem Beifall noch an ihrem Urtheil die Wahrheit prüfen; er weifs, dafs die Welt im Argen liegt und in schwerer Gefangenschaft des Irrthums, ja, dafs sie, die Freiheit gänzlich vergessend, mit ihren Fesseln spielt. Um so mehr aber erkennt er es als die Aufgabe und selige Bestimmung seines Lebens an seinem Theil beizutragen, dafs sie geheilt werde von ihrer Krankheit, dafs sie genese vom Irrthum und durch die Wahrheit frei werde. Die höhere Entwiklung aber seiner Freiheit erkennt und prüft er an seiner Treue im Dienste der Wahrheit und an dem Muth in ihrer Vertheidigung gegen überlauten Irrthum und Wahn. Dornig wohl sind seine Pfade, ja sie eben mufs er wählen, denn nicht die Schwierigkeit zu vermeiden, sondern sie zu überwinden, ist sein Lebensgeschäft. Um ihn her ist Finsternifs gelagert und sie thürmt sich hoch empor, wie er nur vorzuschreiten beginnt, denn sie ist abgewendet vom Lichte und hafset seine Diener; er aber durchbricht ihre ohnmächtigen Schranken mit der Kraft, die ihm Gott selbst, der Vater des Lichts, verliehen hat. Dann mufs er freilich sich anklagen hören über Gewaltthätigkeit, dafs er nicht Ruhe gönne und lasse dem, das doch niemand stört; dafs er zu behaupten wage: es gebe eine reale Wahrheit

und sie sei zu erreichen; dafs er selbst sie nicht nur zu lieben, sondern auch zu kennen vorgebe, da doch niemand die Wahrheit gesehen und keiner sie zu erfassen vermöge, und alle recht hätten, obwohl auch keiner. — Doch weder solche Anklage, noch der darauf folgende Widerstand und Gegenkampf hemmen seinen Lauf; vielmehr erheben sie seinen Muth und beleben die Hoffnung des Gelingens. Denn dieses Aufseufzen der bedrängten Finsternifs, und das Wimmern, wie das Toben der aus ihrer trägen Ruhe aufgescheuchten Düsterlinge, sind ihm erwünschte Zeichen; dafs er nicht aus verkehrtem Eigenwillen und mit unzureichender Eigenkraft gehandelt, sondern dafs noch immer die Waffen des Lichts und Rechts der treffenden Schärfe nicht ermangeln, und so auch ihre überwindende Wirkung nicht schuldig bleiben werden. So wirkt er denn fort in unzerstörbarer innerer Heiterkeit, in frischem, stets siegendem Kampfe, in unsichtbarer Verbindung mit allen Guten der Vor- und Mitwelt, unter dem allmächtigen Schuze seines himmlischen Vaters, bis sein Tagewerk vollendet ist und er hinüber gerufen wird in die Wohnungen des Friedens.

Gewifs, jedes Herz, in dem nicht aller Trieb zu einem edlen Leben erstikt ist, mufs Freude empfinden über die Herrlichkeit und

Wahrheit eines solchen Berufs; ja, es mufs Anklänge einer Sehnsucht danach in sich vernehmen. — Wer aber ist denn zu einem solchen Leben berufen? Ohne Zweifel Alle, die ihrer göttlichen Abstammung eingedenk sind und sie nicht verleugnen wollen. Sind wir alle Eines Geschlechts und haben wir nur Einen Vater, den Gott der Wahrheit, so sollen und können wir alle Zeugen und auch Thäter der Wahrheit sein, jeder in seinem Maafse, nach der ihm beschiedenen Kraft. Und wahrlich, wer einen gesunden Gedanken wirksam eingeführt hat ins Leben, wer eine verjährte Verwirrung aufgelöst, eine Dunkelheit erhellt, einen kräftigen Irrthum verdrängt, ein altes Vorurtheil mit gediegenem Urtheil überwunden hat, der hat mehr gethan als ein Sieger im offnen Felde und der eine Feste erobert, und sollte auch unter Menschen seines Namens nicht gedacht werden, so lebt doch seine That segnend fort. Vor allen aber sind zu dem geschilderten Leben berufen diejenigen, die allen verwirrenden Weltverhältnissen frühzeitig entsagt, der Erforschung der Wahrheit, dem Leben im Geiste und für den Geist sich gewidmet haben. Schon dies Heraustreten aus der Welt, mitten in der Welt, um zu wirken auf die Welt, verkündigt, selbst da, wo es lange nicht auf die Frucht eines Freien besonnenen Entschliefsung, ja nicht einmal

als die Wirkung eines hindrängenden Triebes, sondern blofs als das Ergebnifs vielfach zusammengesetzter, äufserer Verhältnisse betrachtet werden kann, selbst da schon sag' ich, verkündigt es eine höhere und ernst mahnende Bestimmung der alles leitenden Vorsehung. Mit gutem Rechte erbliken wir daher in den der Wissenschaft sich ergebenden Jünglingen solche vorzugsweise Berufene; und obwohl wir nicht alle Einzelne kennen, noch auch sie beurtheilen möchten, und obwohl es uns nicht hat entgehen können, dafs noch kein Herbst das geleistet hat, was der Frühling zu verheifsen geschienen, so vermögen und dürfen wir es doch nicht anders, als mit stets junger, vertrauender Hoffnung uns an die um uns her aufblühende Jugend zu wenden. — Wohl also ist's förderlich, dafs den Studirenden gleich beim Eintritt in die akademische Laufbahn in grofsen und kenntlichen Umrissen ein Bild der Welt der Wahrheit vorgehalten werde, damit das noch unbefestigte Herz am Anblik ihrer Schönheit erstarke; es ist wohl gethan, ihnen die Pfade des Rechten zu zeigen, ihren Muth darauf zu wandeln anzufachen, ihnen den Geist unermüdlicher Kampfeslust einzuhauchen und das Leben der ersten Liebe in ihnen anzuzünden. Hier gleich mögen sie es inne werden, dafs die Wissenschaft nicht feil sei, dafs sie einen sichtbaren

Leib und eine unsichtbare Seele habe, jenen haben ihr, aus vergänglichem Stoffe, Menschen angebildet, ihre Seele aber hat sie von Gott empfangen, in dem auch ruht sie und zu ihm führt sie. Wer drum in einen reinen und keuschen Umgang mit ihr treten mag, wer sie erkennen will, wie sie ist, der blike sie seelenhaft an. Jezt gleich werde dem verlangenden Jüngling sein geistiges Auge geöffnet und mit brennendem Lichtdurst gefüllt. In einer umfassenden Methodenlehre zeige man ihm die Heiligthümer der Wissenschaften und ihre gemeinsame Seele, die Eine Wahrheit. Empfindbar werde es ihm jezt schon gemacht, dafs Wisserei keiner Art den Hunger und den Durst des unsterblichen Geistes zu stillen vermag, dafs sie ein gespensterhafter Schatten ist, dem viele thöricht nachjagen, und so dem Lichte selbst entfliehen. Mag immerhin der Schatten das Licht voraussezend verbürgen, immer doch ist er selbst Finsternifs.

Ist es also gewifs ersprieſslich, den Studirenden gleich bei seinem Eintritt in die Hochschule mit diesem Geiste und in denselben aufzunehmen, und ist's gewifs eben so wünschenswerth, ihn mit derselben Gesinnung durch die ganze, ohnehin so sehr beschränkte Zeit seines Aufenthaltes auf der Akademie hindurchzuleiten: — wie sollte man ihn scheiden und in die mit feindlichen Elementen überfüllte

Welt hinaustreten lassen, ohne ihm einen lezten Rath, eine Warnung aus treuem Herzen mitzugeben. Bisher sind alle seine Pfade vor ihm geebnet, jeder Anstofs und jede Hemmung weggeräumt worden; noch hatte kein Tag für ihn seine eigene Plage. Eltern, Freunde, andere theilnehmende Menschen haben ihn über alle Schwierigkeiten des äufsern Lebens hinweggehoben; treue Lehrer, ja die edelsten Geister aus der ganzen Vorzeit haben gewetteifert, ihn mit der Himmelsspeise der Wahrheit zu pflegen. Bis hieher ist er getragen worden: — nun soll er tragen. Und jemehr die akademischen Lehrjahre von ihm treulich benutzt worden sind, jemehr jeder Unterricht am ihm gelungen ist, je lauterer und brennender in ihm das Verlangen ist, mit dem ihm vertrauten Pfunde zu wuchern und gute Früchte zu bringen — desto gröfser und vielfacher wird und mufs sein Kampf werden.

Heraustretend aus den friedlichen Hallen der aus geistigen Elementen erbauten Schule, breitet sich vor ihm, in weiter Ausdehnung, die Welt aus. Harmlos glaubt er, sie stünde ihm offen und ungehemmt und ungehindert werde er hineintreten können. Mit froher Erwartung blikt er dahin und sendet ihr einen Friedensgrufs. Sollte sie den freundlichen Gast nicht gerne aufnehmen? Wird sie dem Freien nicht mit Zuneigung begegnen? dem Vertrau-

enden nicht mit erwiderndem Vertrauen begegnen? den Dienstwilligen nicht ehren, mindestens annehmen? — Ist sie denn mit Geist so überfüllt und übersättigt, dafs sie keines Zuflusses, keines Mitarbeiters, keiner Geistesgaben, wie grofs oder gering sie auch sein mögen, weiter bedarf? — O, sie ist so bedürftig, so verarmt, so im Elend verkommen, dafs ihr selbst das Bewufstsein und die edle Sorge um ihr dringendstes Bedürfnifs ausgegangen ist. — Und was sie als Bedürfnifs angibt, und was sie, wo es befriedigt wird, lohnt wie sie kann, das eben ist ihr das Verderblichste. Sie will, dafs man ihr fröhne, will, dafs man ihr Abhülfe bringe gegen die Folgen des Uebels und Schonung gebrauche, ja, die Hand völlig abziehe von der Entwurzelung des Uebels. Nun, in diesen Willen zu willigen, wie vermöchte das ein echter Jünger der Weisheit und Wahrheit. Liebe zu üben und schonend zu handlen ist er gelehrt und gestimmt, aber nur, um dem Guten die Wege zu bereiten, nicht um das Böse zu verewigen. Welch eine Dissonanz! wer wird sie auflösen? Sie haben nichts fast mit einander gemein, die Welt und dieser in sie Eintretende. Wer wird die Obhand gewinnen? denn ein Streit ist gesezt, bei welchem einer untergehen mufs. Die Welt zu verwandlen vor seiner Verbindung mit ihr ist nicht möglich, auch hätte er nichts zu

thun in ihr, wenn es möglich wäre. Zurück in die Schule treten darf er nicht; sie hat für ihn gethan, was sie vermochte, wie eine zärtliche Mutter hat sie ihn gepflegt, wie ein weiser Vater in Zucht, Gesez und Liebe ihn erzogen; hinter ihm haben die Pforten sich geschlossen, heifse Wünsche nur und mahnende gerechte Erwartungen folgen ihm. Vorschreiten also mufs er weil er soll, und er soll weil er kann. Wird aber die Welt es gestatten, wird sie ihn nicht verschlingen? Alle ihre Geschosse wird sie gewifs, meint er es redlich, auf ihn richten, aber gewifs auch wird kein Haar von seinem Haupte fallen, wenn er mit Gerechtigkeit gewaffnet ist. Kennen aber mufs er den Feind soll er rüstig gegen ihn kämpfen, und kennen vor allem mufs er sich selbst, um des Feindes zerstörenden Wirkungen in sich waker und schonungslos begegnen zu können. Denn in diesem Kampf ist's nicht der Feind aufser uns, dem wir den hartnäkigsten und dauerndsten Widerstand zu leisten haben, sondern dem Feinde in uns erliegen wir, wenn wir unterliegen. Es ist wenigstens Selbsttäuschung, und nicht unverschuldete, wenn versunkene Weltlinge behaupten: „wohl stünde es arg in der Welt und „grofse Verwirrung herrsche in ihr; die Wahr„heit darf nicht in angestammter Kraft und „Schlichtheit sich bliken lassen. Wir selbst

„haben lange gezögert, bevor wir in den Welt-
„gang und in den Weltton eingestimmt ha-
„ben, endlich aber thaten wir es, weil siegen-
„der Widerstand hier unmöglich ist. Heim-
„liche Freunde jedoch der Wahrheit sind wir
„geblieben, und so suchen wir denn auch, wo
„irgend möglich, mit dem Irrthum selbst et-
„was Wahrheit hindurchzubringen. Also thut
„auch ihr — rufen sie gleisnerisch begeister-
„ten Wahrheitsfreunden zu — sonst geht ihr
„zu Grunde, wie es uns schier ergangen wäre,
„da auch wir noch in jenem jugendlichen
„Feuer standen, und auch noch so wohl woll-
„ten!“ — Nun — so dürfen wir ihnen ant-
worten — euer Trost ist voll Jammers und
eure Hülfe purer Untergang; so ohne Rath
sind wir noch nicht, dafs wir eures trostlosen
bedürften, und so zerfallen ist noch unser Le-
ben nicht in sich selbst, dafs wir ein Unter-
kommen beim Tode suchen sollten. Hättet
ihr doch nur je die Wahrheit von Herzen ge-
liebt, hättet ihr nur je wahrhaftes Verlangen
gehabt ihr zu dienen, oder wäret ihr nicht
feige geflohen, da ihr einige Gegenwehr er-
fuhrt, es stände wohl jezt besser um die Welt,
und ihr selbst würdet nicht so kaltherzig da-
stehen, würdet nicht so verkümmert und zu-
sammengeschrumpft sein in euch selbst.

Was aber vermag die Schule zu thun,
um den Eintritt ihrer scheidenden, geliebten

Zöglinge in die Welt glüklich einzuleiten und einen heilsamen Erfolg vorzubereiten? Nichts anderes, glauben wir, als dafs sie, wie sie mit der holden Gestalt der göttlichen Wahrheit die Eintretenden aufgenommen, wie sie unermüdet sie bisher mit der Milch sittlicher Wissenschaft genährt, so stelle sie nun den Scheidenden hin ein treues Bild der Welt, wie sie ist, und die Unerfahrenen sie weder kennen, noch zu kennen vermögen; erweke in ihnen eindringende Kenntnifs des eigenen, vielfach verschlungenen Wesens, lehre sie kennen jene in der Welt gewurzelten Irrthümer, deren Wipfel überall noch die Wahrheit überschatten und den freien Lichtseingang hemmen; lehre sie kennen die in ihnen selbst laurenden, drohendsten Gefahren; schärfe ihre Waffen gegen alles dem Guten Entgegenstehende in der Welt, vorzüglich aber in ihnen selbst; hauche ihnen ein unermüdliche frische Kampfeslust und ermahne sie zur Treue bis ans Ende. Dies ist der lezte und wahrlich nicht der geringste Liebesdienst, den die Schule ihren herangereiften Jünglingen leistet, er ist die Versiegelung ihres Pflegeamts und der flehende Segen, den sie über die Scheidenden spricht.

Auch nichts Ueberflüssiges, wie uns scheint, thut die Schule hieran. Denn wie lange oft ist doch der Sohn im Hause des Vaters, lebend

immerdar von seinen Gütern und freien Liebesspenden, ohne dennoch den Vater wirklich zu kennen und oft deshalb nicht, weil er ihn ja hat. Auch sind nicht alle, ja nur wenige, feines Herzens genug, als dafs ihnen in der Schwüle und Mühseligkeit der Fremde eine Sehnsucht nach der väterlichen Heimath aufgehen sollte. Diese wiederum gedenken nicht des Vaters, eben weil sie ihn nicht mehr haben, weil sie mit den Gaben seiner Liebe nicht mehr überschüttet werden, obwohl es dazu nur an ihnen fehlt. Darum darf die Schule wohl sich gemahnt erachten ein leztes Wort zu den aus ihr Scheidenden zu reden, um sich ihnen kenntlich und sie sich, wenn irgend möglich, durch den Abschied selbst, ewig verbunden zu machen. Nicht mehr wie zu Kindern, sondern wie zu Jünglingen, die das Böse überwinden sollen, redet sie nun zu ihnen; vertraulich, um Vertrauen für die nahende Noth einzupflanzen. Unmündig stand bisher der Zögling zur Schule, sie gab ihm was er bedurfte, mehr als er selbst zu verlangen verstand, denn eben wahres Bedürfnifs zu erweken kann lediglich ihr Ziel sein. Nun aber ist die Zeit herankommen, da er mündig werden soll; sie also mufs ihn völlig in die Bedingung der Freiheit sezen, welche aber lediglich im offenen Verständnifs enthalten ist. Die Mündigkeit ist, wie es unsere treue Spra-

che schon deutlich anzeigt, geknüpft an das freie, verständige Wort und vermittelt durch dasselbe. Bis hieher stand der Schüler im Empfangen, seine Treue bestand im Aufnehmen, im Hörsamsein; nun soll er aber wirken, soll erwidern und bewähren. Mit schlichter Unumwundenheit muſs die Schule ihm jezt ihr innerstes Wesen und Sein verkündigen, damit er sie frei erkenne und ein unauflösliches Band geknüpft werde. Erkenntniſs war bisjezt das Bindemittel zwischen der Schule und ihrem Zögling; nun muſs sie es ihm aussprechen, daſs die Erkenntniſs, so wahr sie auch sein und so sehr sie auch aus der Quelle des Göttlichen abstammen mag, dennoch nur Mittel, an sich nur ein gebrechliches und stükweises, nie aber Zwek und das, was es eigentlich gilt, sein könne. Bewährung der Wahrheit durch die That, das eben ist's, worauf es ankommt und ganz allein ankommt. Nicht also Wissen allein, in welchem Gebiete, in welch hohem Grade es auch sein möchte, ist's, was der Schule genügen kann oder was sie beabsichtigt, sondern das Gewissen, inwiefern es aus befreietem Bewuſstsein lichtvoll und gottverwandt geboren wird, das ist's, was sie meint, was sie zu erregen und wach zu erhalten die Bestimmung hat. Mit Einem Worte: als Erzieherin des Menschen zum Göttlichen, in welchem das Wissen und Ge-

wissen in der innigsten Durchdringung mit und in einander leben, als solche mufs sie sich nun ihrem scheidenden Zögling enthüllen; als solche fühlt sie sich nun gedrungen, ihn vertraulich zu lehren, zu mahnen und zu warnen. Was sie ihm nun sagt, das sagt sie ihm für immer, nicht sprechend aus dem Geiste allein, sondern auch aus dem Herzen unwandelbare Wahrheit. Nun auch, darf sie hoffen, wird sie gern ganz vernommen und, um der Willigkeit der Gesinnung, auch wohl verstanden und innerlich aufgenommen werden. Was die Schule von Herzen verlangt, dafs die Wahrheit, die reine und lautere Wahrheit, komme und in Frieden herrsche über die Welt, das legt sie ihrem eben von ihr scheidenden und in die in sich selbst zerrissene Welt tretenden Zögling an sein eigenes Herz und Gewissen, damit er wachen und kräftig zum Guten wirken möge, als Angebinde noch auf seine bedenkliche Farth ihm mitgebend ihren wohlmeinenden, besonnenen und helfenden Rath.

Zwar behaupten die Klugen in der Welt, dafs die Schule aller zureichenden Einsicht in die wirklichen Weltverhältnisse ermangle, dafs ihre Vorschriften zum Ordnen derselben zunächst an Unausführbarkeit litten, überdies aber noch von Unbeholfenheit und geistiger Beschränktheit zeugten. „Wem es bei uns“

— sagen sie — „gelingen soll, der muſs den „Schulstaub abwerfen, muſs das alte Schulge- „schwäz vergessen, muſs allen müſsig ausge- „sonnenen Idealen, wenigstens um sie wirk- „sam einzuführen ins Leben als Regulative „des wirklichen Handelns, völlig entsagen (denn bloſs zum Scherze, grillenhaft, ohne alle praktische, sittliche Tendenz sich mit ihnen zu beschäftigen — das freilich erlauben sie, ja sie wollen sogar eben daran die anständige gute Erziehung erkennen). „Wem es in den Welt- „geschäften (die sie das wirkliche Leben nennen) um einen glüklichen Erfolg zu thun ist, „der lasse doch nur ja alle überschwängliche „Gedanken und Hoffnungen von einer bessern „oder zu bessernden Welt weit hinter sich lie- „gen. Einmal ist's doch nun, wie es ist, und „da kommt es denn lediglich darauf an, rasch „sich zu entschlieſsen und behende zuzugrei- „fen.“ — So lästern viele die Schule und leider nicht nur solche, die nie in ihr gewesen, oder nur durch sie hindurchgelaufen sind, sondern solche auch, die das reiche Maafs ihrer Wohlthaten genossen, die es gelobt hatten treu zu sein der Wahrheit und die mütterliche Schule in der Welt zu vertreten durch Wort und Wesen, lebendige Zeugen zu sein, daſs in jene dunkle Mauren helles Licht hineinscheine. Aber sie sind entartet in Treulosigkeit und verspotten die Brüste, die sie ernährt.

Recht

Recht jedoch, in ihrer Art, haben sie in dem was sie sagen. Unvereinbar allerdings sind die Lehren der Schule mit den Zweken der verhärteten Selbstsucht. Die Schule gehet von der Ueberzeugung einer progressiven Entwikelung zum Guten und Vollkommenen aus, und hat zum Bürgen für diese Ueberzeugung den Willen und die Allmacht Gottes. Denn Gott will, dafs sein Reich, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, gegründet werde und ewig dauernd sei. Dies kann nur vermittelst der dem Menschen mitgegebenen Freiheit geschehen; offenbar also bedarf es einer innigen Verschmelzung des menschlichen Willens mit dem göttlichen, und so kann es geschehen, wie es denn wirklich geschieht, dafs die Erfüllung verzögert und aufgehalten wird: — völlig ausbleiben nur kann sie nicht, weil Leeres nicht in Gottes Willen liegen kann. Darum auch geht der Schule, der menschlichen Bewahrerin und Pflegerin göttlicher Einsicht, unter keinen Umständen die Hoffnung des Gelingens aus, weil sie auf einen Felsen gegründet ist. Sie hat nur über die Untreue der Menschen sich zu betrüben, nie aber wird die Zuversicht des endlichen Eintreffens erschüttert, nie der Weg, der zur Wahrheit und zum Leben führt, zweifelhaft. Getrost also wirkt sie lehrend und ermahnend fort. — Die Welt hingegen geht von der Thatsache ihres Arg-

seins aus, welche freilich nicht bestritten werden kann. Aus dieser Thatsache argumentirt sie weiter so: „weil ich arg bin, und arg ge„wesen bin von je und je, so mufs ichs auch „bleiben, und es kann nichts anders werden. „Es handelt sich für jeden Einzelnen nur dar„um, dafs innerhalb dieses Argen jeder den „gröfstmöglichsten Vortheil für sich erjage.“ Die Schule aber, dies von der Welt wohl kennend, fordert kategorisch: eben weil du arg bist, so werde nun besser und gut! dafs du es aber werden könnest ist schon daran erwiesen, dafs du arg bist, da dies eben gegensägliche, die Freiheit voraussezende Begriffe sind. Konntest du nicht gut sein, so wärest du auch dermalen nicht arg! — In der That also: unvereinbar sind die Grundsäze der Schule und der Welt. Klar aber auch ist's, wer denn die Vereinigung hindert, und wer über den andern hinaus versteht. Eben so klar ist's, dafs die Unbeholfenheit und geistige Beschränktheit, deren die Schule von den Weltklugen bezüchtigt wird, in ihr nichts anders sind als die Schlichtheit der Einsicht in das Rechte und die sittlich entschiedene Abweichung in das Unrechte irgend wie zu willigen. Der losen Welt erscheint diese Festigkeit als Unbeweglichkeit, da doch das Festeste auch das Beweglichste ist. Ja, ganz unumwunden mufs die Schule es bekennen, dafs

sie das von der Welt für das wirkliche Leben und für den Tummelplaz und das Ziel aller Bemühungen Ausgegebene als das Nichtigste und Verwerflichste, ja als die Ertödtung des wahrhaftigen Lebens halte und durchdringend erkenne.

Und hiemit ist denn die grofse Kluft zwischen Schule und Welt deutlich genug bezeichnet. Vor dieser Kluft stehen, aber sie nicht recht gewahrend, die aus der Schule Tretenden. Wie vermöchte es also die treue Pflegerin anders, als vor dem jähen, leicht tödtlichen Fall zu warnen? Und ist diese Warnung wohl allen nöthig, welchen Theil der allgemeinen Wissenschaft sie auch als Mittel ihres Einwirkens auf die Welt erwählt haben mögen, so ist sie vollends, wie uns scheint, dringendstes Bedürfnifs für den in die Welt eintretenden Arzt. Denn seine Verhältnisse sind verwickelter, schwieriger und zarter, als die irgend eines Andern, und der lokenden Abwege wie der schrekenden Gefahren gibts für ihn mehrere, als für irgend Einen sonst. Dies jedoch Ihnen im Zusammenhange und aus den Gründen darzustellen, bleibt eben den folgenden Vorlesungen als Aufgabe vorbehalten.

Zweite Vorlesung.

Quid est sapientia? Semper idem velle atque idem nolle. Licet illam exceptiunculam non adjicias, ut rectum sit quod velis. Non potest cuiquam semper idem placere, nisi rectum. Nesciunt ergo homines quid velint, nisi illo momento, quo volunt.

Seneca.

Ein wesentlicher Zwiespalt ist zwischen Schule und Welt — nicht sowohl befestigt, als wirklich vorhanden. Ihn aufzuheben ist die Welt nicht bedacht, denn sie läfst die Schule hinter sich liegen und mag sie gerne vergessen. Die Schule hingegen kann ihn nicht übersehen, eben weil sie Auge hat schlechthin, und sie will ihn nicht übersehen, weil sie auf die Welt bildend und ordnend zu wirken sich für berufen hält. Aufheben jedoch könnte sie diesen Zwiespalt nur, wenn sie als Bildungsgesez in die Welt eindränge. Vollständig würde dies geschehen, wenn die aus der Schule in die Welt Tretenden jenes Gesez nicht nur mit-

bringen, sondern es auch wirksam ausprägen möchten; ja, ganz friedlich überdies würde es vollbracht werden, wenn die Welt auch nur einigermafsen sich's bewufst werden wollte, was sie bedarf und was ihr frommt. Denn unglaublich in der That, obwohl nur zu sehr thatsächlich, ist ihr Widerstreben gegen das, was sie durchaus nicht entbehren kann, und auf irgend eine Weise doch endlich annehmen mufs. Mufs sie doch selbst zu ihrem Streit und zur Aeufserung ihrer Verachtung gegen die Schule von dieser die Waffen nehmen. Sie kennt sehr wohl das traurige Ende, wenn sich die Glieder gegen das Haupt empören; sie weifs es aus der Geschichte verflossener Jahrhunderte, dafs blühende Staaten wie einzelne Individuen dahingesunken sind, darum, dafs sie die Schule, als die Pflegerin der Wahrheit, zu untertreten gedachten: — Alles dies weifs sie, und hat es eben in der Schule vernommen; nichtsdestoweniger aber glaubt sie in jedem einzelnen Falle: diesmal werde es anders kommen und besser gelingen. Unseliger Irrthum! so wird der Kampf schon um den Eintritt der Wahrheit, wenn auch nicht mehr mit solcher Heftigkeit und Bösartigkeit, als in mancher frühern Zeit, so doch immer noch fühlbar genug geführt. Aber nicht über den Kampf gegen das Böse zu klagen ist unsere Absicht, sondern vielmehr dazu

aufzufordern und ihn in seiner wahren Natur kenntlich zu machen.

Hiezu aber, und um sofort einem störenden Mifsverständnisse vorzubeugen, bemerken wir schon vorläufig und im Allgemeinen (denn wir gedenken später es spezieller darzuthun), dafs wir keinesweges die Schule für flekenlos halten; vielmehr wissen und bekennen wir es, dafs sie nicht selten sich verwirrt und aus ihrem Rufe gewichen ist. Das nur behaupten wir, dafs sie dies niemals als Schule gethan hat, sondern nur insofern, als sie in eine unlautere Vermischung mit der Welt eingegangen war und fremdartige Bestandtheile in sich aufgenommen hatte. Wie nämlich die Kirche, die höchste und edelste Schule des Geistes, ihren wahrhaft sittlich religiösen Einfluſs auf die Welt nicht bloſs schmälert, sondern völlig aufhebt, sobald sie in Hierarchie sich verwandelt, d. h. sobald sie selbst nach weltlichen Mitteln greift um auf die Welt zu wirken, wie, sag' ich, dieser innere Widerspruch sich immer als geist- und weltzerstörend gerächt hat, so tritt überall die Schule sich selbst in den Weg, ja sie untergräbt sich, sobald sie, welchen Zwek sie auch habe oder vorgebe, irgend ein ihrer Natur fremdes, weltliches Element in sich aufnimmt, oder auch nur an sich duldet. Ihre ganze moralische Persönlichkeit ist verlezt, wie sie von ihrem

unbedingten Vertrauen zur Wahrheit, als der allein zureichenden und überwindenden Kraft, entblöfst dasteht, sobald sie noch Unterstüzung beim Irrthum und Nachhülfe bei der Leidenschaft sucht. In der Welt kann sie freilich so eine Zeitlang wirken, und zwar, zu ihrer gröfsten innern Beschämung, mit äufserm Beifall; aber gar lange hält auch dies nicht vor. Denn bald wird ihr Hermaphroditismus erkannt werden; ihr edlerer genuiner Charakter mufs sie in einen Zwiespalt mit sich selbst und in eine überall hemmende unstettige, inconsequente Auswirkungsweise versezen. Und so mufs denn endlich die halbe Wahrheit der Schule dem vollen Irrthum der Welt unterliegen

Mufs es demnach wohl bekannt werden, dafs die Schule nach dem Zeugnisse der Geschichte und nach ihren eignen schmerzlichen Erfahrungen, nicht selten von ihrer geistigen Bahn abgeschweift ist und so sich entwürdigt hat; ja, stünde sie vielleicht eben jezt in einer solchen gefährlichen Versuchung, so ist das Bedürfnifs nur um so gröfser sich nach dem Grunde dieses Uebels und nach den rechten Wegen umzusehen. Und hiezu ist schon ein guter Schritt gethan, wenn erkannt wird, dafs die Schule nur dann in der Kraft und in der Wahrheit verharrt, wenn sie kein anderes Sein hat als die Lehre des Geistes, und

kein anderes Thun als die Verbreitung des Geistes durch das Lehren. Dann trifft sie gewifs, selbst unerreichbar von den Einflüssen irrdischer Gewalten, mit ihren Wirkungen verändernd und umgestaltend die Welt; sie trifft sie aus unsichtbarer Höhe, unscheinbar freilich, aber sicher und unwiderstehlich nach dem Gesez geistiger Auctorität. Wie aber dies erkannt ist, so hindert nichts, dafs die auch aus ihrem Geleise etwas abgewichene Schule wiederum ihre rechte Stelle einnehme. Sie hat hiebei vor der Welt sich nicht zu demüthigen (was diese eben so wenig verstehen als gebrauchen könnte), sondern nur über sie sich empor zu heben. Und eben hiedurch wird sie wiederum vollkommen geeignet den aus ihr in die Welt Tretenden die allein heilsame Lehre über das Verhalten zur Welt als leitendes Prinzip mitzugeben; zumal die Summe dieser Lehre eben darin besteht, sich auch in den vielfältigsten und zusammengeseztesten Verbindungen mit der Welt dennoch rein zu erhalten von ihr.

Dies sind die Grundgedanken unserer lezten Vorlesung, denen wir die eben ausgesprochenen erläuternden Bemerkungen hinzuzufügen zwekmäfsig erachtet haben. Dem in die Welt eintretenden Arzte, sagten wir damals am Schlusse, sei eine Anweisung der geschilderten Art vorzugsweise dringendes Bedürf-

nifs, weil seine Verhältnisse verwikelter, zarter, schwieriger, als die irgend eines Anderen seien; weil es für ihn der lokenden Abwege, wie der drohenden Gefahren mehrere gebe, als in irgend einem andern Wirkungsverhältnisse gefunden werden können. — Hiemit ist Ihnen denn auch die Tendenz der folgenden Vorträge bezeichnet. Gelänge es mir nemlich Sie durch dieselben in eine helle Einsicht zu versezen in die innere Bedeutung Ihres Berufs; würden Ihnen die verderblichen Abwege kenntlich gemacht, mögen sie als lokende sich uns entgegenwinden und dann vielfach sich verschlingend den Ausweg sperren und den Rükweg zu finden, keine Hoffnung lassen, — oder mögen sie plözlich als Wüsteneien sich vor uns ausbreiten, wo kein Leben zu finden und nur jammervoll zu verschmachten die Aussicht wäre; würde Ihnen mitten durch diese Gefahren hindurch den Weg des Lebens zu finden nicht nur eine schimmernde Hoffnung vorgehalten, sondern das verbürgende Geleite der Wahrheit zugesichert: — dann wäre meine dermalige Aufgabe gelöst. Denn in die volle Freiheit wären Sie dann gesezt, zur rechten Zeit, in rechter Art. Hinzutreten dürfte dann nur die eigene sittliche Entschliefsung. Diese aber ist die persönlichste That des Menschen; sie kann von einem andern vorbereitet, eingeleitet, begünstigt werden, wirklich vollzie-

hen jedoch mufs sie der Mensch selbst, und eben dadurch in die volle Persönlichkeit treten. Zwischen der freien Entschliefsung aber und der Nichtentschliefsung liegt keine leere Stelle, denn es steht eben nicht in der Freiheit des Menschen den Freiheitsgebrauch zu unterlassen und dennoch zu bleiben ein Mensch — ein freies Wesen (was ja schon in der Vorstellung eine Ungereimtheit wäre); sondern wie er sich nicht wirklich und in der That entschliefst, so wird über ihn beschlossen; wie er nicht siehet, so wird er blind und ist ein blindes Werkzeug der wogenden Kräfte. Mag auch so noch manches Gute durch ihn geschehen: — ihm kommt es nicht zu gute, denn er hat es ja nicht gewollt, es ist nicht seine That; alles Ueble aber, wiewohl es nicht minder ist die Frucht seiner Unfreiheit, lastet als wohlverdiente Schuld auf ihm, denn er hätte sollen es nicht wollen. *Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.*

Zu dem in die Welt eintretenden Arzt reden wir. Wer ist er? für wen hält er sich selbst? was will er wirken? Und für wen hält ihn die Welt? was begehrt, sucht und fordert sie von ihm? dies lassen Sie uns zunächst deutlich erkennen.

Zuförderst entgehe es Ihnen nicht, dafs ich immer in der Voraussezung stehe, der in die Welt aus der Schule Tretende sei auf die

rechte Weise in die Schule getreten, d. h. im bewufsten Verlangen entweder nach der ewigen Wahrheit, oder doch gezogen von einer sich selbst noch dunklen Sehnsucht nach ihr, oder wenigstens rechtschaffen folgend der Bestimmung der über ihn waltenden und von ihm eben hierin erkannten Vorsehung. In allen diesen Fällen ist dann während seines Lebens in der Schule eine wesentliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ist nemlich in eine Verbindung mit der Welt des Geistes unter dem leitenden Einfluſs der Wahrheit getreten. Es läſst sich zwar nicht im Allgemeinen der Grad und die Innigkeit dieser Verbindung bestimmen, immer aber werden beide stark genug gewesen sein, um ihn zu einer geistigen Persönlichkeit zu erweken. Diese geistige Persönlichkeit bestehet in einer durchdringenden, organischen Erkenntniſs, daſs es durchaus seine Bestimmung und unabweisbar sittliche Aufgabe sei, die Wahrheit auf irgend eine bestimmte, eigenthümliche Weise in sich aufzunehmen und durch sich hindurch wirksam werden zu lassen auf die durch die Wahrheit zu bildende Welt. Er hat es erkannt, daſs er nur insofern und nur soviel wahres Leben und Sein hat, als diese Wahrheit in ihm selbst Raum gewinnt und ihn zum Träger und Verbreiter derselben ausbildet. Oder daſs ich mich in den Ausdrüken

der Schule deutlich mache: die Wahrheit ist seine Substanz, alles Uebrige aber nur accidens; er hat nun dafür zu sorgen, dafs diese Substanz bleibe die einzige und unausschliefsliche Trägerin aller Accidenzien. — Auf eine eigenthümliche Weise, sagten wir, soll er die Wahrheit aufnehmen. Hiemit ist keineswegs gemeint, dafs er sich's etwa herausnehmen solle der Wahrheit beliebige Gestalten und Modificationen aufzubürden, dafs er sie als einen willkürlich zu bildenden Ruf behandlen und hieran Originalität und Genialität üben, dafs er es sich beikommen lassen solle — ihr Herr zu sein: — das sei fern! Wer so ihr entgegentritt, der verscheucht sie gewifs und wird nie sie zu schauen gewürdigt werden. Vielmehr meinen wir, dafs er sich zuvörderst von ihr nur ganz und gar nehmen lasse, sich ihr völlig und ohne Vorbehalt hingebe. Von selbst wird es dann, mit Naturnothwendigkeit, geschehen, dafs sie in ihm sich gestalten und ausbilden werde zu einer Besonderheit, und er wird sein, was sie ist in ihm — dies, und sonst nichts! Wird diese Sich-Einbildung der Wahrheit Eigenthümlichkeit haben? Ganz nothwendig! antworten wir, wie im Leibe das Blut in jedem, obwohl nicht durch chemische Analyse erkenn- und nachweisbar, eigenthümlich ist, und dadurch die spezifische Temperatur des

thierischen Lebens (das Temperament) grofsentheils bestimmt wird, und kein Mensch mit dem Blute eines andern leben kann; eben so, nur noch viel erklärbarer und durchsichtiger, verhält es sich mit der beim Menschen als Wurzel des Lebens lebenden Wahrheit. Ueberall ihren allgemeinen Charakter bewahrend, gewinnt sie in jedem und bildet durch jeden eine besondere Gestalt. Auch die Welt des Geistes ist keine Monadenwelt, sondern eine aus verklärten Organismen bestehende. Und wie die Bluttransfusion nur in der Asphyxie und ihr nahekommenden Zuständen ein heilsames Mittel sein kann, so auch ist die Mittheilung und Uebertragung allgemeiner Wahrheiten nur ein Mittel um aus dem Scheintod des rohen und natürlichen Lebens zu erweken und sehr schwache Lebenskräfte gegen augenblikliches Erlöschen zu schüzen; soll es zu einem selbstständigen Leben kommen, so mufs sie unsere Wahrheit, die Wurzel, Kraft und Stärke unseres Lebens werden, d. h. wir müssen sie assimiliren, oder besser: sie uns. Wahre Genialität ist daher lediglich in der völligen Unterwerfung und Abgegebenheit an die Wahrheit, und eben dieses persönlichste Aufgeben ist auch die persönlichste Widergeburt.

Diese Aufgabe nun hat der rechtschaffne Studirende in jedem der angegebenen Fälle

während seines Lebens in der Schule erkannt. Hat er sie auch gelöst? Das ist in vielen Fällen wenigstens zweifelhaft; und doch ist's wichtig, ja unerläfslich für uns, dafs wir ein Merkmal hätten, woran dies jeder für sich erkennen und inne werden könnte. Das zuvörderst ist entschieden, dafs, wenn er sie gründlich gelöst, in ihm ein helles Bewufstsein davon sein mufs. Wie der seines Leibes und seines leiblichen Lebens bewufste Mensch in keinem Zweifel sein kann, dafs dieser Leib sein ist und er kein anderes leibliches Leben zu leben vermag, als eben dieses, eben so auch, und viel mehr noch, der geistig bewufst gewordene Mensch. Er mifst sich nicht mit andern und gönnt jedem das Beste auch in dieser Beziehung; aber er kennt sein Leben und weifs, dafs es sein bestes ist, weifs, dafs er ohne dasselbe nicht nur haltungslos, sondern völlig wesenlos und tod wäre. Eben deshalb aber auch weifs er's, oder vielmehr: es ist ihm vor aller Frage gewifs, dafs er seine Aufgabe in der Schule völlig an- und aufgenommen habe, da diese eben in dem Einswerden und Ineinanderwachsen mit der Wahrheit besteht. Zweifelhaft könnte es nur noch sein, ob er seinen Auftrag an die Welt wohl ausrichten werde, da hiezu ein Wirkungsvermögen gehört, das sich erst an und in der wirklichen That bewähren kann, wozu es bis

dahin an der Gelegenheit gefehlt hat. Abtrünnig aber und untreu wird er sich nicht erweisen, dazu hat er nicht nur kein Wollen, sondern in der That auch kein Vermögen. Und so wird denn in jedem Falle sein Wirken nicht ohne Segen sein. Wer aber in der Schule nur bis zu einem dilettantischen Verhältnifs mit der Wahrheit gelangt ist, wer neben der Wahrheit noch sich selbst liebt und sich noch für etwas hält aufser ihr, dem dürfte es bald begegnen, dafs er auch in Liebe gerathe zu etwas, das gar nicht Wahrheit ist, ja, das ihr völlig entgegengesezt ist. Er kann untreu werden, eben weil er noch gar nicht bis zur Treue hindurchgedrungen ist. Das werde er nur jezt gleich inne, erschrecke darüber und suche mit aller Anstrengung seinen Dilettantismus los zu werden und zur Virtuosität zu gelangen. Thut er dies nicht, so geht er gewifs in der Welt unter, denn sie, in ihrer Art, hat gewifs Virtuosität.

Sollen wir nun sagen, als welchen sich der aus der Schule tretende Arzt erkennt, so mufs zuvor angegeben werden, welche bestimmte und besondere Aufgabe ihm hierüber in der Schule aufgegangen ist. So wahr aber der nun aus der Schule scheidende Arzt ein solcher ist, wie wir ihn bezeichnet, so hat er die Medizin aufgefafst als die Wissenschaft vom vollkommenen Organismus. —

Die an sich völlig allgemeine Einsicht, dafs kein besonderes weder leeres Mittel noch blofser Zwek sein könne, sondern dafs nur im gerechten Zusammentreffen beider beide zu einem wahrhaftigen Sein gelangen, und zwar dergestalt, dafs der Zwek im Mittel Gestalt, Ausdruk, Körper gewinnt, das Mittel hingegen, in den Zwek völlig eingehend und darin aufgehend, eine Seele erhält und beide eben dadurch Eines werden: — diese allgemeine Einsicht nun ist ihm in der allseitigen Betrachtung und Auffassung des Menschen mit völliger Durchsichtigkeit als eine besondere und in sich geschlossene hervorgegangen. —

Von jeher sind unbefangene Wahrheitsforscher gedrängt worden, den Menschen als einen Mikrokosmus zu betrachten. Dieser im blofsen Wahrheitsgefühl frühe schon mit einer gewissen Unmittelbarkeit sich ankündigender Gedanke ist auch vielfach schon von Dilettanten zu allerlei fantastischen Spielen gemifsbraucht und auf der Extensionsmaschiene der im Gedankenreich Handwerk Treibenden bis zur Ungebühr, ja bis zur Entseelung gedehnt worden. Nicht so ergreift und behandelt ihn unser Arzt. Ihm ist er der Krystallisationspunkt, oder der von Archimedes geforderte Punkt. Von hier aus beginnt ihm eine umfassende, durchgreifende, überall thatsächliche Bewährung fordernde Forschung. Nicht die ein-

einzelnen Kenntnisse und die Summe der Hülfsmittel, die er sich verschaffen muſs, wollen wir hier aufzählen, in die geistige Werkstätte nur wollen wir einen anschauenden Blik werfen. Am menschlichen Leibe — der vollendetesten körperlichen Gestaltung — ersieht er ein Abbild vom Organismus, d. h. ein Bild von einem zwekmäſsigen Ineinandergreifen der Theile zu einem Ganzen und des Eindringens des Ganzen in seine Theile. Dies erblikt er als Thatsache, die aber, wie wahr sie auch ist, ihm nicht genügen kann, weil er nicht im Ersehen ausruhen, sondern nur im Einsehen befriedigt werden kann. Vom Was muſs er, fortschreitend, erkennen das Wie? als das eigentliche, innre Was. Der Leib ist ein Gewordenes; wie nun, fragt er, ist er geworden, geworden ein solcher? Die Antwort: Gott hat ihn gemacht — die durfte man ihm nicht geben, denn er weiſs sie ohnehin schon, aber sie hilft ihm nicht; oder die: Gott hat ihn gut gemacht — was soll er mit dieser Anpreisung? er hat ja nicht die Güte der göttlichen Werke bezweifelt. Und eben unter der axiomatischen Voraussezung dieser Güte entstehet ihm die unabweisbare und drängende Frage nach der Entstehung des vielen Uebels, das er überall sieht, soweit sein Auge auf Lebendiges trifft, und nach dessen Abhülfe, bewuſst und unbewuſst, alles verlangt. Also das

Werden mufs er erbliken; einschauen mufs er in den Prozefs und in die Bedingungen desselben. Aber „in das Innere der Natur dringt kein erschaffenes Auge!“ freilich nicht! antwortet er, freilich nicht das äufsere, aber eben deshalb mufs ich mit meinem innern Auge, mit dem Auge des unsterblichen Geistes sehend, eindringen. Das Leben selbst mufs er auf der Thatsache seines Lebens und Wirkens zu ergreifen suchen; das Leben, sag' ich, — nicht wie es als Seele, Geist u. s. w. in einem schon sonst woher fertig gewordenen Körper wohnt: sondern das Leben, wie es lebend eben, einen Körper und seinen Körper baut, mit ihm verschmilzt und eines ist wie das andere. Diese Forschung ist wahrlich keine vergebliche, sie fördert nahmhafte, aufschliefsende Einsicht; wir werden zu einer andern Zeit Gelegenheit finden, hievon nähere Erwähnung zu thun. Hier genügt's angedeutet zu haben, dafs lediglich durch die Untersuchung und Erkenntnifs des Werdens das Gewordene wahrhaft aufgefafst werden kann; woraus denn auch einleuchtend ist, dafs jeder am Gewordenen sichtbare Fehler seine Bedingung und zureichende Ursache in den Factoren des Werdens, im Prozefs selbst, haben müsse. Nun aber ist das Leben selbst der Factor; soll also aus ihm und durch dasselbe Verschiedenes und Verschiedenartiges, wie doch z. E.

Gesundheit und Krankheit offenbar sind, hervorgehen, so mufs im Leben selbst ein Wandel und eine Bestimmbarkeit statt finden. Aber es ist auch das Ursprüngliche, es kann also von keinem *prius* verwandelt, bestimmt werden, sondern in ihm selbst, zu seiner Natur gehörig, zu dem was sein wahres Selbst ausmacht, müssen die wesentlichen Bedingungen zu diesem Prozefs enthalten sein, d. h. im Leben selbst mufs es ein Bestimmendes und ein Bestimmtes, also eine wesentliche Zweiheit geben, welche eben wirkend vereinigt somatisch ein bildendes und psychisch ein bewufstes Leben erzeugen. Hiedurch allein auch ist begreiflich die an sich eben so unbezweifelbare als sonst unauflösliche Thatsache, die: dafs das Leben in einer progressiven Entwiklung steht. Wäre nemlich das Leben nicht blofs ein einiges (was auch uns völlig gewifs und einsichtlich ist), sondern auch ein einfaches, in sich selbst wesentlich ununterscheidbares im Sein und Wirken, so mufste es alles, was etwa werden sollte, schon vor allem Werden wirklich sein: — ein Widerspruch wahrlich, den keine Kunst einseitiger Philosophie jemals wird auflösen können, wie sie auch bisher ihn unberührt hat stehen lassen. Ferner: einsichtlich ist's auch nun, wie nur in einem so constituirten Selbst — Selbstbestimmung wirksam

vorhanden sein kann, denn nur wo Bestimmendes und Bestimmbares zu Einem Selbst verbunden ist, da auch nur ist Selbstbestimmung gedenkbar, wenn man anders hieran einen erfüllten und nicht blofs leeren, schemenartigen Begriff haben will. Und hiedurch allein auch endlich ist das Räthsel der Freiheit gelöst, da diese völlig auf der Selbstbestimmung beruht und ohne einen Wesensbegriff von dieser immerdar unbegreiflich und dennoch unbestreitbar bleiben mufste. Was folgt hieraus? Offenbar dies: im Leben selbst ist, als zu seiner Natur und Wesenheit gehörig, enthalten: Freiheit. Freiheit aber und Sittlichkeit sind wechselseitig sich bedingende und sich voraussezende Begriffe. Denn wie es gewifs ohne Freiheit keine Sittlichkeit geben kann, so auch kann ohne das factische und kategorische Gebot zur Sittlichkeit die Freiheit zu keiner Entwiklung, zu keiner thatsächlichen Erfafsung ihrer selbst gelangen.

Auf dieser sichern Grundlage stehend erkennt also unser Arzt schon in der Schule die Medizin als eine durch und durch sittliche Wissenschaft in der Anwendung auf den vollkommenen Organismus. Und wie dies seine objective Auffassung von der Wissenschaft ist, so ist die bei seinem Eintritt in die Welt ebenfalls objective von sich, als Arzt, die: dafs er unfehlbar

sein müsse ein Vertreter und Befreier des durch Misbrauch der Freiheit gefangen gehaltenen und in seinen Bedingungen dissonirenden Lebens. Mit Einem Worte: seine praktische Aufgabe ist: die Krankheit zu überwinden mit der Gesundheit. Soll ich es erst erinnern, dafs ich hiemit nicht meine: der Arzt solle die Kranken zu heilen suchen, indem er ihnen schale Moralien predigt, oder ihnen den Rath gibt: lieber gesund zu sein? Doch nicht so: ich habe zu deutlich gesagt, was ich meine, um noch sagen zu dürfen, dafs ich weder dies, noch anderes Wesenlose meine. Ueberdies werde ich auch später noch deutlich und unumwunden genug von dem besondern Verhalten und Verfahren des in seinem göttlichen Beruf sich erkennenden Arztes reden müssen. Dies nur noch bemerke ich sogleich, dafs ich es allerdings und ernstlich vom Arzte fordere, dafs er das göttliche Recht nicht nur, sondern auch die Verpflichtung bewahre: seiner innern Richtung nach im strengsten Postulate an die Gesundheit zu stehen, und dafs in dieser Beziehung wenigstens der hippokratische Ausspruch: ἰητρὸς γὰρ φιλοσόφος ἰσόθεος, vollkommene Gültigkeit habe. — ἰητὸς

Nun dies sind die allgemeinsten Züge, wie unser Arzt in der Schule schon seine Wissenschaft und seine Stellung zu ihr, und

wie er seine Aufgabe beim Eintritt in die Welt gefafst hat.

Als welchen aber betrachtet ihn die Welt? was will sie von ihm? was sucht sie in ihm? Sie ist krank, wohl sehr krank und fordert dringend Abhülfe. Ganz ihren Mann glaubt sie an ihm gefunden zu haben; sie opfert ihm mehr und williger, als irgend einem andern. Er soll ihr die plagenden Schmerzen nehmen, er soll ihre Krankheit verscheuchen. Und soweit ist er auch erbötig und bereit. Er aber, in der wahren Erkenntnifs und in einer rein sittlichen Aufgabe stehend, dringt auf die Erfüllung der Bedingungen zur Gesundheit, wohl wissend, dafs dann die Krankheit weichen müsse. Wie berüksichtigend, schonend und liebevoll er dies auch thun mag, doch tönt seine Rede der Welt oft hart und unerträglich; sie will nicht und kennt ja auch gar nicht die Gesundheit (*mens sana in corpore sano*); von der Krankheit blofs will sie befreit sein, und oft auch dies nur, weil sie Lästiges in ihrem Gefolge hat, ja, weil sie in ihren Folgen selbst den Bedingungen zu ihr wehrt. Sie begehrt zu thun, was sie nicht soll, und wenn sie denn die unausbleiblichen Folgen des Unrechts treffen, so jammert sie über den Schmerz und nicht über das Vergehen. Der Arzt soll ihr ein Sündenknecht, und nicht ein Befreier, ein helfender Freund

gegen das Uebel sein; daher sie auch endlich, wenn es bis aufs Aeufserste gekommen, vom Geistlichen und dann von Gott selbst solch ungöttlichen Dienst fordert. Nun der Arzt, wie kein sittlicher Mensch, wird es wagen seinen Bruder zu richten, gern wird er daher bereit sein jegliches Leiden, auch wenn es muthwillig verschuldet schiene, zu mildern wie er nur immer vermag, und es zu heben, wenn es ihm vergönnt wäre. Aber seiner eigentlichen Aufgabe kann er doch nichts vergeben, er wird wiederum auf die Ursachen der Krankheit und auf die Bedingungen zur Gesundheit getreulich hinweisen. Einem solchen Arzt nun dürfte es begegnen, dafs die Welt ihn nicht liebt, denn er steht ihr hart entgegen, wiewohl er von wahrer Liebe durchglüht ist und nicht das Seine sucht. Aber sie wird ihn suchen, wenn sie selbst hart bedrängt ist und keine Nachsicht, kein Schonen findet bei ihr selbst. Dann wird es ihm oft gelingen, dafs er vom Tod errettet und Dank erndtet vom Leben. Drum auch kann er nicht anstehen manches, und selbst tief erschütterndes, mit gelassenem Schmerz zu tragen. Fehlen kann es nicht, dafs über seine Härte geklagt wird, obgleich er wahren Erbarmens voll ist; Starrheit und Unbiegsamkeit werden mit bittrem Tadel ihm nachgesagt werden, obgleich er mit Fühlhörnern übersäet sein und

jeden Lebensfunken emsig nachziehen mag, um mit ihm sich zu verbinden und zusammenzuschlagen zur Lebensflamme. Dies und Aehnliches mufs er tragen und gerne tragen, weil niemand würdig sein kann ein Träger göttlicher Wirksamkeit zu sein, der nicht menschlich dafür zu leiden bereit wäre und nicht reichliche Entschädigung finden könnte in den göttlichen Freuden. — Und insofern schon ist die Uebung des wahren ärztlichen Berufs sehr verwikelt, indem hier alle übrigen Verhältnisse sich verschlingen und wer den rothen Faden nicht kennt leicht selbst in Verwirrung und Abirrung gerathen kann.

Sind diese allgemeinen Umrisse aufgefafst, so werden Sie mich desto leichter beim Eindringen in die einzelnen Verhältnisse begleiten können, womit wir durch die nächste Vorlesung zu beginnen gedenken.

Dritte Vorlesung.

Veritatem eme, et noli vendere; similiter scientiam et prudentiam.

Salomo.

Die allgemeine Aufgabe des Arztes, so wie den Gegensaz, in welchem er sich durch sie mit der Welt befindet, glauben wir in der lezten Vorlesung sattsam entwikelt zu haben. Eben da haben wir aber auch erkannt, wie wenig überall allgemeine Einsichten und Wahrheiten genügend und zurechtstellend sein können, wenn sie uns nicht, sich bewährend, am Besondern aufgehen. Treten wir also diesem betrachtend näher.

Wir nehmen an: der aus der Schule in die Welt tretende Arzt habe in der Schule seine sittlich-wissenschaftliche Aufgabe gefafst und sei nun auf ihre Lösung treulich bedacht. Denn bei wem eines von beiden, oder beides fehlte, der könnte keinesweges hier

in den Kreis unserer Betrachtung kommen; denn von ihm ist's schon entschieden, dafs er, der den Geist der Wahrheit nicht vernommen hat, oder ein Organ desselben zu sein verschmäht, auch für das Reich der Wahrheit nichts leisten werde. Er wird gewifs untergehen, und selbst seine höhere Anlage, die reale Möglichkeit zu einem würdigen Dasein, wird in ihm erlöschen.

Bei dieser Trennung der Schule von ihrem würdig Entlassenen und durch dieselbe werden sich für diesen ganz neue Verhältnisse bilden, die in ihrer wahren Natur frühe zu kennen ihm wichtig sein mufs, damit er sie leiten, sich in ihnen bewachen könne, und nicht in die Gefahr gerathe, der so Viele unterliegen, von ihnen verstrikt zu werden.

Ueber die Stellung nemlich und das Verhalten des freien Menschen zu den Verhältnissen überhaupt gibt es zwei verschiedene, ja diametral entgegengesezte Lehren. Die eine geht von dem Grundsaze aus: es gebe eine Macht, ein Gebot und eine Herrschaft der Umstände, denen mit Erfolg zu widerstehen durchaus unmöglich sei. Des Menschen eigentlichste Aufgabe und sein Heil bestünde darin, dafs er eben in der Anerkennung eines solchen schlechthin vorhandenen, absoluten Uebergewichts, sein Begehren, seine Wünsche und Interessen den Umständen so klüglich an-

und einzufügen suche, dafs jene von diesen befördert werden müssen. Von einem Gebrauch der vernünftig-gesezlichen Freiheit kann hiebei gar nicht die Rede sein, da auf sie vorweg und factisch verzichtet wird. Statt ihrer aber tritt berechnende Klugheit als Maxime des Handlens ein. Als leztes Ziel nemlich wird die Befriedigung individueller Begehrungen erfafst. Im offnen Kampf gegen die Macht der Umstände ist, ihrer vorausgesezten Uebermacht wegen, jene Befriedigung nicht zu erlangen; erschlichen also und unbemerkt entlokt mufs sie ihr werden. Man müsse daher — wird gelehrt — mit jener Macht in eine gleiche Richtung sich zu versezen suchen, d. h. man müsse thun, was die Umstände eben fordern und zwar ungesäumt, auf den ersten Wink, damit nicht ein anderer mit seinem Gehorsam zuvorkomme. Unter dieser That aber und nach ihr sehe man sich nach dem Lohn, nach der Befriedigung irgend eines individuellen Wunsches um: man ergreife nemlich für sich das in diesen Umständen Gelegene, oder durch sie Herbeigeführte. — Zweierlei aber ist der offenbare Character dieser Handlungsweise. Einmal ist sie völlig willkührlich; denn Willkühr besteht ihrem Wesen nach in nichts anderm, als in der entschiedenen Gleichgültigkeit gegen den Inhalt und sittlichen Werth der Hand-

lung, und in ausschliefslicher Berüksichtigung des unmittelbaren Erfolgs für den Handelnden: — ganz im Gegensaz zur vernünftigen Freiheit, die zunächst den Gehalt der Handlung erwägen, und, abgesehen von allem andern Erfolg, nur das Bewufstsein des Rechten als Lohn fordern läfst. Zweitens sezt diese Handlungsweise ihre Theilnehmer nothwendig in gegenseitige Feindschaft zu einander. Denn obwohl sie alle unrecht thun, oder doch völlig bereit dazu sind, und hierin allerdings Einigkeit unter ihnen ist, so verbindet sie dies doch nicht, schon deshalb nicht, weil bei ihnen die That selbst gar nicht in Anschlag kommt. Lohn aber wollen sie haben, und Alle, und Alle denselben; diesen jedoch kann wirklich nur Einer erbeuten, der Flinkeste entweder, oder der den Umständen nach am nächsten Stehende, oder der Klügste: — alle andern gehen leer aus an Lohn und voll Verdrufs und Zorn über den Glüklichen. Jemehr sie sich verstehen, desto mehr hassen und drängen sie einander. — Wiederum ein schroffer Gegensaz zur Freiheit. Die Freien, sehend zuvörderst auf den sittlichen Werth der Handlung, können ebensowohl thun als unterlassen, wenn nur das Gute nicht unterbleibt, und da es überdies unter keinen Umständen ihnen an Gelegenheit Gutes zu thun fehlen kann, schon deshalb nicht, weil sie

einander überall zu unterstüzen innerlich beund gestimmt sind, so kann es ihnen auch nie an dem ersehnten Lohn eines guten Bewufstseins fehlen. Dies auch macht die Kinder der Freiheit nothwendig zu Kindern des Friedens.

Welches Ursprungs jene Lehre sei und dafs sie mehr durch die That als durchs nakte Wort sich verkündigt (wiewohl auf einer gewissen Höhe auch dies nicht mehr gescheut wird), darf nicht erst erinnert werden.

Die zweite völlig entgegengesezte Lehre über die Stellung des Menschen zu den Umständen und ihrer Macht geht aus der Ueberzeugung von der sittlichen Freiheit und Berufung hervor. Sie beruht auf der Einsicht in den Kampf, welchen das Gute mit dem Bösen zu führen hat und dessen siegreiches Ende keinem Zweifel unterworfen sein kann, insofern Gott selbst diesen Kampf nicht blofs gebietet, sondern führt. Kräfte und Träger derselben sind auf beiden Seiten; überall also werden Umstände einbrechen, die als drohende oder begünstigende, als gebietende oder lokende dem Menschen gegenüberstehen. Und eben mitten unter diesen Umständen geht ihm seine Freiheit als Thatsache auf, denn er kann folgen oder stehen, sich unterwerfen oder behaupten, je nachdem er will. — Die Macht der Umstände — wie sollte er sie übersehen?

aber er erkennt sie auch in ihrer Wurzel und Bedeutung, und eben aus dieser Erkenntnifs heraus folgt oder widerstehet er den Umständen, je nach ihrem Ursprunge und ihrer innern Natur. Ob auch die Umstände nicht verkannt, die Wege nicht verwechselt werden können? Wie wäre das möglich? Unfreiheit kann nie dem Freien geboten sein; was zum Guten führen soll, mufs als gut erkannt und eben hiedurch erwählt werden können, und es zu erringen mufs kein unlauteres Mittel nöthig sein. Ein bewufstes gutes Ziel daher, reine Mittel und das Verlangen nach einverständigem, gemeinsamen Verfahren Aller sind die untrüglichen Merkmale des Guten.

Zu dieser Lehre bekennt sich die Schule. Sie aber, als solche, hat nicht Gelegenheit ihre Lehre unmittelbar in der Welt zu bewähren, da sie eben aufserhalb der Welt steht und ohne alle unmittelbare Verbindung mit ihr ist. Ihre That ist eben die Erkenntnifs selbst und das Aufgehen darin. Ihre Jünger aber sendet sie in die Welt und durch diese ist denn eine mittelbare Verbindung eingeleitet. Dies jedoch nur dann, wenn die Jünger der Schule sich nicht der Welt gefangen geben.

Nun aber leuchtet wohl vollends die Wichtigkeit ein, dafs der aus der Schule in die Welt Tretende seine durch diesen Schritt beginnenden neuen Verhältnisse in ihrer wah-

ren Natur kenne. Wir reden hier besonders vom Arzte, dessen Verhältnisse in der Welt wir unter drei Beziehungen überschauen können. — Er hat:

1) die Wissenschaft, die auf ihn übertragene Erkenntnifs der Wahrheit, lebendig und persönlich darzustellen;
2) auf Menschen die seiner Hülfe bedürfen und sie suchen, aber lange nicht immer anzunehmen verstehen, gerecht zu wirken; und
3) mit Berufsgenossen zu wirken.

Jedes dieser Verhältnisse ist in sich vieler Abänderungen fähig. Denn alle, im Leben stehend und aus ihm hervorgehend, werden von dem stets regsamen und gestaltenden Lebensfluſs bewegt und in einem ununterbrochenen Wandel von Bindung und Auflösung — das durchgreifendste, allgemeinste Bildungsgesez — erhalten. Wie dies aber ihr Lebensgesez ist, so kann es auch ihre Krankheitsanlage sein. Es kann daher nicht unsre Absicht sein, alle möglichen Modificationen dieser Verhältnisse hier erschöpfend darstellen, oder auch nur andeuten zu wollen — was eben so unausführbar als unmöglich wäre; denn gelingt es nur den Blik in den Prozefs der Bildung zu versenken und das Gemüth zur entschiedenen Erfassung und Annahme des Guten zu bestimmen, so hat es mit Casuistik geringe

Noth. Die Hauptrichtungen jedoch zu bezeichnen dürfen wir nicht unterlassen, nicht sowohl um darauf gewisse Vorschriften zu begründen, als um eben an ihnen den in ihnen bestimmenden Geist kenntlich zu machen.

Alle diese Verhältnisse, mögen wir sie im Ganzen oder in ihren einzelnen Brechungen betrachten, werden wir häufig nicht blofs offenbar entstellt und entwürdigt, sondern auch in ihrer innersten Natur verfälscht finden und zur gefährlichsten Verirrung verleitend. Denn aller Irrthum kann nur an der Wahrheit haften, wie alle Verführung nur auf die Tugend gerichtet sein. Nun aber kann ein kleines Fünkchen Wahrheit von ganzen Massen des trübsten Irrthums umstellt und umlagert sein, die, von jenem Fünklein, wenn auch nur schwach durchschimmert, den Schein der Wahrheit gewinnen. Enttäuschung kann nur dann kommen, wenn entweder die umhüllende Finsternifs von einem neuen kräftigen Lichtstrom durchbrochen und sie selbst in Licht aufgelöst wird; oder wenn das Dunkel sich bis zur tiefen Nacht häuft, dann weifs man es wenigstens, dafs es finster ist. So geschieht es denn auch wirklich, dafs zuweilen ein Irrthum fällt, ohne dafs eine Wahrheit an seine Stelle tritt. Die Welt spricht dann: die Zeit hab' es gethan, ja sie glaubt, trübselig genug, der Zeit allein komme es zu alle

Irr-

Irrthümer zu entdeken und aufzuheben, und will deshalb auch, bis dahin, von allen Wahrheitsfreunden unberührt bleiben. Niemals jedoch thut es die Zeit selbst, wohl aber herrschen in ihr Licht und Finsterniſs, und kommt es dahin, daſs sie einen Irrthum entdeken läſst, so beweist dies dann nur, daſs an dieser Stelle die Finsterniſs durch sich selbst kenntlich geworden ist. Suchen wir daher das Licht, es läſst sich nicht nur finden, sondern es kommt, selbst den Suchenden suchend, uns entgegen. Entschlossen müssen wir aber sein den Irrthum nicht heimlich in uns pflegen zu wollen, sondern willig ihn uns ausreiſsen zu lassen. Denn wahrlich ein zierlich ausstaffirter Fehler ist kein Vorzug, und ein übertünchter Irrthum keine Wahrheit.

Das erste neue Verhältniſs, in welches der aus der Schule tretende Arzt eingehen soll, ist: die Wissenschaft, die auf ihn in einer bestimmten Gestalt und in einer eigenthümlichen Wirkungsweise übertragene Erkenntniſs der Wahrheit, lebendig und persönlich darzustellen. — Zwar soll jeder, der mit einem Amte des Geistes in die Welt tritt, sich durchweg als den Träger desselben bewähren, und somit wäre dies keine besondere Aufgabe des Arztes. Aber eben weil sie an alle gerichtet ist, die lebendige Organe der geistigen Welt

sein sollen, so thut es Noth, dafs jeder sie besonders sich vorbehalte, um sie aufnehmen und sich aneignen zu können. Denn willig und respectvoll salutirt wohl sonst Jederman eine allgemeine Wahrheit, und wäre es selbst eine sittliche Aufgabe, dann aber zieht man an ihr vorüber, läfst sie unerfüllt, ja unbeachtet liegen, und glaubt dennoch in der Anerkenntnifs zu stehen.

Lebendig und persönlich, sagten wir, solle der Arzt seine Wissenschaft darstellen. Wir meinen dies so: das Leben im Geiste ist ihm aufgegangen indem er die Wahrheit, wie sie in der Erforschung des vollkommenen Organismus anschaulich wird, als den ihm bestimmten Theil erkannte. Sehr wohl weifs er, dafs die Wahrheit nicht in diesen Kreis gebaut ist, dafs es also noch andere Ausgangspunkte und Forschungsgebiete für dasselbe allgemeine Ziel gibt; er aber ist von da ausgegangen, und er ist auf dies Gebiet gewiesen; darum kann und will er auch nicht abirren. Er will nicht, weil er den Gegenstand seiner reinsten Liebe, der ihn zu göttlicher Erkenntnifs führen soll, nicht verlassen mag, und er kann nicht, weil ihm hierin eine Aufgabe gestellt ist, die ihn in beständiger, fortschreitender Thatigkeit erhält. Ist denn hier überall schon die Wahrheit rein, lauter und durchsichtig zu Tage gefördert? Liegt denn

nicht noch sehr vieles im tiefsten Dunkel? ist nicht vieles noch von entstellendem Irrthum durchzogen? ja kennt er denn auch nur alles, was etwa schon zur Evidenz gebracht ist? der Arzt, wie er nach wohl verwendeter Zeit aus der Schule tritt, hat es höchstens dahin gebracht, dafs er von nun an selbstständig forschen kann. Und jemehr dies sein redliches Wollen ist, und jemehr er den innern Beruf haben mag selbst die Wahrheit zu fördern und ihr Reich anzubauen, desto mehr wird er zur gewissenhaften Erforschung desjenigen, was vielleicht schon da, aber verkannt und vergessen ist, sich gemahnt fühlen. Dafs dies vielfach unterlassen worden ist, hat dem stettigen Fortschreiten der Wissenschaft vielen Abbruch gethan, wiewohl es allerdings auch dem Sorgsamsten leicht begegnen kann, hierin etwas zu übersehen und zu verfehlen. Nun, schon dies allein, welche Summe von Thätigkeit nimmt es in Anspruch, wie sehr nöthigt es den Geist in einer bestimmten Richtung und im gesezlichen Geleise zu bleiben. Wie könnte er schon deshalb darauf kommen in andern, aufser seinem Beruf und Bereich liegende Zweige der Wissenschaft, und wären sie auch, wie sie es denn sind, an sich gut, hinüberzuschweifen, da dies immer nur durch einen Treuebruch geschehen könnte? Kurz, der redliche Arzt mufs ein Gelehrter seines

Faches sein (er heifst ja auch *Doctor*), nicht aber ein seichter Polyhistor, nicht ein leichtfüfsiger Dilettant, der hin und dorthin hüpft und nirgends heimisch ist. Gern wird er das Berufsbestreben jedes Andern befördern, selbst übernehmen aber kann er es nicht. Dafs alle Wissenschaften ein gemeinsames Band haben, weifs er sehr wohl, aber eben deshalb braucht man es nicht erst zu suchen und es wird auch nur dadurch wahrhaft gefunden und inniger geschlungen, je gediegener und lauterer die einzelnen werden. Dafs er durch die Treue zu seiner Wissenschaft nicht zur nöthigen allgemeinen Bildung gelangen werde: — dies widerlegt schon der Umstand, dafs jene diese voraussezt. Bedürfte es aufser dieser Mahnung noch der Schrekbilder, so dürfte statt aller nur Beireis genannt werden; er war Arzt, Archäolog, Metaphysiker, Goldmacher, Weinmischer, Physiker, Raritätensammler und was nicht sonst noch? und alles schlecht, obwohl bei bewundrungswürdigem Talent. Alle grofsen Aerzte aller Zeit waren mit ihrem beschiedenen Theil zufrieden und buhlten nach nichts Anderem, sie hatten der Arbeit die Fülle und hinterliefsen des zu Thuenden noch vieles. Es leuchtet also wohl ein, dafs der gewissenhafte Arzt seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit seinem Berufe weihen müsse.

Hiemit jedoch ist nur eine Vorbedingung

zur Lösung seiner Aufgabe erfüllt; er gewinnt hiemit nur das Materiale zu seinem Amte; noch aber fehlt die dieses durchziehende, belebende und gestaltende Seele. Das bloſse Wissen, obwohl unentbehrlich, ist doch werth- und erfolglos an sich. Frühe indessen schon, gleich bei seinem ersten Erwachen in der Schule, hat der Arzt seinen Beruf und den innersten Kern seiner Wissenschaft als einen rein sittlichen erfaſst; deshalb kann er auch nun, bei seinem Eintritt in die Welt, seine Aufgabe nicht darin finden und noch weniger als darin aufgehend, daſs er hie und da Leiden seiner Mitmenschen hebe oder lindere — wiewohl er dies, wo er kann, zu thun gewiſs niemals versäumen wird, — sondern schlechthin zu sein ein geschiktes Werkzeug des Wahren und Guten. Er hat zu wirken gegen die Krankheit; diese aber ist ein Böses — nicht deshalb, daſs sie dem Menschen Schmerz, Qual und Leiden erregt, sondern weil sie innerlich und in ihrer Wurzel ist das Fehlerhafte, das auf die Umkehrung der göttlichen Ordnung Gerichtete, das Unfreie und Häſsliche. Dies Böse nun soll er bekämpfen und besiegen. Wodurch? mit Mitteln? Dies sind eben nur Mittel, deren er sich freilich bedienen muſs, aber sie sind nicht die Sache, nicht die das Böse tilgende Kraft. Die Macht des Guten muſs es vollbringen! Um aber diese

wahrhaft zu erkennen und ihr Werkzeug werden zu können, mufs man zuvor von der allenfalls gutmüthigen aber immer thörichten Schwärmerei befreit sein, als gebe es überall gar kein Böses, oder als sei es nur eine besondere Modification des Guten und fliefse mit diesem aus derselben Quelle. Bis zur Wurzel vielmehr des Uebels mufs die Erforschung gedrungen sein und eben da mufs es gefafst, gelöst und getilgt werden. Zu diesem göttlichen Werk jedoch vermögen nicht Bienenfleifs, noch geschichtliche Ueberlieferungen geschickt zu machen, sondern vor allem erfordert es eine in der Wahrheit bewufst gewordene moralische Persönlichkeit. — Nicht alle Krankheiten nemlich, ja nur wenige sind von der Art, dafs sie an ihren Erscheinungen vollkommen erkannt werden können; bei vielen vielmehr, und bei den wichtigsten zwar, z. E. bei den Gemüthskrankheiten, bei den meisten, die man zu den Nervenkrankheiten rechnet, und bei vielen andern ist die Auffassung ihrer wichtigsten, aber verdekten Merkmale nur durch eine vorangegangene Erkenntnifs ihres innern Wesens möglich. Bei jenen äufserlich charakterisirten ist auch eine traditionelle, aller lebendigen Einsicht ermangelnde Behandlung möglich, welche, obwohl immer bedenklich und zuweilen sogar gefährlich, dennoch, unter günstigen Verhältnissen, zum Ziele

führen kann. Wie ganz anders ist's da, wo das Uebel sich nur der schärfsten und in das Innerste eindringenden Untersuchung kund gibt! Hier schweigen alle Traditionen; solche Krankheiten können nicht signalisirt werden; vergebens tappt da der auf Zeichen und Erscheinungen wartende Arzt auf der Oberfläche herum: sie kommen nicht, oder zu spät. *Pulsus bonus, urina bona et aeger moritur* Ein Geheimnifsvolles, nur dem geweihten Auge sich Verkündigendes nahm schon Hippokrates in jeder Krankheit an; er nannte es das Göttliche (*τὸ θεῖον ἐν τῇσι νούσοισι*). Stahl lehrte: in jeder Krankheit ringe die Seele gegen ein Ungerechtes und die ganze Aufgabe des Arztes bestünde eben darin, dafs er das Ungerechte erkenne und der Seele in ihrem Kampfe beistehe. Sie schalten ihn einen Schwärmer. Kein Wunder! eine solche Lehre läfst sich nicht seelenlos üben. In neuerer Zeit ist von wissenschaftlicher Seite, zuerst besonders von Reil, auf die Anwendung psychischer Heilmittel und Curarten gedrungen worden. Schade nur, dafs diesem guten Vorschlage so bald leere Phantasie und falsche Philosopheme nachgezogen sind und ihn entstellt haben. Wahr aber ist in jedem Falle, dafs alle vorzüglichen Aerzte von jeher in die sinnliche Krankheit auf eine übersinnliche Weise einzudringen getrachtet haben, wiewohl nur

in wenigen ein so deutliches Bewufstsein hievon gewesen sein mag, als in dem trefflichen und vielverkannten Stahl, und obwohl es auch hierin manche gefährliche Klippe gibt, wie wir an einer andern Stelle zeigen werden. Hier kann uns schon die Beistimmung jedes Wahrheitsgefühls genügen, dafs in jeder Krankheit ein entschiedener und entscheidender Kampf zwischen dem Guten und Bösen gesezt und aller sonstiger Frieden gebrochen sei. Der Arzt aber hat das Amt diesen Kampf zu leiten und Frieden durch die Genesung zu vermitteln. Welcher wird dies vermögen? Offenbar nur derjenige, welcher die Elemente des Kampfes und die streitenden Partheien wohl kennt, sie zu scheiden versteht und das Wesen und die Kraft des Guten erfahren und in seine Person anfgenommen hat. Wer nie in die Seele eingeschaut, wem die eigene ein zweifelhaftes oder verborgenes Ding ist — der trete nur hin vor einen Menschen, dessen Innerstes bestürmt und bedrängt, dessen Seele gedrükt und von Finsternifs so sehr umhüllt ist, dafs sie ihr Leiden weder durchs Wort kund geben, noch sich's selbst bewufs werden kann: — er wird ihren Jammer nicht ergründen, und wie er's auch anfange, was er auch thun mag, er wird hülf- und nuzlos dastehen; er kann die Zunge besehen, den Puls fühlen, Hände, Füfse und Unterleib betasten,

Blut abzapfen, den Darmkanal ausspülen, befeuchten, austroknen, Schärfen nachjagen u. s. w.: — alles vergeblich! und glüklich genug, wenn nur vergeblich. — Wie so völlig anders bewährt hier der wahre Arzt seinen Beruf. Schon seine Nähe wirkt oft heilsam. In diese höchste, völligen Umsturz drohende Verwirrung dringt er ordnend ein; er bringt Licht in das getrübte Gemüth, sondert die chaotisch ineinanderschlagenden und eben dadurch sich aufreibenden Kräfte, und oft ist dadurch allein schon viel gethan, die Gefahr verscheucht. — Dann freilich wird seine scheinbare Unthätigkeit jenen an Mitteln eben so reichen als an Hülfe armen Aerzten anstöfsig sein und sie werden es bald wissen, dafs hier nur ein glüklicher Zufall geholfen habe. — Oder er dringt mit Entschiedenheit und vollwirkender Kraft in die innersten Verschanzungen des schon weit vorgedrungenen und wohlbefestigten Feindes, schafft Raum dem Leben und bringt ihm neue Waffen. Den Kampf, und zwar den harten Kampf kann er nun nicht verhindern; ja er mufs ihn wohl anfachen, manchen scheinbaren Frieden mufs er abweisen. Er bewahrt Ruhe und Wachsamkeit unter allen diesen Eingriffen, das Geringste nicht versäumend und das Gewaltigste nicht scheuend. Ihn schreken weder die stürmischen Bewegungen der wogenden Kräfte,

noch die scheinbare Kraftlosigkeit; er weifs ja mit welcher Fülle sich auch *vita minima* wieder zu erheben vermag, wenn nur die niederhaltenden Störungen weggeräumt sind, und er weifs es auch, dafs jene stürmischen Bewegungen nicht auf einer unbezwingbaren Kraft, sondern auf Haltungslosigkeit beruhen, der immer, wenigstens eine einseitige, Schwäche zum Grunde liegt. Und so gelingt es ihm denn oft das mit grofsen Gefahren bedrohete Leben durch entschiedene That zu retten. Der Kranke wird es bald inne, dafs eine göttliche Kraft ihn gefafst habe, dafs ein Freund und Vertrauter des Lebens ihm helfend zur Seite getreten sei. — Fehlen jedoch wird es auch nun nicht, dafs sein Verfahren von Aerzten, denen solch ein innerer Vorgang ein Geheimnifs ist, die es schon eine Thorheit erachten nach solcher Erkenntnifs auch nur zu streben, als ein verwegenes getadelt werde. Den guten Erfolg aber wissen sie der guten Natur des Kranken aufzubürden, von der sie doch während der Krankheit nichts zu bemerken vermochten. Den wahren Arzt indessen berührt innerlich solch verkehrtes Urtheil nicht; er weifs wo die Wahrheit ist und vernimmt das Zeugnifs seines Gewissens.

Aus alle dem ergibt sich aber als völlig gewifs dies: Der seinen Beruf erkennende Arzt ist von der Heiligkeit desselben ergriffen, denn

es ist kein anderer, als durch göttliche Kraft die Gesundheit zu spenden, das Leben aus seiner Zerfallenheit zu erretten und es in Frieden zu sich selbst und zu seinem Urquell zurükzuführen. Ist er aber von der Heiligkeit des Berufs durchdrungen, so muſs er ja wohl sich selbst, als den Träger desselben, heilig achten und vor jeder Beflekung zu bewahren suchen, damit das ihm bestimmte Leben im Geiste durch nichts gehindert, oder wohl gar ihm widersprochen werde. — Doch ist's nicht Gebot und Verbot, das ihn leitet, sondern einzig die Liebe.

Wäre es wohl möglich, daſs ein solcher Arzt der Zerstreuung, oder der s. g. Erholung bedürfte? Ich will nicht jener Zerstreuungen und Erholungen gedenken, die überall schon an sich unwürdig sind; aber selbst was man Edles nennen könnte, etwa ernste Beschäftigung mit fernliegenden Zweigen der Wissenschaft und Kunst: — kann diese Bedürfniſs oder auch nur zulässig sein für den mit seinem Beruf persönlich Verschmolzenen? Gewiſs, beides nicht; denn weder gestatten kann er es sich, weil er die Erkenntniſs und jeden ihrer Zweige zu sehr hochachtet, um auf einem Nebenweg hinzuschleichen; ihm ist die Stümperei überall etwas zu Unwürdiges, um so etwas zu suchen oder an sich zu dulden; noch auch bedarf er es, da ihm nichts

mangelt, da er Arbeit und Freude die Fülle hat. Sollte sich zerstreuen, wenn innere Sammlung die höchste Lust und ausschliefsliches Bedürfnifs ist? mufs auch das Herz sich erholen, oder regellos das Blut hie und dorthin wälzen? — So tritt denn der wohlgesinnte und wohlgerüstete Arzt in die Welt ein, ein lebendiger Zeuge der Göttlichkeit sittlicher Wissenschaft; so entwikelt er sich immer höher und bewährt sich immer treuer.

Wie aber verlangt die Welt den Arzt und wie verstrikt sie unfehlbar den Unwachsamen? Hülfe sucht sie bei ihm gegen ihre Krankheit, aber nicht als Befreiung vom Bösen, sondern von der Störung im Verfolgen ihrer Gelüste. Eine Beschwerde ist ihr die Krankheit und davon soll sie der Arzt befreien, und zwar *cito, tuto et jucunde.* Führt der Arzt sie auf die Quelle des Uebels zurük, zeigt er ihr, dafs sie, um gesund zu werden, die Ursachen des Uebels fliehen müsse, so empfindet sie es übel; denn eben was jener zu meiden gebietet ist ihr Ziel des Suchens. Genufs nemlich, nur Genufs begehrt sie, und wendet deshalb geflissentlich den Blik wie von der Vergangenheit, so von der Zukunft, weil jene nichts mehr, diese noch nichts von Befriedigung des Verlangens ihr anzubieten hat. Die Gegenwart allein umklammert sie und möchte sie nicht entlassen. Wer ihr daher

ein Opfer der Gegenwart zumuthet, und überdies noch verlangt, dafs sie die Zukunft sich anders bereiten soll, der tritt ihr als ein Störer ihres Lebens entgegen. Sehr thöricht freilich sind diese ihre Gedanken; denn nur der untheilbare Moment ist Gegenwart; alles übrige ist entweder schon in der Vergangenheit, oder noch in der Zukunft. In der That bedarfs daher nur einiger Besonnenheit um die Opfer der Gegenwart leicht zu machen; ja, der ganze und der hohe Werth, den der wahrhaft Besonnene in die Gegenwart sezt, beruht lediglich darauf, dafs sie die einzige Brüke in die Zukunft und das Saatfeld für die einstige Erndte ist, darum auch kann ihm nichts entschiedener sein, als dafs sie zur Arbeit, zur Hingabe auf Hoffnung und nicht zum Genufs, zu bewufstloser Vergeudung, bestimmt sei. In einer höhern Betrachtungsweise ist ihm die ganze Zeitlichkeit ein solch untheilbarer, an die ewige Zukunft freudig zu opfernder Moment. — So aber ist nicht der Weltling gesinnt; er, umgekehrt, will eben in der Gegenwart erndten; mit hastiger Gier stürzt er auf sie, als gebe es gar keine Zukunft, trachtend nur ihren vermeintlichen Inhalt zu ergreifen. Fafst ihn nun da Krankheit, so ist seine Erwartung freilich bitter getäuscht; doch die blinde Macht trägt er wohl nach, hoffend auf die Nähe einer süfsern Gegenwart und sich

ihr ungeduldig entgegendrängend. Drum soll ihn aber auch der Arzt schleunigst gesund machen, und zwar ihn, wie er eben da ist. Wie gern jedoch der Arzt dies auch nur immer möchte, so steht es ja nicht bei ihm zu verhindern, dafs die Bedingungen ihr Bedingtes bringen, und ändern kann er es nicht, dafs dieses unbewegt bleibt, wenn jene nicht aufgehoben werden. Doch eben dies, unbekümmert um den Widerspruch, will die Welt, wiewohl vergeblich! denn nimmer wird Waizen geerndtet, wo Unkraut gesäet ist. — Der gewissenhafte Arzt, obwohl er sich zum Sittenrichter aufzuwerfen sich keinesweges beikommen lassen wird, vermag es doch nicht anders, als auf die Ursachen der Krankheit, selbst wo sie im Gebiet des Sittlichen liegen, aufmerksam zu machen und auf deren Wegräumung zu dringen, da es überall nicht möglich ist die Folgen in der Ablösung vom Grunde zu berühren. Dies aber ist der Welt völlig unleidlich; sie will durchaus nicht, dafs ihrer Sünden und Fehler, wenn auch nur um sie davon zu befreien, gedacht werde. Bequemt sich nun der Arzt dazu, so ist er ihr angenehm, obwohl in der That unwirksam.

Verlangen wir aber nicht zu viel? oder zu Hohes? Wohlan denn! wir wollen an einigen, wiewohl nur aus der dichtesten Masse herausgerissenen, Beispielen zeigen, was wir

etwa meinen. — Schwelgerei, geschlechtliche Ausschweifungen, Onanie sind doch wohl ohne alle Widerrede grobe Laster; eben so gewifs aber auch ist's, dafs durch sie und ihre Folgen in der cultivirten Welt jährlich, ja täglich unzählige Opfer fallen. Mehr noch: nicht blofs die Schuldigen büfsen, sondern auch in die künftigen Geschlechter wird das Gift geschleudert. Wie viele durchsiechen nicht an Leib und Seele ihr ganzes Leben durch diese Sünden ihrer Eltern und Voreltern! Was wirken hiegegen die Aerzte? oder vermögen sie nichts dagegen auszurichten? Wohl vermöchten sie es, wenn sie nur ernstlich wollten; ja sie zunächst könnten diesen Gräueln und allen daraus hervorgehenden Verheerungen einen Damm sezen, wenigstens sie sehr beschränken. Geistliche kommen mit solchen Menschen selten in Verbindung, oder zu spät; der Arzt täglich, und meist zeitig genug; jene haben gegen den Wollüstling, so lange er noch einige Kraft in sich verspürt, keine schreckende Waffen, der Arzt sicher treffende und überwindende; nur mufs er sie zu führen selbst entschieden sein, und am rechten Orte.

Den Armen hat man die Schwelgerei nicht zu verpönen, man reiche ihnen lieber, was sie zur Leibes Nothdurft brauchen; die Vornehmen aber und Reichen entgehen ihr schwer. Ihnen Mäfsigkeit empfehlen, wenn

sie nicht unmäfsig sein können, hilft nichts; sagt man ihnen aber, die edle Vernunft in ihnen mit Vertrauen in Anspruch nehmend, zu guter Zeit und mit dem Ernst und der Bestimmtheit, welche die Wahrheit der Sache trägt und gebietet, dafs sie unfehlbar ins Verderben und in den Tod eilen, wenn sie nicht zu wirklicher Mäfsigkeit sich entschliefsen, so hilft das sehr; und wo es nicht fruchtete, da hätte wenigstens der Arzt sein Gewissen gerettet, und es dürfte dann einstens nicht Klage erhoben werden über diese seine Halbheit und Lauheit. Offenbar jedoch wird dies nur der Arzt thun, der den Herrn der Welt höher achtet, als die Herren dieser Welt. Es mufs ihm, für seine Person, gleichgültig sein, wenn er's auch mit ihnen verderben sollte; er weifs ja, dafs er nichts verdirbt, sondern nur sie, und sie eben dann sich selbst. Wagt man es aber nur ein zweideutiges Wort der Warnung hinzulispeln, hüllt man auch dies, um nur ja nicht zu verstofsen, in das Gewand der die Wahrheit verleugnenden Leichtfertigkeit, schachtelt man das kleinste Gebot in ein weites Gestatten ein: — dann freilich wird es ganz anders. Es gefallen diese Licenzen und Indulgenzen den Begehrlichen; einige Silberlinge kann der Arzt sich auch hiebei erbeuten; aber ist er nicht ganz verblendet und betäubt, so kann er jezt schon seinen Geschonten,

ten, durch seine Schonung, in den Jahren der Kraft auf das Siech- und Todtenbette geworfen und dessen Nachkommen in Gicht- und Steinschmerzen sich krümmen sehen. Und welchen Theil der Schuld er dabei trägt, kann er, wenn er die Stimme seines Gewissens nur irgend vernehmen will, sich nicht verbergen, da er's am besten wissen muſs, daſs Menschenfurcht, eitles Ehrverlangen und niedere Geldgier ihn auch die einfachste Wahrheit verleugnen lieſsen.

Wie ist's mit den geschlechtlichen Ausschweifungen? Jeder Arzt weiſs, daſs es, abgesehen von jener fürchterlichen Krankheit, die, dermalen wenigstens, als die eigenthümliche Frucht dieses Lasters betrachtet werden muſs, keine leibliche und geistige gibt, die nicht aus diesem Pfuhl hervorsteigen könnte und wirklich unzählig oft einzig daher kommt. Jeder Arzt auch weiſs es, daſs alle Krankheiten dieses Ursprungs am schwersten eine völlige Heilung zulassen, weil sie eben auf dem Verlust und dem Miſsbrauch der edelsten Kräfte des Menschen beruhen. Es wäre nicht schwer durch eine ärztlich-statistische Berechnung zu erweisen, daſs wohl der fünfte Theil aller in der gebildeten Welt, namentlich in groſsen Städten, sterbender Erwachsenen als directe oder indirecte Opfer dieses Lasters fallen. Was aber thun die Aerzte hiegegen? daſs es

ein Laster, und ein verderbliches sei, das darf freilich niemanden erst gesagt werden; in welch hohem Maalse es aber verderblich sei und dafs es immer schwer gerächt wird, das müfste oft, ernst und eindringend gesagt werden, denn dies in der That wissen Viele nicht. Die augenbliklichen üblen Folgen sind oft unbedeutend, werden leicht, selbst ohne ärztliche Beihülfe, beseitigt, und eben deshalb verstriken sich viele immer tiefer, bis der Boden in ihnen selbst wankend wird und dem völligen Einsturz kaum mehr zu wehren ist. Hier wahrlich thut dringende und scheulose Warnung sehr noth; aber sie unterbleibt nur zu oft. Es giebt kaum eine Krankheit als deren Grund man nicht häufig die Aerzte eine Erkältung angeben hört, und doch haben gewifs nur wenige hierin ihre Entstehung; diese wenigen sind selten gefährlich und wo sie es sind, da nur durch vorangegangene Entnervtheit. Niemand noch hat seine Nachkommen schwach, elend und kachektisch gemacht, weil ihn einmal ein starker Luftzug getroffen; niemand noch ist dadurch wahn- und blödsinnig geworden. Welcher Arzt aber kennt nicht die zum Erschreken grofse Zahl erblicher Kachexien und psychischer Verstümmlungen, die nur aus jenem Laster hervorgehen? Wenn dem aber so ist, wie es denn doch wirklich so ist, warum täuscht man die unglüklichen

Menschen? warum thun es eben die, welche sie enttäuschen sollten und könnten? Man wende nicht vor: es sei in den meisten Fällen bedenklich und unzart diesen Punkt zu berühren. Dies ist wahrlich nichts als feige Menschenfurcht und ungegründete Menschenverachtung. Selten ist ein Mensch so durch und durch verderbt und so völlig in sich selbst verkehrt, dafs ihm eine herzliche Theilnahme an seinem wahren Wohl und ein guter Rath, es sich zu bereiten, oder nicht zu verscherzen, widerwärtig sein sollte. Und so werden eindringender Ernst und aufrichtiges Wohlwollen hier, wie überall, in der Behandlung der Menschen, sich oft nicht erfolglos erweisen; ja, ich darf es aus Erfahrung bezeugen, dafs ich nicht selten meinen guten Willen hierin belohnt gesehen habe. Den gerechten Tadel der Unzartheit müssen diejenigen auf sich nehmen, die einen solch wichtigen Gegenstand ganz zu umgehen vermögen, oder ihn wohl gar mit Leichtfertigkeit und ekler Frivolität behandlen.

Und noch habe ich nicht von jener pestartigen Seuche gesprochen, welche nun schon seit Jahrhunderten den gröfsten Theil der bewohnten Welt schwer drükt; ich meine die Syphilis. Gibt es wohl, wenigstens in den gröfsern Städten Europa's, ein Haus, das zwanzig Jahr stünde und nicht schon ein so vergiftetes Subject beherbergt haben sollte? Welche

Maſse schaudererregenden Elends ist nicht schon jedem Arzt hievon vor den Blik getreten! Man rühmt den Besiz eines spezifischen Mittels gegen dieses grofse Uebel, und wahr auch ist's, dafs das Queksilber bei der Behandlung der Syphilis unentbehrlich ist; wahr aber auch ist's, dafs es nicht überall hilft, und wahr auch, dafs es keine gleichgültige Sache sei, ob ein Mensch eine gewisse Quantität dieses höchst zerstörenden Mittels in seinen Organismus aufnimmt, und am wenigsten gleichgültig, wenn zur Bekämpfung eben dieser Seuche: — eine Behauptung, die ich mit wissenschaftlicher Evidenz gegen jeden Leugnenden darzuthun mich willig anheischig mache. — Die Aerzte rühmen sich aber auch eines Fortschrittes in der Behandlung dieses Uebels; diesen Ruhm halte ich für mehr denn zweideutig. Ein Uebel heilen ist etwas ganz anderes als es beschwichtigen. Früher starben mehrere rasch an dieser Krankheit, jezt siechen ungleich mehrere lange daran, tragen das Gift aus einem Hause in das andere und übertragen tiefes organisches Verderben auf die folgenden Geschlechter. Ich halte es für einen Greuel einen mit diesem Uebel in irgend einem Grade behafteten wie einen sonst freien Menschen herumwandlen zu lassen; Unschuldige in grofse Gefahr zu bringen, damit irgendwo eine Schuld, oder doch mindestens ein

Uebel übertüncht werde. Man glaube nicht: die Gefahr könne so grofs nicht sein, da man wenig davon hört; sie ist in der That so grofs, man hört davon aber wenig, weil aus vielen Gründen das Schweigen vorgezogen wird; dem unschuldig Leidenden schliefst Schaam den Mund; der Schuldige ist sorg- und gewissenlos und hat kein Interesse davon zu reden; der Arzt mufs in dem bestimmten Fall schweigen aus Pflicht, und er thut es gern des Friedens wegen. Kurz, unglaublich viel wird von den Aerzten hierin versäumt, und es ist wahrlich hohe Zeit, dafs es anders und besser werde.

Ich habe die Onanie als ein Laster genannt, gegen welches die Aerzte kämpfen sollten und siegend kämpfen könnten. Nur weniges will ich darüber bemerken, es wird hoffentlich auch dies hinreichend sein zu zeigen, wie vieles auch in dieser Beziehung versäumt wird. Viele Aerzte halten die Onanie für kein so sehr verbreitetes Uebel. Dieser Irrthum ist durch keine etwaige Unschuld der Gesinnung zu entschuldigen. Der Arzt soll nicht arkadisch träumen, wenn er im Lazareth steht: den Feind soll er kennen, erkennen und angreifen, nicht aber sprechen: es ist Friede! Viele meinen: Tissot habe etwas zu trübe gesehen, oder, wenn auch in guter Absicht, mit zu starken und grellen Farben das furchtbare Gemählde ausgeführt. Könnte dem

trefflichen Manne irgend ein Vorwurf gemacht werden, so wäre es eben der entgegengesezte, dafs er aus Schonung, oder um sich nicht dem Vorwurf der Uebertreibung auszusezen, Vieles ganz verschwiegen, Anderes nur zu leise angedeutet habe. Leider aber sehen viele nur deshalb nicht, weil sie nicht sehen mögen; sie scheuen sich den Eltern zu sagen, dafs ihre Kinder in Laster verstrikt seien, sie fürchten üble Aufnahme solcher Kunde; auch gäbe es hiebei keine glänzende Curen zu machen, keine in die Augen springende Thaten zu vollbringen. Man siehet nur halb hin, zögert lange davon zu reden, thut es auch dann nur halb, lispelnd, fast inarticulirt, endlich verdunkelt sich der eigene Blik und es entsteht dann die verschuldet unwahre Annahme: die Sache selbst sei gar nicht da. Ich darf es nach der Wahrheit bekennen, dafs ich schon mehrere hundert Fälle von Onanie entdekt habe — in allen Abstufungen, in den verschiedenen Altern und mit den verschiedensten Folgen In den wenigsten Fällen kam mir das Geständnifs entgegen, in den meisten hab' ichs holen und oft eine schwere Geburt bewirken müssen; nie hab' ich mich hierin entschieden geirrt, nie durfte ich über die Wahrheit des Geständnifses einen Zweifel hegen, da ich niemals die Sache selbst nenne, sondern die Kinder mir zu sagen bewege: was sie heimlich

thun. Ich weifs es, dafs ich viele dadurch gerettet und vor unsäglichem Elend bewahrt habe. Selten habe ich hiebei von Seiten der Eltern oder Erzieher eine Misdeutung erfahren, oft sehr hülfreichen Beistand und herzlichen Dank. — Die Aerzte interessiren sich sehr für die Kuhpokenimpfung, und sie thun wohl daran, denn sie ist eine gute Sache und mit Recht wird das Andenken Jenners als eines Wohlthäters der Menschheit unvergefslich bleiben, nicht sowohl seiner Entdekung wegen — die theils schon vor ihm gemacht worden ist, theils aber auch nie einen Anspruch auf dankbare Anerkennung giebt, — sondern dafs er sie in einem so edlen, sittlichen Geist behandelt, sie so sorgsam bearbeitet und so reif damit hervorgetreten ist, um über allen Angriff hinaus die gute Sache siegreich vertheidigen zu können. Eine minder bedeutende Sache jedoch sind in der That die natürlichen Blattern mit ihrem ganzen bösen Gefolge als die Onanie. Verschont bleiben, ohne besondern Schuz, in der cultivirten Welt von beiden Uebeln nur wenige; jenes tödtet mehr in der Kürze und hinterläfst vielleicht mehrere leibliche Uebel: — vielleicht sag' ich, denn meine Ueberzeugung ist eine andere, — dieses hingegen tödtet schnell nur wenige, vielleicht auch keinen, langsam aber und methodisch unzählig viele, und aufser den stärksten

leiblichen Krankheiten, als: Epilepsie, Rükenmarksdarre, Zeugungsunfähigkeit, Stein-Harn- und Verdauungsbeschwerden u. s. w., wirft es noch ungemein viele in einen Zustand, gegen welchen der blofs leibliche Tod eine Wohlthat zu achten ist — in Wahn- und Blödsinn, und zwar meist auf unheilbare Weise. Alle Irrenanstalten sind mit solchen Unglüklichen überfüllt, und aufser ihnen wimmelts von solch geistig Todten, die zur Strafe und zum Entsezen einen scheinlebendigen Leib herumschleppen. Um so vieles also als die Seele edler ist, als der Leib, um so vieles auch ist die Onanie schreklicher als die natürlichen Blattern und jede andere Pest. Warum aber sind denn die Aerzte, mitten im Anblik dieses unendlichen Jammers stehend, so gleichgültig gegen dies freche Uebel? Freilich die Kuhpokenimpfung empfehlen kostet keinen Kampf gegen die Welt, denn sie ist's zufrieden einem grofsen äufsern Uebel auf leichte Weise zu entgehen. Bei der Onanie aber wäre vielleicht ein Kampf zu bestehen; den aber scheuet man, und so entrinnt man dem Himmel, um Frieden zu haben mit der vergänglichen Erde. Unleugbar müfste dem auch sonst so trefflichen Tissot ein höherer Preis, als Jenner zuerkannt werden. Und er hat ihn auch erhalten, denn Millionen aus dem tiefsten Verderben geretteter Seelen segnen ihn vor Gott

und sein Andenken mufs auch hier in jedem von wahrer Menschenliebe belebten Herzen im Segen bleiben! — O, dafs doch diese Stimme, obwohl schwach, in die Seele vieler Aerzte erwekend und belebend dringen und sie zu dem Entschlusse drängen möchte: hier, wo die Gefahr so grofs ist, zu wachen und mit muthiger Menschenliebe zu wirken. Gewifs würde dann in einer Kürze eine grofse Zahl von Uebeln von der Erde getilgt werden, und viele, viele Menschen zur Erfüllung ihrer höhern, edlen Berufung hinanreifen!

Nun, an einigen wenigen, aus der Menge gegriffenen Beispielen ist jezt gezeigt worden, was wir vom Arzte in seiner sittlichen Wirksamkeit fordern. Aber wie in diesen, mehr massigen Beispielen, so auch ist's in allen übrigen Fällen, und wer irgendwo zu einem sittlichen Willen erwacht ist, der mufs überall sich umsehen nach dem, was recht ist, und er kann sich selbst nicht dulden, es sei denn er suche und trachte überall zu thun nach dem Erkannten in bestem Vermögen. Gewifs also, wir verlangen nicht zu viel, noch zu Hohes.

Der Welt aber, so lange Noth sie nicht sehr drükt, ist diese Persönlichkeit des Arztes unbequem — nicht sowohl deshalb, weil es überhaupt eine Persönlichkeit ist, sondern weil es diese bestimmte, sittliche ist. Das Studiren erlaubt die Welt zwar, weil sie nichts

dagegen hat, dafs Jemand ihr zum Nuzen arbeite; aber sie will, dafs er, damit sie sich ihm ohne unheimliches Gefühl vertrauen könne, dasselbe Leben führe, wie sie. Thut er dies, so lobt sie ihn. Studiren aber wird er nun nicht mehr, denn er hat völlig Anderes zu thun; dies jedoch erläfst ihm auch die Welt gern, zugebend zwar, dafs er nicht gelehrt sei, dafür aber wachse ihm, als reichlicher Ersaz, die Erfahrung zu. Oder sie drükt dasselbe verhüllter und edler tönend so aus: der Arzt mufs ein Freund des Kranken sein, wem man sich nicht befreunden kann, der kann auch nicht ärztlich dienen. Freundschaft aber beruht offenbar auf Verwandschaft oder Gleichheit in der Denk-, und Handlungsweise, wenigstens in den wichtigsten Beziehungen. Die Welt gibt nun hiebei die ihrige als richtenden Maafsstab an; bei ihr fällt und ihr misfällt, wer nicht denkt und handelt, wie sie. Der rechtschaffene Arzt kann ihr vergeblich eine Fülle von Wohlwollen entgegentragen und sie mit Liebe zu pflegen das heifseste Verlangen haben: — dieses Wohlwollen thut ihr unwohl und diese Liebe peinigt sie, sie findet sie nicht rechter Art. Läfst er sich verloken, denkt er anfänglich: man müsse der Schwachheit nachgeben, weil es eben ja nur Schwachheit sei, so wird er sehr bald sich so tief hineingezogen fühlen, dafs er dann wieder glauben

wird, es sei der Rükweg nicht mehr zu finden und es bleibe nichts mehr übrig, als eben vom Strome sich treiben zu lassen. Und dann geht er unter. Wird er später noch boſshaft, so lästert er, um seinen Abfall zu beschönigen, aus der Welt heraus die Schule und ihre kindische Einfalt. — Bleibt er hingegen waker und unerschüttert, trägt er eine kleine Weile die Nicht- und Verachtung der bewuſstlosen Welt, so wird sie selbst ihn, wenn ihre Noth steigt, anfangs etwas ängstlich und gleichsam fragend, dann aber heftig begehrend suchen. Denn in der Welt ist keine Treue, und sie muſs selbst schmerzlich ihre Untreue erfahren; ist der Jubel verrauscht, so zerstiebt alles in ihr. Nur die Liebe ist treu bis ans Ende und überwindet das Böse mit Gutem. Dann auch wird es offenbar, daſs die schlichte Einfalt nicht nur wahre Weisheit ist, sondern auch zulezt siegende Klugheit; Die List aber und die Halbheit und die schmiegsame Anbequemung verderben und stürzen sich selbst. — Mag also immerhin die Treue eine Zeitlang Pedanterei und die freie Selbstbeschränkung Beschränktheit gescholten werden: — die Sachen selbst bleiben ungeändert, der Persönlichkeit wird nichts von ihrem Werthe oder innern Zufriedenheit entzogen, denn ihr Sieg ist ihr schon mit dem unausbleiblichen der Wahrheit bereitet.

Vierte Vorlesung.

Ueber den Genius sich heben ist leicht — man darf nur klein sein!

Das Verhältnifs des Arztes zur Wissenschaft sollte die lezte Vorlesung darthun, und in einer doppelten Beziehung zwar, in wiefern nemlich der rechtschaffene Arzt einerseits die Summe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit eben auf seine Wissenschaft zu richten sich verpflichtet und geneigt fühlt, und wie er andererseits, ergriffen von seiner sittlichen Bestimmung: Böses zu verdrängen und dem Guten Raum zu schaffen, nie mit dem Guten unterhandelt um das entgegenstehende Böse nicht zu sehr zu bedrängen, sondern belebt und beseelt von aufrichtiger Menschenliebe, seine ganze Thatkraft auf die Ueberwindung des Uebels richtet.

Diese Aufgabe ist eine durch alle Zeiten hindurch stetig fortlaufende. In welche Zeit

auch das Leben eines Arztes fallen, und welches immer seine übrige Stellung zu ihr sein mag, dies Eine: dem Uebel zu widerstehen, bleibt ihm immer geboten. Denn in welcher Zeit kein Uebel wäre, in der gäbe es von selbst auch keinen Arzt. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. — Anders aber ist's mit der Wissenschaft und mit dem Verhältnifs zu ihr. Immer zwar ist ihr Materiale, insofern es ein Gegenständliches ist, vorhanden; zu ihrer wirklichen Entwiklung aber und zu ihrem wirksamen Vorhandensein bedarf es nicht nur einer freien, lediglich durch die höchste geistige Anstrengung zu verwirklichende individuelle Selbstbestimmung, sondern auch einer stufenweis herangereiften Fähigkeit der Zeit, sowohl für das Gefühl des fordernden Bedürfnisses, als für die Aufnahme seiner Befriedigung. Welche Fähigkeit eben wir den persönlichen Charakter der Zeit nennen möchten. Ganz vergeblich scheint es deshalb zu geschehen, wenn einzelne, über ihre Zeit weit hervorragende Individuen Erkenntnisse verkündigen, die in jener noch nicht genügend vorbereitet sind. Sie sind Seher freilich, aber fast stumme, denn ihre Zeit vermag sie nicht zu vernehmen, und was sie vernimmt ist ihr ein verworrenes Getön; sie nennt sie wohl auch Blinde. Sokrates war seiner Zeit ein Verderber der Jugend; Kepp-

ler ein still fantasirender und Stahl ein wundersam ernst sich gebährdender Mann. Verloren geht freilich dennoch keine Wahrheit, da sie aus unzerstörbaren Theilen besteht, Jahrhunderte lang aber bleibt sie nicht selten unbeachtet, ungekannt und verkannt liegen, bis eine Zeit tüchtig geworden ist, ihr Boden darzubieten und von ihr befruchtet zu werden.

Ueberall auch steht jede Zeit in Beziehung ihres wahren geistigen Bedürfnisses und der Weise Befriedigung dafür zu suchen in einem Widerspruch mit sich selbst. Nichts bedarf sie so dringend als durch einen Fortschritt von sich selbst erlöset zu werden; eben dieses Bedürfnifs jedoch ist ihr selbst verdekt und bricht zum Bewufstsein nur in einzelnen Individuen durch (was auch diese zu Trägern ihrer Zeit macht); die Zeit im Ganzen aber trachtet nach Stillung im Beharren und empfindet den aufregenden und bewegenden Trieb als ein beunruhigendes, in seiner Wirksamkeit niederzuhaltendes Element. Und so widersteht sie denn auch in der That immer den Regungen des zum Vollkommenen hinziehenden Geistes: — nicht sowohl mit einer zeugenden oder befestigenden Kraft, als vielmehr mit der Kraft der Trägheit (*vis inertiae*), welche freilich nur zu oft sich nicht mit der Hemmung des Fortschritts begnügt, sondern,

in ihr eigenes Widerspiel gerathend, dennoch Bewegung herbeiführt, aber — eine rükschreitende. Während daher zuweilen eine Zeit ihre errungene Selbstbehauptung zu feiern meint, ist sie wirklich dennoch aus sich heraus versezt, nur weiter zurük.

Und somit ist wol zuvörderst dies einleuchtend, dafs es für jede Zeit ein ihr wesentliches wissenschaftliches Bedürfnifs als Aufgabe geben müsse, welches sie selbst zwar, aus ihrer Bewufstlosigkeit heraus, häufig verkennt und bekämpft, was aber denjenigen nicht begegnen darf, welche, selbst zum Bewufstsein erwacht, eben dieses erwekend weiter wirken sollen. Es frägt sich demnach nur noch: woran denn eine Aufgabe als eine zeitgemäfse erkannt werden könne? Daran, antworten wir, dafs sie, als Problem schon von dem höchsten und hellsten Punkt der damaligen Einsicht ausgehend, nur eine stetig fortschreitende Entwiklung fordert und diese schon einleitet. Die Entwiklung der Wissenschaft nemlich, obgleich sie allerdings durch den Gebrauch des sittlich-freien Vermögens des Menschen bewirkt werden mufs, unterliegt nichts destoweniger in sich selbst einem organisch-nothwendigen Geseze. Es gibt hierin keinen Sprung, und jede Uebereilung rächt sich durch ein schnelles Zurüksinken und eine Hemmung — ganz wie in der organischen Bildung. Es

hilft daher in der That dem Ganzen nichts, wenn einzelne starke Geister auftreten, die gleichsam durch eine Ueberraschung ihre Zeit auf die Schultern nehmen und im Geistesfluge mit ihr forteilen; sehr bald zerrinnt das ganze Unternehmen in eine Lufterscheinung, oder es zerfällt im Massensturz. Wer also eine Aufgabe für das Allgemeine gefafst zu haben und sie deshalb der Zeit antragen zu müssen glaubt, der prüfe die Richtigkeit derselben und die Möglichkeit des Gelingens daran, ob er für die Einwirkung des Neuen den wahren und treffenden Einfallspunkt in die Zeit gefunden hat. Hiebei wird es sich denn ergeben, ob das Unternehmen auf blofs geistreichem Wesen, auf s. g. Genialität beruht, oder auf wahrhafter Besonnenheit. Dort herrschen Trieb und Thatendrang; auf ein zielloses Thun ist die in sich selbst aufgewühlte aber nicht gestillte Kraft gerichtet, wobei denn Irrthum und Wahrheit im buntesten Gewirre in einanderfahren können; der Besonnene hingegen regt sich nicht eher zur auswirkenden That, als bis ihm nicht blofs die Rechtmäfsigkeit derselben, sondern auch ihr Ausgangs- und Zielpunkt, die Zulänglichkeit der Kraft und der Mittel durch eine klare Einsicht gewifs worden sind. Deshalb mufs er denn wohl auch vor der Menge eine Zeitlang das beschämende Ansehen des zögernden und schwanken-

kenden Wesens tragen; er trägt es aber gern, denn er ist innerlich voller That, in beständiger Sammlung und Reglung der Kraft begriffen, das Ziel immer schärfer visirend und fixirend, die Mittel ordnend, die Willkühr bändigend, die Freiheit gewinnend. Und bricht er endlich, wohlgerüstet, hervor, so hemmt nichts mehr seinen Lauf, vor ihm fallen alle Schranken, auf dem kürzesten Wege dringt er vor zum lang ersehnten Ziele und ergreift es mit der siegenden Gewalt der Gerechtigkeit. Was es an der Zeit sei? das zuvörderst mufs der Besonnene mit durchsichtiger Klarheit erkannt haben, bevor er der Zeit irgend etwas anmuthet. Die unmittelbare Gegenwart aber, ein mathematischer Punkt, ist bestimmt durch die Vergangenheit, und die Bewegung von der Gegenwart aus durch die Einsicht in die organisch-gesezliche Entwiklungsordnung; soll also die Gegenwart weise behandelt und, höher entwikelt, in die Zukunft geleitet werden, so mufs die Vergangenheit wahr und deutlich erkannt sein. Man könnte diese Forschungsweise, zum Theil wenigstens, den geschichtlichen Weg nennen. Leider aber hat eben dieser Ausdruk dermalen eine sehr beklagenswerthe Bedeutung erhalten, denn zu den vielen Unbilden unserer Zeit gehört auch die mit der Geschichte. Fast will es das Ansehen gewinnen, als läge im Geschehenen (Ge-

schichte), als solchem, schon die Bewährung des Rechten. Durch diese Verkehrung des Pragmatismus haben wir nicht blos das Verächtlichste in Vertheidigung nehmen gesehen, weil es geschehen war, sondern auch die ehrenwerthesten Bestrebungen entwürdigt, weil sie nicht zu Stande gekommen sind. Auch in die Bearbeitung der Geschichte der Medizin sind in neuerer Zeit solche Unziemlichkeiten gedrungen, deren einige wir später näher werden erwähnen müssen. Der geschichtliche Weg also, den wir meinen, ist ein sondernder und geht von dem Grundsaze aus: weil gar allerlei geschehen ist und sehr vieles besser ungeschehen geblieben wäre, so muſs nun wenigstens vor- und umsichtig geschieden werden.

Und nun kehren wir zu unserer Betrachtung zurük. In jeder bestimmten Zeit muſs die Wissenschaft ihre besondere Aufgabe haben, bis sie endlich zu dem ewigen Ruhepunkt vollendeter Wahrheit gelangt ist. Eines solchen aber hat sich, wohl ohne Widerrede, keine reale Wissenschaft zu erfreuen; überall stehen wir noch sehr im Anfange, wollte Gott! wenn auch sehr in redlicher Arbeit. Stehen kann keine Zeit bleiben, zurük sollte keine schreiten. Soll also das Rechte geschehen, so muſs es von einer ruhigen und bestimmten Einsicht in das Woher? und Wo-

hin? ge- und begleitet sein. — Wie steht es mit der Medizin als Wissenschaft? Welche Stufe der Ausbildung hat sie erstiegen? und welche Aufgabe stellt sich für sie eben in dieser Zeit? Diese Fragen müssen beantwortet werden können, und eben in dem Maafse, als dieses mit Klarheit geschieht, ist auch die Möglichkeit zur Lösung der höhern Aufgabe gesezt. Die Beantwortung dieser Fragen aber fordert zuförderst eine rein historische Untersuchung, welche jedoch hier vollständig zu führen auch dann unmöglich wäre, wenn wir uns auch dazu für durchaus tüchtig hielten — welche Anmafsung uns sehr fern ist; soviel jedoch als zu einem orientirenden Durchblik unerlafslich ist, sind wir bemüht gewesen auf diese Forschung einzugehen, und einige Resultate derselben mitzutheilen mag genügen, theils zur Aufregung für eine weitere und tiefere Nachsuchung, theils als integrirendes Glied der uns jezt beschäftigenden Gedankenreihe. Bevor wir indessen an diese Untersuchung gehen, sei es gestattet noch eine Bemerkung einzuschalten, die sich wohl überhaupt aus der ganzen Culturgeschichte, vorzüglich aber aus der Geschichte der Medizin, aufdringt und vieles sonst Unerklärliche einsichtlig macht. Auf eine kaum zu verkennende Weise nemlich finden wir hier ein beständiges Reizen der menschlichen Nothdurft mit

den höheren menschlichen Bedürfnissen; jene fordert dringend Abhülfe von drängender Noth, diese erregen ein unabweisbares Verlangen nach Einsicht in die Gründe der Dinge. Diese beiden, scheinbar einander entgegengesezten Richtungen sind der menschlichen Natur so tief eingepflanzt, dafs jeder sich nur einigermafsen forschend und unbefangen Beobachtende sie in eigener Erfahrung bestätigt finden wird. Als Entgegensezungen bezeichnen sie sich in den Geschichten der Wissenschaften einerseits als ein Hinstürzen zum Empirismus, andererseits als (oft sehr übereilte) Bestrebungen zur Theorie. Zwischen ihnen liegen die Mischungen von beiden, mit einem Uebergewicht bald der einen, bald der andern Richtung.

Dies vorausgesezt erklärt es sich, warum unser Blik bei dieser übersichtlichen Betrachtung der Geschichte der Medizin zuerst auf Galen fallen müsse. Denn in diesem und durch diesen mit ungemeiner Denkkraft und ausgezeichneter Beobachtungsgabe ausgestatteten Mann begann die Medizin zuerst eine wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen. Versuche zur Erklärung der in diesem Gebiete sinnlich aufgefafsten Erscheinungen sind freilich schon viel früher und in mannigfaltiger Weise gemacht worden, eben weil solche Bestrebungen vom menschlichen Geiste ganz unablös-

bar sind; aber das nur meinen wir: vor Galen war das ärztliche Beobachten nicht nur, sondern auch die Auffassung der Beobachtungen und selbst das Denken darüber empirisch. Dies jedoch schliefst den Einflufs und die Macht der Fantasie so wenig aus, dafs es vielmehr ganz damit zusammenfällt, wie wir denn auch beides in der Kindheit der Völker, wie der Wissenschaften, so wie in der jedes Individuums innig verbunden finden. In Galen aber tritt (für die Medizin) als ganz Neues auf ein wissenschaftliches, oder philosophirendes, bewufsten Zusammenhang anstrebendes Denken über die Erscheinungen. — Hippokrates könnte man den Homer der Aerzte nennen, da in der That auch die Aehnlichkeit zwischen beiden kaum zu verkennen ist: Harmlosigkeit der Gesinnung; Naturtreue und stille Naturanbetung; die Feste, nicht sowohl gewonnen, als zweifellos inwohnende Ueberzeugung von dem unabwendbaren Walten eines unbekannten göttlichen Einflusses und einer unabänderlichen göttlichen Bestimmung in allen günstigen und ungünstigen Verhältnissen der sterblichen Menschen; völlige Ergebung daher in alle Erfolge: — dies und vieles andere ist beiden gemein. Beide erzählen was sie gesehen mit ausführlicher, zuverläfsiger Treue und mit rein epischer Freude am Erzählen selbst; Hippokra-

tes wird eben so wenig vergessen bei Erzählung eines Krankheitsfalles die Wohnung des Kranken genau anzugeben, als Homer es nicht unterläßt die Rüstung des Helden zu beschreiben, wo er von einem Kampfe berichtet. Wie Homer uns ganz treuherzig die Scylla und Charybdis und die glükliche Rettung des Ulysses bei seiner Durchfahrt durch dieselben erzählt, eben so zweifellos spricht Hippokrates vom Kampf der grünen und gelben Galle mit dem Schleim und den Wanderungen derselben. Wie beim Homer Ulysses einen Windvorrath in einem Schlauch zum Geschenk vom Aeolus erhält, um sich auf einer bedenklichen Farth gegen widrige Winde zu schüzen, eben so vertrauend fast gibt Hippokrates seinen Kranken Arzneivorräthe. Die Aphorismen des Hippokrates haben dieselbe Bedeutung und dieselbe Gültigkeit wie Homer's Sentenzen. — Nun von alle dem ist bei Galen keine Spur mehr. Nichts mehr von jener befangenen Hingabe an ein unveränderliches Naturwalten, sondern das regste Ankämpfen dagegen; kein Aufgehen in äufsere Anschauungen, sondern Eingehen, ja Eindringen in Begriffe; keine Phantasie, sondern gedrängte, bestimmte Lösung fordernde Verstandesthätigkeit — freilich mit der Versuchung zu sophistischer Gewaltthätigkeit.

Wir erbliken Galen auf einem weiten

Gedankenmeer sich bewegen, sein Schifflein klug lenkend und ein Ziel ins Auge fassend darauf bedachtsam lossteuern. Ihm ist's gar nicht um das Fahren zu thun, sondern lediglich um das Ankommen, und nur im Verlangen danach übernimmt und trägt er die Mühseligkeiten der Fahrt. Vieles, ja alles benuzt er, was er vorfindet, mehr noch ist er selbst bemüht sich einen Schatz vielfacher, neuer Kenntnisse zu sammeln; aber alles nur als Materiale, und deshalb auch darüber stehend und es beherrschend wie ein freier Mann. Dogmatiker, Pneumatiker, Eklektiker — sie alle vernimmt er, nicht aber wie ein Schüler den Lehrer, sondern wie der auf das Recht zielende Richter die Parteien. Nur der Person des Hippokrates ist er mit selbstverleugnender Liebe ergeben; in ihm muss alles recht und wahr sein, kein Wort von ihm mag er aufgeben, dafür aber muss er sich von ihm — deuten lassen.

Von dem wichtigsten Punkt der galenischen Theorie — Bildung aus dem Flüssigen durch das Pneuma — werden wir später ausführlicher sprechen; hier erwähnen wir nur seine scharfsinnige und auf wahrer Grundlage beruhende Unterscheidung zwischen Elementen und den urwesentlichen Anfängen der Dinge; seine Lehre von den Krasen und Dyskrasien, seine Sonderung des Leidens (als

Product der an sich noch unsichtbaren Krankheit) von der Krankheit selbst; seine Eintheilung der Krankheiten in solche der gleichartigen oder einfachen Theile und in solche der aus diesen einfachen Theilen hervorgebildeten Organe; seine scharfe Scheidung der Krankheiten der Säfte durch Abweichungen ihrer Quantität oder Qualität; seine genaue und fast von keinem der spätern Aerzte so sorgfältig beobachtete Eintheilung der Ursachen der Krankheiten; seine auf umsichtiger und eindringender Beobachtung beruhende Klassification der Symptome und ihre Beziehung zu den Ursachen, in Symptome nemlich der gestörten Functionen, der entarteten und sinnlich sich manifestirenden Körperqualitäten und der veränderten Ab- und Aussonderungen; seine nicht nur noch nicht übertroffene, sondern noch gar nicht gefafste Lehre vom Pulse; seine Untersuchungen über die Blutbewegung, sein grofses physiologisches Werk (*de usu partium*): — alles dieses als Leistungen Eines Mannes jener Zeit sind grofse und zu gerechter Bewunderung bewegende Documente nicht nur höchst seltner Geistesgaben, sondern auch grofser Treue ihrer Anwendung.

Wie aber ist's dir, trefflicher Galen, ergangen? Deine Bewunderer — sie haben dir kein freies Opfer gebracht; sie thaten nur, was sie, gedrängt von unwiderstehlicher Gei-

stesherrschaft, thun mufsten; geholfen aber haben sie nicht dir, nicht sich, nicht der Sache für die in dir Geist und Gemüth entzündet waren. Und später, da alles erstarrt lag und zu neuer Belebung wohl grofse Bewegungen des Geistes einbrachen, aber kein freies Wesen auf diesem Gebiet sich fand zu vernehmen die Stimme in den Lüften: — da entstand Toben und Stürmen und es stürzte das für unüberwindlich Gehaltene in Trümmer zusammen, weil lange schon der vertheidigende und lebendige Geist daraus gewichen war. Jezt wissen auch diejenigen, welche nicht die kleinste Arbeit im Reiche des Geistes zu übernehmen geneigt sind, sondern es gemächlich dulden, dafs für sie gearbeitet und gerungen werde, sie wissen es ganz genau, dafs du ein leidiger Sophist warst und die Schulknaben erzählen aller Orten dies Mährchen nach. — Fast dreizehn Jahrhunderte hindurch hat Claudius Galenus geherrscht wie kein König und kein Königshaus, und wenn man auch bekennen mufs, dafs es zum Theil der knechtische Sinn in allen diesen Jahrhunderten gewesen ist, der ihm diese Herrschaft gegeben und erhalten hat, so ist's doch auch nichts desto weniger wahr, dafs dies eben die Sünde jener Zeiten war, und dafs nicht er die Fesseln geschmiedet hat; wohl aber lag in seinem Geiste eine bestimmende Gewalt.

Gedenken wir aber hiemit zu behaupten, dafs Galen in der That eine vollendete Theorie der Medizin, d. h. eine mit der Wahrheit selbst congruirende Theorie aufgestellt habe? Das sei fern! besser als seine Schmäher und sorglosen Tadler glauben wir die tiefen Irrthümer dieses grofsen Mannes zu erkennen und später auch werden wir desjenigen theoretischen Irrthums unumwunden gedenken, der uns als der tiefste und durchgreifendste in Galen erscheint. Doch verurtheilen wir deshalb den Mann nicht, noch rechten wir, uns selbst überhebend, mit ihm, noch auch hadern wir mit ihm, wo ihm das Unglük begegnet ist, zu irren.

Nun aber geschah auf eine eminente Weise, was seitdem sich schon öfter, nur schneller vorübergehend, wiederholt hat. Die mit geistigen Elementen und mit geistiger Gewandtheit als absolut Neues in die Zeit gebrachte, noch auf den Flügeln des Geistes ruhende Theorie, wurde von handfesten Schmieden zur weitern Ausarbeitung übernommen. Galenisten, Araber und Arabisten müheten sich im Schweifse ihres Angesichts ab alles mit Ambos und Hammer fest zu schmieden. Mehr als ein Jahrtausend haben sie arbeitsam gehämmert; aber das Feuer hatte sie nur geblendet, nicht erleuchtet noch innerlich entzündet. Und so merkten sie es denn

auch alle die Zeit über nicht, dafs sie mit dem Hammer nur den Ambos trafen und dafs lange schon nichts mehr dazwischen war. Nur das gewaltige Getöse bethörte sie mit der Ueberzeugung von dem Ernst und der Wichtigkeit ihrer Anstrengungen.

Zwar trat Avicenna, ein Mann von eigenthümlicher Kraft und bedeutendem Umfange des Geistes, mit entschiedenem Nachdruk in die Zeit ein. Aber eben an ihm läfst sich deutlich erkennen, wie solche Geistesanlagen allein weder einen absoluten und persönlichen Werth, noch auch eine förderliche Wirksamkeit verleihen. Mir ist überhaupt in der ganzen Geschichte der Medizin kein Beispiel begegnet, wo ein noch so reiches Verstandesgenie, in seiner isolirten Kraft, die Wahrheit gefördert und in lebendige That gesezt hätte; wohl aber können viele namhaft gemacht werden, die dadurch Verwirrung und Unheil angerichtet haben. Und natürlich, denn ganz wesentlich wurzelt die Medizin im rein Göttlichen; ihr Gegenstand, der Mensch eben selbst, ist weder eine mit dem kalten Verstande zu fassende imaginäre, mathematische Gröfse, noch auch ein mit dem äufsern Auge völlig erkennbares, wildes Naturproduct, sondern, göttlichen Geschlechts und Wesens, ist er auch zu göttlicher Bestimmung da und kann nur in ihr wahr erkannt werden. Alle

grofsen Aerzte daher, seit Hippokrates, waren Männer voll Andacht, und waren es nur durch sie. Nicht alle zwar, ja nur wenige hatten ein grofses schöpferisches Talent in der Erkenntnifs; aber durch jene Richtung des Gemüths wurden sie geleitet durch einen Geist der Weisheit und Mäfsigung, und so blieben sie bewahrt vor ungöttlichem Thun. Es versteht sich daher von selbst, dafs wir unter Andacht nicht einen geistlosen und widerwärtigen Wort- und Werkekram meinen, sondern die freie und liebevolle Hingabe des ganzen Wesens an eine göttliche und freimachende Leitung im Erkennen nicht weniger, als im Handlen; jene Zuversicht des Gemüths, dafs die Wahrheit durch sehnendes Suchen sich finden, aber nicht durch verwegenes Raffen sich einfangen lasse; die Ueberzeugung, dafs durchsichtige Wahrheit nicht eine verbotene Frucht, sondern eine zur Annahme dargebotene Gabe sei: — mit Einem Worte, wir verstehen nichts anderes darunter, als was unser deutsches Wort schon bezeichnet, den Zustand nemlich des Andenkens an die göttliche Bestimmung.

Nun Avicenna, der Mann, den sein Jahrhundert und mehrere folgende, mit starrem Staunen angeblikt, der mit herber, despotischer Gelassenheit seinen Mund aufthut; der über die Wahrheit zu herrschen sich das Ansehen

gibt, wie über eine zahme Heerde; er, nicht wie Rhazes ein demüthiger Knecht, sondern ein despotischer Herr Galens; er, nicht wie Galen zu Hippokrates und Platon, sondern zu Aristoteles sich gesellend, und nicht zum sorgfältigen Naturforscher, was auch Galen gethan, sondern zum spizfündigen Metaphysiker: — er ist an sich ein verlorener Schwelger und roher Wüstling, von dem seine Zeitgenossen schon, troz ihrer dumpfen Verehrung, sagen mufsten: seine Philosophie habe ihn nicht zur Tugend geleitet und seine Medizin nicht gegen die Folgen der Schwelgerei geschüzt. Er ist ein Vorbild des nach fünf Jahrhunderten über ihn mit tobendem Wahn sich erhebenden Paracelsus, so wie dieser nach vierhundert Jahren in Mesmer ein Nachbild fand. — In der That auch verdanken die ärztliche Wissenschaft und Kunst dem Avicenna nichts. So weit wir es über uns haben gewinnen können, sein schwerfälliges Werk zu lesen, ist uns nichts darin begegnet als der härteste, versteinerte Galenismus, nur dafs alles mit dem zuversichtlichen Ton des starren Dogmatismus und mit der widerwärtigsten Selbstzufriedenheit vorgetragen wird. Johannes Freind, der eben diese Periode der Geschichte der Medizin mit Sorgfalt und Liebe bearbeitet hat, sagt von Avicenna, obwohl sonst strenge Urtheile scheuend, folgendes: „*ali-*

„quid ab hoc auctore non sine causa videtur „exspectandum, quod nomini tanto respondeat. „Quamquam vero multis in occasionibus scripta „ejus consuluerim, pauca aut nihil potius in „iis reperi, quod non sit a Galeno sumptum.“

Die nächste Vorlesung, welche den Uebergang der ersten Periode der ärztlichen Wissenschaft in die zweite, und den Anbruch dieser darzustellen hat, wird Gelegenheit zu noch einigen Bemerkungen auch über die arabischen Aerzte darbieten; um so lieber daher beschliefsen wir hier die ohnehin unfruchtbare Erörterung über sie.

Fünfte Vorlesung.

Audi adhuc (Paracelse) crimina gravioria. Tu divina naturalibus, sacris profana, fabulis haereses miscendo, veritatem (sacrilege impostor!) tum humanam, tum religiosam polluisti. Tu lumen naturae (cujus sanctissimum nomen toties impuro ore usurpas) non abscondisti, ut Sophistae, sed exstinxisti; illi experientiae desertores, tu proditor.

Baco de Verulamio.

Um die wissenschaftliche Aufgabe, die unserer Zeit gestellt sein mag, erkennen und annehmen zu können, mufsten wir auf eine Untersuchung der Vergangenheit eingehen, damit uns eben aus dieser das Entwiklungsgesez deutlich werde. Und so sind wir denn zu einer übersichtlichen Darstellung der Geschichte der Medizin geführt worden. Mit Recht können in dieser drei Perioden angenommen werden, von denen die erste bis zu Galen, die andere bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften und die dritte bis zu un-

serer Zeit reicht. Die erste Periode doch bleibt von unserer Untersuchung ausgeschlossen, da diese sich nur auf die Medizin als Wissenschaft zu richten hat. Wie man nemlich mit Physiologen und Psychologen ganz einig sein kann darin, dafs der Mensch in den beiden ersten Jahren seines Lebens unvergleichlich mehr lernt, als in allen folgenden zusammen, ohne doch in die Geschichte der wissenschaftlichen Ausbildung eines Individuums jene ersten Jahre aufzunehmen, so müssen auch wir hier von jener ganzen Periode schweigen, obgleich wir weder ihre Wichtigkeit noch ihre Merkwürdigkeit verkennen mögen. Und so war es denn Galen, welcher sich uns als den ersten Gründer der Medizin als Wissenschaft zeigte. Wir haben uns bemühet in Umrissen ein Bild dieses ausgezeichneten und bewundrungswürdigen Mannes zu geben, und wie wenig dieses Bestreben auch gelungen sein mag, immer doch könnte es dazu dienen, um empfänglichen Gemüthern nicht nur eine Hochachtung für ihn einzuflöfsen, sondern auch ein thätiges Verlangen ihn selbst näher kennen zu lernen in ihnen zu erweken. — Wir hatten aber auch die unerfreuliche Pflicht zu berichten, wie durch die Verderbnifs der Menschen und Zeiten nur spärlicher Gewinn und viel Nachtheil durch die zahlreichen Werke Galens gestiftet wurde. Einiges zur Bezeichnung

nung jener Zeiten dienende müssen wir jezt noch nachholen.

Fast dreizehn Jahrhunderte hindurch ging, mit nur geringer Ausnahme, das Trachten der Aerzte dahin, sich an Galens Worte zu fesseln. Man brachte die axiomatische Voraussezung mit durch seine Worte die Wahrheit selbst, wie am Schleppseil nachziehen zu können. Früher hatte den Hippokrates Galen commentirt, wie ein reicher Geist — mit grofser dialektischer Kunst, freilich auch nicht ohne sophistische Windungen; vieles ihm frei schenkend, manches aber auch ihm gewaltsam aufnöthigend. Nun wurde Galen commentirt: — mit kleinmeisterlicher Aengstlichkeit, mit dürrer Logomachie und unfruchtbarer Ausführlichkeit. Es gibt Leute, denen die Weisheit selbst nicht in die Hände gegeben werden dürfte, ohne von ihnen in Thorheit verkehrt zu werden. Wie geschäftig man aber war, sich selbst die Fesseln zu schmieden und wie sehr man mit der Knechtschaft selbst sich brüstete, kann statt vieler eines der wundersamsten und auffallendsten Beispiele zeigen. Mehr als tausend Jahre nach Galens Tode, wurde ein gut katholischer Anatom von einem Pabste mit dem Bannstrahl bedroht, weil er sich erkühnt hatte, deutlich zu beweisen, Galen habe falsch und verdeckt öfters von der Anatomie des Affen auf die des Menschen

geschlossen. — Wie wenig jedoch Galen selbst eine geistige Despotie geübt hat, kann sogar historisch erwiesen werden. Je näher nemlich, der Zeit nach, ihm seine Nachfolger stehen, je lebendiger also noch der Einfluſs seiner Auctorität ist, desto weniger Miſsbrauch wird mit ihr getrieben, und wenn es geschieht, nicht unbemerkt und nicht ungerügt; so wurde Oribasius (360 n. Chr.) — dem doch mannigfache Einsichten und eine gewiſse geistige Selbständigkeit nicht abzusprechen sind — seiner entschiedenen Anhänglichkeit wegen an Galen, dessen Affe von den Zeitgenossen genannt; Aëtius dagegen (543. n. Chr.), der seine Weisheit aus dem Oribasius und Marcellus schöpfte, wurde nicht mehr getadelt; ja, sein Ansehen wurde selbst dadurch nicht verdunkelt, daſs zu derselben Zeit ein Mann erstand, der mit geistiger Selbständigkeit und mit glücklichem Erfolge die von Galen betretene Bahn verfolgte; wir meinen Alexander von Tralles — die erfreulichste Erscheinung von Galen bis zur folgenden regenerirenden Periode. — So tief also war schon innerhalb vier Jahrhunderte der Geist gesunken, daſs selbst neben dem Tüchtigen die Flachheit gelten konnte, und der belebende Geist nicht mehr vom tödtenden Buchstaben abzumahnen vermochte!

In seiner völligen Entartung aber tritt der

Galenismus bei den arabischen Aerzten hervor. Sie, den Galen meist nur aus arabischen und syrischen Uebertragungen kennend, übernahmen nun ein eisernes Regiment. In ihnen vereinigt sich vieles Schaden zu bringen und vorhandenes Uebel zu vergröfsern: — orientalische Pomphaftigkeit neben dem winzigsten, auf unbedeutende Zufälligkeiten gerichtetem Wesen; fanatischer Aberglauben neben dem trivialsten, rohesten Unglauben; glühende, zügellose Phantasie neben Starrheit und Unvermögen des Verstandes über das Nächste hinauszukommen — daher: kühnes Träumen und unbeholfenes Combiniren; Neigung zu blendendem Thun und Scheu vor stiller, ruhiger Thätigkeit; Hang zur Magie und Abneigung vor wahrer Sophie! — Was aus solchen Elementen gewonnen werden kann, läfst sich leicht gedenken, kann aber wenig erfreuen. — Von Avicenna haben wir schon in der letzten Vorlesung gesprochen, und was eben als allgemeiner Charakter der arabischen Aerzte angegeben wurde, tritt bei ihm als persönlicher schneidend und grell hervor. — Man hat ihnen, wenigstens dem Rhazes, grofses Verdienst wegen der genauern Beschreibung der Poken zuschreiben zu müssen geglaubt. Ein sehr geringes bliebe es in jedem Fall in Beziehung auf die ganze Wissenschaft, doch selbst dies kann, wie uns scheint, nicht unbe-

dingt dem Rhazes zuerkannt werden; denn obwohl wir kaum zweifeln dürfen, dafs das Pokenexanthem zu jener Zeit eine von der damaligen sehr verschiedene Modification gehabt hat, so mufs es doch auch damals in seiner Erscheinung von dem Masernexanthem wesentlich abgewichen sein; gleichwohl vermochte er es nicht diese beiden Exantheme diagnostisch mit Sicherheit auseinander zu halten: — ein Uebelstand, den wir freilich noch im sechzehnten Jahrhundert bei Sennert finden. Ueberdies trägt dieses berühmte Werk des Rhazes die ganze verderbliche Eigenthümlichkeit der arabischen Schule unverdeckt zur Schau. Dafs Galen die Pocken, als solche, gekannt haben müfse, ist ihm völlig zweifellos, „denn," sagt er, „wie wäre es möglich, dafs der höchstvortreffliche Galen eine so häufig vorkommende Krankheit nicht gekannt haben sollte?" Als Beweis dafür führt er einige Stellen an, wo Galen von ἰόνθοις spricht — (wahrscheinlich weifse Friesel); das Uebrige und Deutlichere — meint er — sei gewifs in den noch nicht ins Arabische übersetzten galenischen Schriften enthalten. Man sieht hieraus wie entfernt er von jeder Einsicht in die Krankheitsbildung war; denn weder kann er sich die Möglichkeit einer, unter neuen Verhältnissen, neu entstehenden Krankheit denken, noch auch eine Umgestaltung

vorhandener nach den verändernden Verhältnissen der Zeiten, Himmelsstriche und eingreifender Ereignisse: — eine Einsicht, die seit Hippokrates allen griechischen und römischen Aerzten mehr oder minder deutlich vorgeschwebt hat. Ihn aber dünkts, als wenn die Krankheiten bei Erschaffung der Welt auf eine unveränderliche Weise in das Ganze mit hineingelegt worden wären. Um auch ein Beispiel von den pathologischen Theorien der Araber zu geben, erwähne ich hier Rhazes Meinung von dem Grunde der Blattern mit seinen eigenen Worten: „sie entstehen bei „den Knaben aus einem Aufbrausen (Effer„vescenz), wodurch sie eben aus dem Kna„ben- in das Jünglingsalter gebracht werden, „so wie ja auch eine solche Effervescenz in „dem Moste statt findet, durch deren Wir„kung er in Wein verwandelt wird. Ist aber „das Temperament eines Menschen zu schwach, „so kann es geschehen, dafs keine Blattern „hervortreten; im umgekehrten Falle hinge„gen zwei oder drei mal.“ Welche dürftige und hohle Vorstellung! — In neuerer Zeit hat ein geistreicher Schriftsteller über das Wesen und die Bedeutung der Exantheme zwar auch eine ähnliche, aller Erfahrung und gesunden Theorie trozende Ansicht aufgestellt; doch mufs ihr wenigstens das Zeugnifs gröfsern Scharfsinnes gegeben werden, wiewohl aller-

dings hierin allein kein besonderer Ruhm liegt.

Und so verlassen wir denn gerne, ohne noch mehrerer Häupter und Nachtreter dieser Schule zu gedenken, diese ganze Periode; ihren Charakter nur noch einmal in der Zusammenfassung ergreifend. Sie stellt dar das Erstarren der durch Galen erschwungenen Theorie in rohe Empirie. Der lebendige Geistesfluſs nemlich, wie er in Galen war, gestand immer mehr und mehr; seine Lehren, wahre und falsche, wurden in die Kühlofen der Logomachie, Sophistik und Dogmatik gebracht, aus welchen sie dann erhärtet hervorgeholt wurden und um so brauchbarer waren, je weniger sie auch bei der willkührlichsten Anwendung irgend eine Lebensregung als Widerstand zeigten. So entstand denn eine Empirie — nicht durch die Betrachtung des Gegebenen innerhalb der Gegebenheit, sondern durch künstliche Verhärtung und Abtödtung der Einsicht selbst. — Leider fehlt es auch in der Folgezeit und selbst dermalen nicht ganz an Nachfolgern solch geistestödtenden Thuns.

Wie aus dieser Periode ein Ausgang und der Beginn einer neuen möglich werden könne, ist leicht einzusehen. Ein neuer Lichtstrom muſs einbrechen und sich als eine neue Einsicht in lebendige Wirksamkeit sezen. Auf die Gröfse und den Umfang dieser neuen Ein-

sicht an sich selbst kommt es hiebei gar nicht an; das schon macht sie ihrer Bedeutung und Wirkung nach zu einer grofsen, dafs sie lebendig ist. Hiedurch nemlich wird das Dunkel und der Tod erblickt, worin man bisher gefangen gehalten worden. Das kleinste Licht ist hinreichend um die tiefste Nacht — nicht sowohl durchweg zu erleuchten, aber doch sie selbst erkenn- und sichtbar zu machen und durch sie hindurch zu helfen. Dieser Umschwung nun geschah in und durch Fernel.

Um diesen, gegen die gewöhnliche Annahme, welche den Paracelsus als Reformator der Medizin im sechzehnten Jahrhundert bezeichnet, streitenden Ausspruch, so weit es hier thunlich ist, zu rechtfertigen, bemerke ich folgendes. Schon deshalb, scheint uns, ist Paracelsus nicht Reformator der Medizin, weil er selbst es sein und auf eine Weise es sein wollte, wie es weder gelingen konnte, noch, in der Welt des Geistes gelingen durfte. Seine persönliche überschwängliche Rohheit und Verworfenheit ging darauf aus, sich selbst, auf Kosten alles Bestehenden, geltend zu machen. Was in Ehren stand, sollte in Schmach versinken, damit ihm allein die Ehre zufalle. Seine Wuth war vorzüglich gegen Galen und Avicenna gerichtet, weil ihre Namen gefeiert wurden, aber überhaupt gegen alles in

Achtung stehende. Seine fulminanten Anreden und Apostrophen geben hiezu die seltsamsten und ekelerregenden Belege. Von einfacher, ruhiger und tiefer Erkenntnifs der Wahrheit ist bei Paracelsus überall nicht die Rede. Was sich von Besserem bei ihm findet sind höchstens einige neue, unzusammenhängende Kenntnisse; aber selbst die wichtigsten von diesen sind geraubtes Gut, so z. E. die Anwendung des Mercurs in der Syphilis und der kühne Gebrauch des Opiums; jene ist dem italienischen Wundarzt und Anatomen Jacobus (Berengarius Carpensis, gewöhnlich Carpus genannt), dieser wahrscheinlich dem Basilius Valentinus entwendet, von welchem lezteren er gewifs auch seine als tiefe Weisheit verkündigte Lehre von den Elementen (Salz, Schwefel und Mercur) entlehnt hat. Recht eigenthümlich war ihm nur seine Frechheit, mit welcher er denn auch sein Zeitalter, wenn auch nur sehr flüchtig, betäubt hat. Wie ein Abentheurer durchzog er viele Länder, erfuhr und erlitt viele Schicksale — aus allen ungebessert und ungeändert tretend. Im Jahre 1527 finden wir ihn (33 Jahre alt) das Amt eines öffentlichen Lehrers der Medizin in Basel einnehmend. Mit grofsem Gepränge läfst er da die Werke Galens und Avicennus in seinem Hörsaal verbrennen, erklärt sein Barret für gelehrter

als alle Aerzte und seinen Bart als Erfahrungsreicher als alle Akademien und Hochschulen: — „Griechen, Lateiner, Franzosen und Italiener, mir nach! ich werde fortan euer König sein!“ Schon bei seiner Lebenszeit nannten ihn einige Zeitgenossen, zu seinem nicht geringen Verdrusse, nicht Theophrastus — welchen Namen er unter den vielen selbst gewählten und sich beigelegten am meisten liebte — sondern Kakophrastus. Aber nicht nur dieser dem Wahnsinn verwandte Hochmuth beflekte sein Leben, sondern die roheste Sinnlichkeit, die ihn in Laster aller Art stürzte, machte es zu einem Schauder erregenden. — Nun wahrlich ein solches Wesen ist wenig geeignet ein neues Leben im Geiste anzuzünden und einer gefallenen Zeit ein leuchtendes und aufhelfendes Vorbild zu sein. Wir können es unentschieden lassen, ob er als praktischer Wundarzt ausgezeichnet war; durch Einsicht und gewissenhafte Bedächtigkeit ist er's gewifs nicht gewesen, diese würden sich auch sonst nicht unbezeichnet gelassen haben; auch ist uns von der ganzen Sache in seinem Werke: „über die grofse Wundarzney“ nichts bemerklich geworden. Der scheulosen Verwegenheit kann allerdings manches gelungen sein, was hinterher der Dünkel und die Lüge als besonnenes Unternehmen in Anspruch zu nehmen keinen Anstand genommen hat. —

Ein grofser Theil der unter seinem Namen bekannter Schriften gehört ihm ohne Zweifel nicht an, sondern seinen Schülern, die durch Entlehnung seines geltenden Namens sich Eingang zu verschaffen suchten. — Man hat Paracelsus ein vorzügliches Verdienst wegen der Einführung der s. g. chemischen Mittel zugeschrieben. In keinem Falle aber gebührt es ihm, sondern der leitenden Vorsehung, welche diese fördernde Ausbeute aus den thörichten Bemühungen jener Zeit: ein Universalmittel und die Kunst Gold zu machen zu finden, hervorgehen liefs. Dafs Paracelsus im Besitz eines Universalmittels zu sein sich gerühmt haben werde, darf nicht besonders erwähnt werden. Sehr grofs überdies war der Gewinn durch jene chemischen Mittel nicht, denn durch den damals und lange nachher noch allein üblich gewesenen chemischen Prozefs vermittelst des Feuers wurden, wenigstens bei den Pflanzenkörpern, die wirksamsten Bestandtheile zerstört und aus allen konnte fast das Gleiche gewonnen werden. — Über das Wesen des Contagiums, glauben Einige, habe er Aufschlufs gegeben. Dies ist so wenig wahr, dafs dieser Gegenstand einer der dunkelsten ist, bis auf den heutigen Tag, und eben diejenigen, welche von Paracelsus hierüber Licht erhalten zu haben sich rühmen, werden am meisten von Finsternifs gedrückt. — Van

Helmont, der den Paracelsus am besten kennen und würdigen konnte, sezt sich in ein ganz eigenthümliches Verhältnifs zu ihm; im Allgemeinen scheint er ihn zu loben, alles Besondere aber widerlegt und bestreitet er, verhehlt es auch keinesweges, dafs er dessen Schriften und Leben von trüglichem, lügenhaftem und schändlichem Wesen durchzogen halte. — Alles dies aber ist wohl mehr denn hinreichend, um von der irrthümlichen Annahme zurückzuführen, dafs eben dieser Paracelsus Reformator der wissenschaftlichen Medizin im sechzehnten Jahrhundert gewesen sei.

Wir hätten uns hiebei weniger aufhalten dürfen, wenn es dem heutigen historischen Pragmatismus nicht beigekommen wäre Paracelsus mit Luther — nicht blos in Parallele zu bringen, sondern sie auch gleich zu stellen. Was aber hat Luther, dieses auserwählte Rüstzeug im Kampf für Licht, Wahrheit und Recht, dieser in treuer Selbstverleugnung und eben dadurch in edler Persönlichkeit dastehende herrliche Mann, was hat er gemein mit Paracelsus, diesem in seine niedere und unsaubere Natürlichkeit versunkenen und verunehrten Menschen? Wahrlich nichts sonst, als was die schroffen und sich gegenseitig ausschliefsenden Gegensäze mit einander haben!

Ganz anders verhält es sich mit Johan-

nes Fernelius. Er, ein Mann von seltner Feinheit und Gewandtheit des Geistes, von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und heiterer Unbefangenheit; glücklich in seinen äufsern Verhältnissen, noch glücklicher in der ihm zusagenden, erfolgreichen ärztlichen Wirksamkeit, konnte nicht lange sich in der Verschränktheit des todten Galenismus befriedigt halten, noch auch seinen regen Geist in unfruchtbarer, leerer Sophistik ermatten lassen. Er lüftete seine Schwingen und versuchte einen Flug ins Freie, nicht nach Raub jagend, sondern nur Gottes freien Himmel und dessen belebende Luft statt der drükenden Kerkeratmosphäre suchend. Mit Recht scheint mir Johannes Riolanus von ihm zu sagen: „*cum ceteri, fere, ex lacunis tantum haurirent et vix umbram physicae adspicerent, ille unus ad solem oculos erexit, et fontes ipsos adiit.*“ Daher denn auch in seinem grofsen Werke (*universa medicina*) nichts von polemischer Schärfe (aufser in der kurzen Zueignung an Heinrich II.) zu bemerken ist. Dem üblichen Commando aber fügt er sich nicht, ohne jedoch sansculottisch Aufruhr auszurufen. Wie sehr ihm die arabischen Aerzte von Herzen zuwider sind, kann er, troz seines feinen Vermeidens alles Schneidenden im Urtheil wie im Ausdruk, nicht wohl verbergen.

Den ganzen Gedankenzusammenhang des

wichtigen und geistreichen Werks hier darstellen zu wollen, kann nicht unsre Absicht sein; was aber besonders Epochenmachendes darin, unserer Meinung nach, enthalten ist, können wir mit wenigen Worten anzeigen. Bedienen wir uns hiezu abgeschliffener Schulausdrüke, so kann die ganze Sache sogar als winzig erscheinen. Er behauptete nemlich und lehrte: in den Säften lägen nur die entfernten Momente zur Krankheitsentstehung; die Krankheit selbst (mit ihrer nächsten Ursache zusammenfallend) sei wesentlich in den festen Theilen enthalten; die Symptome gingen hervor aus den Functionen. — Uns nun aber scheint, dafs durch diese wenigen Säze der Galenismus völlig zertrümmert, die galenische Fundamentallehre hingegen lebendig reformirt sei. Bei dieser Behauptung sind wir es uns bewufst, dafs sie einerseits über Fernel's eigene, bewufste Meinung weit hinausgeht, andererseits aber auoh sie beschränkt. Denn Fernel, Galenismus und eigentliche Lehre Galens nicht von einander scheidend — was damals kaum möglich war — meinte in der That Galen selbst zu verlassen. Hiezu aber verlieh seine Zeit weder die Kraft noch die Einsicht. — Um diese unsere Ansicht von beiden zu rechtfertigen müssen wir zuförderst auf das System Galens, seiner innern Architektonik nach, einen Rükblick werfen.

Galen stellt zwar das Pneuma als oberste, eigentlich bildende Kraft auf, dieser ordnet er aber noch unter die vitalen, animalischen und natürlichen Kräfte; die ersten haben ihren Sitz im Herzen, die zweiten im Gehirn, die letzten in der Leber. Die Bildung des Organismus läfst er aus der allgemeinen Elementenverbindung hervorgehen und zuvörderst durch die Entstehung der Cardinalflüssigkeiten. Dem Prinzipe nach nehmen also die Flüssigkeiten in der Bildung nur eine untergeordnete, bedingte Stelle ein; aber die Bedingungen für dieses Bedingte werden nirgends genannt; als factisch vielmehr werden die Säfte vorweg hingenommen, und ehe man es sich versieht stehen sie auch schon da — nicht mehr als Facta, sondern als Factoren und der Blik in das eigentliche fiens schliefst sich auf einmal. Das Pneuma, von dem alles ausgehen soll, kommt zu gar keiner Function; die vitalen Kräfte, die im Herzen regieren sollen, bleiben völlig müfsig, denn nirgends wird ihnen eine wirkliche Wirkungsweise weder annoch nachgewiesen. Und so auch mit den andern Kräften. Zur systematischen Rotation bleiben also nur die Cardinalflüssigkeiten, sammt den daraus hergeleiteten Krasen und Dyskrasien. Mit diesen nun wird die Kreisbewegung vorgenommen; kommt man bei den Kräften an, so entsteht hier keine Hemmung, denn sie

sind eben nur leere Stellen und die Kräfte als Mächte sind völlig ohnmächtig. Offenbar also ist Galen bei Aufstellung und Durchführung seiner Fundamentallehre: Bildung aus dem Flüfsigen durch das Pneuma, auf halbem Wege stehen geblieben, denn wir finden bei ihm nirgends eben das Pneuma selbst als die Bildung bewirkendes. Zu sagen: die Kräfte seien implicite in den Säften enthalten, wäre ein leeres Sophisma und widerspräche Galen selbst, der im Principe die Elemente von den unwesentlichen Anfängen der Dinge sehr wohl unterschied. — Und hiemit glauben wir auch den tiefsten und folgenreichsten theoretischen Irrthum Galens aufgedekt zu haben. Hätte er selbst ihn entdeckt, so würde er vor der Aufrichtung einer einseitigen Humoralpathologie bewahrt geblieben sein. Aber eben dies auch ist die Stelle, wo Fernel sich einen Ausweg gesucht, oder vielmehr: wo er einen Durchbruch gewagt hat.

Ein einziges, einfaches Pneuma ist ihm zur Erklärung der Gegebenheit ungenügend und gar zu metaphysisch; er tritt also sofort *in medias res.* In der ganzen organischen Welt verkündigt sich ein belebendes, begeistigendes Element; den Namen desselben läfst er dahingestellt sein; in jedem organischen Einzelnwesen aber behauptet es sich als inwohnende Wärme (*calidum innatum*). Aus die-

sem entwickeln sich besondere Spiritus, Pneumata; von welchen jedem einzelnen Theile ein besonderer zukommt, also auch ein besonderes Leben und hiemit auch eine besondere Lebensäufserung: — eine bestimmte Function. (Da finden wir den in später Zeit von einem berühmten Physiologen bereiteten Zufluchtsort durch die Annahme der *Vita propria* vorgebildet; nur dafs, wie mir scheint, Fernel vorsichtiger und sorgsamer in der Aufstellung gewesen ist) In diesen durch die Spiritus bewirkten Functionen ist die Erzeugung der Flüssigkeiten, wie alle anderen secundären Erzeugungen, enthalten. Die Flüssigkeiten aber, als die von den Spiritus am wenigsten durchdrungenen, und eben deshalb mindest befestigten Bildungen, sind auch am meisten den verderblichen Einflüfsen der Aufsenwelt ausgesezt. Dies aber kann an sich niemals Krankheit selbst, sondern nur eine entfernte, d. h. eine mögliche Veranlassung dazu geben; denn ob sie es wirklich werden soll, das hängt ab von dem Maafs der Energie der darauf reagirenden Spiritus in denjenigen Theilen, in welche sie wirksamer, d. h. fester eingebildet sind; — mit andern Worten: es hängt ab von der Reaction der festen Theile. — (Hier finden wir widerum die milden Anfänge zu der beinahe drei Jahrhunderte später mit Heftigkeit geführten Streitfrage über das Leben des Bluts.

Auch

hier jedoch mufs der Vorzug der Mäfsigung und vorsichtigen Behandlung dem Fernel zugestanden werden.) Nach Fernel demnach ist's entschieden, dafs die wirkliche Krankheit überall von den festen Theilen getragen werde, und nur im Verhalten dieser zu den Einflüssen der Aufsenwelt ihre volle, lezte, d. i. nächste Ursache habe. Nach ihm also ist die nächste Ursache der Krankheit mit dieser selbst völlig zusammenfallend und dasselbe; alles übrige aber das zur Krankheitsentstehung mitwirkt, ist lediglich mittelbare, veranlassende, entfernte Ursache.

Es ist nicht möglich in der eben angeführten Grundlage der Fernelschen Theorie die Pfeiler der Solidarpathologie zu verkennen. Und insofern freilich ist dadurch nicht blofs der entarteten, sondern, scheinbar wenigstens, auch der ursprünglichen Lehre Galens entgegengewirkt worden. Gleichwohl durften wir oben mit Recht behaupten: Fernel habe die galenische Theorie nur reformirt. Denn Galen selbst nimmt im Prinzipe, wie wir kurz vorher gezeigt haben, die Flüssigkeiten nicht als das Bildende an, vielmehr ist ihm dies das Pneuma allein; durch einen unbemerkten Sprung nur ist's ihm begegnet so tief in die Flüssigkeiten hinein zu gerathen und so eine einseitige Humoralpathologie zu begründen. Von dieser Stelle aus aber suchte

Fernel sich Bahn zu machen, indem er das Pneuma als bildendes Prinzip nicht blofs dem Begriffe nach auffafste (was auch Galen gethan), sondern es auch in seiner bildenden Function ergriff (was Galen nicht gethan). Mithin ist denn auch nur eine ergänzende Reform, nicht aber ein Umsturz der genuinen galenischen Lehre durch Fernel bewirkt worden.

Ist nun etwa eine wahre Theorie der Medizin gefunden? Leider keinesweges! denn wie früher Galen, so ist nun auch wider Fernel in Einseitigkeit von der Erfafsung umschliefsender und durchdringender Wahrheit abgeirrt, nur auf einer andern Stelle und in entgegengesezter Richtung. — Hierüber jedoch das Nähere im Zusammenhange darzulegen bleibt der nächsten Vorlesung aufbehalten.

Sechste Vorlesung.

Wie wir Galen den Begründer der Medizin als Wissenschaft nennen mufsten, ohne doch rühmen zu können von ihm eine wahre Theorie erhalten zu haben, so glauben wir Fernel als den Reformator wissenschaftlicher Medizin im sechzehnten Jahrhundert anerkennen zu müssen, ohne uns dadurch zu der hievon sehr verschiedenen Behauptung fortreifsen zu lassen, dafs nun eine ausreichende, wohl begründete Theorie gefunden sei. Wohl aber dürfen wir behaupten: so viel Wahrheit überall in einer Solidarpathologie enthalten sein kann, so viel auch ist in Fernel's System, und mehr in diesem, als in irgend einem andern solidarpathologischen der folgenden Jahrhunderte. Wie dies möglich sei glauben wir durch die bezeichnete Entwikelung der fernelschen Solidarpathologie aus der galenischen Humoralpathologie erwiesen zu haben. We-

der eklektisch, noch bodenlos genialisch, noch formell systematisirend geht Fernel einher, sondern ruhig untersuchend und mit dem sichtbaren Bemühen nach Gesezlichkeit, mit dem bewufsten Bedürfnifs sich in der Erfahrung ohne Gewaltthätigkeit zu orientiren. Daher ist ihm auch die eben so naturwidrige als verwegene Annahme späterer Solidarpathologen, dafs die Säfte nur die Stelle lebloser Reize im Organismus einnehmen, völlig fremd geblieben. Ihm sind überhaupt — wiewohl er es hierin nicht (wie überall, so viel wir wissen, niemand vor Gaubius) zum deutlichen, klaren Worte bringt — die gebildeten Säfte nur dem Grade nach von den festen Theilen verschieden, indem in jenen der bildende Geist (Spiritus, Pneuma) weniger eingebildet, sie selbst also weniger gebildet (concrescirt, organisch) und eben deshalb weniger bildend sind. Und dies gerade gibt ihm die Ueberzeugung, dafs Krankheiten, als bestimmte Bildungen, nicht von den Säften ausgehen, nicht in ihnen ihre Träger finden können, welches allein die aus den flüfsigen Theilen durch das Pneuma hervorgebildeten festen zu sein vermögen. Einen lebendigen Blik also hat in der That Fernel in die Wahrheit gethan, und auch einen Schritt zu ihrer Verbreitung, und so kann ihm auch ein ehrendes Andenken nicht entgehen.

Innig verbunden und nichtsdestoweniger antagonisirend einander gegenüberstehend erbliken wir Galen und Fernel; verbunden durch den Strahl göttlicher Wahrheit, geschieden und feindlich auseinander gehalten durch den Irrthum. Aehnlichkeit im Schiksal beider findet sich überdies auch darin, dafs ihre Nachfolger mit gieriger Hast den Irrthum ergriffen und ihre Kraft an dessen Ausbildung gesezt. Denn wie Galens Humoralpathologie frei ist von der völligen Gedankendissolution mancher spätern, so hat auch Fernels Solidarpathologie mehr wissenschaftliche Haltung und systematische Consequenz, als irgend eine spätere, selbst die des trefflichen Cullen nicht ausgenommen obgleich übrigens in der geistigen Physiognomie beider ausgezeichneter Männer eine erfreuliche Verwandschaft nicht zu verkennen ist.

Wie unzureichend jedoch beide Systeme sind, das ergibt sich nicht nur aus dem bisher Bemerkten, sondern auch durch folgendes Kriterium, das wir als ein allgemeines für jede Theorie der Medizin aufstellen zu dürfen glauben. Jede nemlich, welche nicht aus Einem Gusse auch ein sicherleitendes Prinzip für die s. g. Seelenheilkunde herzugeben vermag; die eine Kluft zurükläfst zwischen somatischer und psychischer Krankheit (welche Benennungen schon Folgen und Zeichen des morschen Prin-

zips sind): die über Seelen- und Gemüthsstörungen sich entweder gar nicht erklärt, oder auf schöngeistige Weise, oder sophistisch, oder materialistisch, oder bis zum Nihilismus hinauf sublimirt spiritualistisch: — jede solche Theorie erweiset sich, wie uns scheint, nicht nur als ungenügend fürs Ganze, sondern auch als unzureichend auf jedem Punkte, eben weil der lebendige Mensch Ein Ganzes ist, und nicht Zwei. Dies Kriterium aber hält noch keine bisher aufgestellte Theorie der Medizin aus, Galen verleugnet da, wo er ausdrüklich von den Geisteskrankheiten handelt, wie dies in einem besondern Buche (*de cognoscendis curandisque animi morbis*) geschieht, ganz den Arzt; strafpredigend, sittenrichtend, moralisirend tritt er da, wiewohl immer auf eine geistvolle Weise, auf; nicht aber eindringend erwägend, nicht durchschauend erkennend; an vielen andern zerstreuten Stellen widerum spricht er von den Geisteskrankheiten, namentlich von der Manie und Melancholie, auf eine befremdliche Weise materialistisch. Anders wohl, aber nicht besser, ergeht es hierin dem Fernel. In einem besonderen Abschnitte seines grofsen Werks spricht er auch *de animae facultatibus* — in alter aristotelischer Weise: viel Spizfündiges, wenig Wahres und Brauchbares. In seinen Büchern *de abditis rerum causis*, in welchen es ihn, wiewohl erfolglos,

nach platonischer Weisheit gelüstet, hören wir vielerlei von der Seele; es wird da von ihrer Substanz gesprochen, von ihrem Verhältnisse zur Weltseele, ob sie Wärme sei? wie sie sich zu den körperlichen Temperamenten verhalte und diesen sich anbequeme, welche Vermögen ihr innwohnen und welcher Art diese seien: — dies alles und Aehnliches wird in diesen Büchern mit bequemer Ausführlichkeit untersucht, ohne dafs es zu irgend einem Resultat käme, es sei denn dieses: der Welt sei unmittelbar von Gott eine allgemeine Seele zugeflossen, aus welcher dann die besondern Seelen sich entwikeln. — Es ist dies die gewöhnliche Abfindung des sich unbewufsten Pantheismus gegen den lebendigen Gott, um seiner weitern Einmischung entlegen zu sein.

Diese lezten Bemerkungen bieten uns zugleich den Gesichtspunkt dar, von welchem aus wir einen andern, sonst sehr verschieden beurtheilten Heros unserer Wissenschaft richtig zu erfassen vermögen.

Johannes Baptista van Helmont eröffnet das siebenzehnte Jahrhundert mit kräftigem Geistesfluge, mit tiefer, rüstiger Sehnsucht nach lebendiger und belebender Wahrheit, nach dem was wahrhaft ist und nicht blofs scheint, oder etwa sein könnte. Nicht seine Polemik aber gegen Paracelsus ist's, die wir ihm zum besondern Verdienste an-

rechnen, vielmehr scheint uns diese beklagenswerth, wie es denn überhaupt betrübend ist ein bedeutendes Maafs von heilsamer Kraft an blofs scheinbare Zeitbedürfnisse sezen, verschwenden und gleichsam verpuffen zu sehen, die, dem Unwandelbaren gewidmet, auch der Zeit die kräftigste Förderung gewesen wäre. So konnte es geschehen, dafs Helmont, indem er, wohlmeinend freilich, seiner Zeit von ihren Geistesbedrängern, von paracelsus'schen Irrlehren, von aber- und ungläubigen Hirngespinnsten zu helfen sich zunächst bemühete — unter diesen Bemühungen, sag' ich, konnte es, durch zu anhaltende und in den Irrthum selbst sich versenkende Betrachtung, wirklich geschehen, dafs die Zeit mit diesen ihren verderblichen Potenzen ihn selbst unbemerkt beschlich und Finsternifs in das Licht trübend mischte. Würde er, wie der Geist ihn zog, der Wahrheit in gradliniger Richtung gefolgt sein, so würde auch ein vollkommen fester Bund zwischen ihnen entstanden und unendliches Heil gefördert worden sein.

Wenige Schriftsteller mögen in ihrer Eigenthümlichkeit so schwer zu erfassen sein, als Helmont; und dies nicht blofs wegen seiner Tiefe und steril scholastischen Sprache, sondern vozüglich wegen der öftern Durchkreuzung des Wahren und Falschen und wegen seines verdunkelnden Bemühens zur Deut-

lichkeit. In der That sind aber auch nur wenige so wenig verstanden worden, als eben er, und auch wir wollen und können uns keines völligen Verständnisses seiner rühmen. Ganz unbegreiflich aber ist's, wie ein und zwar ein ganz allgemeines Mifsverständnifs habe entstehen können, dies: als habe er den Archäus als oberstes Prinzip aller Lebensactionen gesezt; unbegreiflich ist dies schon deshalb weil niemand von einer solchen schroffen Einseitigkeit entfernter sein kann, als Helmont und er überdiefs auch ausdrüklich den Archäus, „*animae organum ministrum*“ nennt. Wohl aber ist's ganz begreiflich, wie nach einem solchen Mifsverständnifs gar kein eigentliches Verstehen mehr möglich war, und alles was noch etwa als Lob oder Tadel über ihn gesagt werden mochte, nicht mehr ihn treffen konnte.

Das Eigenthümliche und das als völlig Neues im Helmont auftretende, scheint uns, soweit wir ihn zu verstehen vermögen, Folgendes zu sein. Er betrachtet die Wissenschaft von vorn herein als etwas rein Sittliches, daher auch geht seine ärztlich-wissenschaftliche Forschung nicht blofs vom Leben, sondern von der sittlichen Bestimmung desselben aus, und eben deshalb auch liegt der Schlüsel zur Eröffnung eines Verständnifses seiner in seiner Psychiatrie. Verwunderung

daher mufste es in uns erregen, den trefflichen Heinroth behaupten zu hören: „Helmont habe für psychische Medizin nichts geleistet," obgleich er sonst ihm mit der liebevollsten Hochachtung begegnet. — Was wir, nach mühsamem Zusammensuchen, über ihn sagen können, mufs eben von seiner Psychiatrie ausgehen.

Dreierlei geistige Wesen sind nach ihm im höchsten organischen Wesen, dem Menschen, zu unterscheiden. Ein völlig reines durch nichts in sich zu trübendes, nur in und mit der Freiheit wirkendes; dies ist die reine göttliche Seele, welche er *mens* und *imago Dei* nennt. Diese hat und nimmt, direct, keinen Antheil an allen gröbern körperlichen Vorgängen, auch an der Sünde nicht, vielmehr wird sie durch die Sünde aus dem Menschen gedrängt, durch die Versöhnung aber wieder zurückgeführt: „*tanto major* — ruft er aus — *est gloria miserationis divinae, quae „sua dumtaxat gratia gratis resuscitat susti- „netque e veterno mortis, quos vult salvan- „dos!*" Dies ist ihm unmittelbares Ergebnifs innerer Erfahrung und mit Recht beruft er sich hiebei auf das Zeugnifs des frommen Lebens. Und so ist ihm denn die Widerbringung des Menschen aus dem Zustande der Sünde ein neuer und freier Schöpfungsact der göttlichen Gnade: — Widergeburt. — Das

zweite geistige Element im Menschen ist ihm die vermittelnde, oder empfindende Seele (*anima sensitiva*). Diese kann rein oder unrein sein, je nachdem die göttliche Seele inwohnt, oder nicht. Sie ist nemlich das Mittelglid zwischen der göttlichen Seele und dem Archäus. — Um dies zu verstehen müssen wir uns zuvor in seine Vorstellung vom Archäus versezen. Dieser ist ihm — um uns sogleich eines verdeutlichenden Ausdruks zu bedienen — die bloſse Körperseele, dasjenige geistige Element nemlich, welches den Körper (aus dem Wasser, das er als den Urstoff der Körperwelt betrachtet) aufbaut und ihn gegen die Angriffe der Aufsenwelt schüzt; alles dies jedoch nur durch den Antrieb der göttlichen Seele vermittelst der empfindenden. Deshalb auch nennt er den Archäus „*animae janitor.*“ Den ganzen Kampf mit der Aufsenwelt führt er allein; er wird von den äufsern Reizen sanft oder rauh, friedlich oder feindlich getroffen; er nimmt auf oder stöſst zurück; durch widrige Eindrücke wird er zum Unmuth und Zorn erregt. Doch ist sein Zorn nicht das Böse, sondern die Zusammenraffung der Kraft zum nachdrücklichen Widerstand gegen bedrängende Einflüsse. Und eben dieser Widerstand ist nach Helmont, das allgemeine Wesen der Krankheit. Also auch die Krankheit ist an sich nicht das Böse, son-

dern vielmehr der Ankampf dagegen. Was aber im Archäus vorgeht, und was durch ihn geschieht, das percipirt die *Anima sensitiva*, welche es der höchsten Instanz, der göttlichen Seele, zuführt, so wie umgekehrt, in der entgegengesetzten Richtung, aufhelfende Kräfte dem Archäus zufliefsen. — Alles dies nun sind gerechte Vorgänge im lebendigen menschlichen Organismus; denn wenn er auch krank ist, leidet, Schmerzen duldet u. s. w. so zerstöre ihn ja dies noch gar nicht und hebe seine sittliche Bestimmung nicht auf, so lange nemlich die *imago Dei* ihm inwohnt und die geistigen Kräfte in Eintracht bei einander sind; ja, eben deshalb sei auch der blofs leibliche Tod weder die gröfste, noch überall auch an sich eine unwiederherstellbare Zerstörung, weil ja doch die geistigen und schöpferischen Elemente ungetrennt bleiben. — Aber noch einen andern Vorgang kann es geben, und gebe es wirklich, diesen: unter den einwirkenden Potenzen seien auch solche, die, dem Wesen nach, der göttlichen Seele entgegengesezt sind: — verderbliche von Haus aus. Auch diesen sich zu widersezen und sieghaft zu widerstehen sei dem Archäus möglich, wenn er in der Abhängigkeit von der göttlichen Seele treu ist, da ihr alsdann von ihr überwindende Kraft zuströmt. Eben deshalb aber kann er sie auch nicht annehmen, kann durch jene Potenzen

sich ablenken und verloken, und einmal abgeirrt von ihnen gänzlich sich überwältigen lassen. Ist dies geschehen, so wird das Leben in der empfindenden Seele wesentlich verändert, indem nun die Begierden mit ungezähmter und zerstörender Kraft walten. Die göttliche Seele nemlich (*mens*) ist nun aus dem Menschen gewiesen und in ihre Stelle die *anima sensitiva* getreten („*Sensitiva mentis vicariatum agit*"). Hiedurch aber ist ein Zustand gegeben, aus welchem nicht etwa erst wird, sondern der wesentlich schon ist — *amentia* (deshalb hat, nach Helmont, die *amentia* immer ihren Siz, oder Ausgangspunkt in den Praecardien, welche eben der Siz des Archäus sind), ein Zustand in welchem die Grundverhältnisse des Menschen zerrüttet und wahrhaft verkehrt sind. Es ist nun keine Kraft mehr in ihm, die verderblichen Anläufen von aufsen widerstehen könnte, denn der Archäus selbst, welcher eben dies thun müfste, ist ja in den Dienst der Aufsenwelt getreten, die göttliche Seele ist geschieden und die sie vertretende empfindende ist der Tummelplatz geworden untergeordneter, durch kein göttliches Gesez gezüchtigter Empfindungen, die alle gleich unwahr und unheilig sind. Mit dem Zustand der Amentia aber, warnt Helmont, solle man nicht verwechseln den der Delirien, welche zuweilen in hi-

zigen Krankheiten eintreten; denn obwohl es freilich auch nicht die göttliche Seele ist, die sich in diesem Irrereden verkündigt, so ist sie selbst doch weder entwichen, noch auch, im lezten Grunde, unwirksam; denn der Archäus kämpft mit aller seiner Kraft gegen die andringenden verderblichen Potenzen, und nur weil diese so gewaltig toben ist er, für einzelne Momente, unzureichend; abgefallen aber ist er nicht. Die *anima sensitiva* empfindet gerecht, denn sie äufsert Schmerz über diesen Zustand, oder doch wenigstens Unbehagen daran. Kurz, die geistigen Kräfte sind in guter Eintracht, und wie auch die endliche äufsere Entscheidung dieses Kampfes sein mag, immer wird es eine das wahre Heil nicht gefährdende sein. Die Amentia hingegen trägt schon die höchste Gefährdung in sich und ist eben ihre unmittelbare Folge. Auch den natürlichen Schlaf sucht er von der Amentia zu scheiden, die Sopores dagegen streifen, nach ihm, schon daran. Doch hierüber wollen wir den Helmont selbst redend anführen: „*pri-*
„*mus amentiae gradus in somno elucet; na-*
„*turalis attamen, dum honestae recreationis*
„*et vacationis titulo, se immergit cum vo-*
„*luptate quietis in proprium hospitium. Somni*
„*naturalis excentricitates porro vitia, defectus*
„*ac expressae dementiae sunt sopores omnes.*
„*Qui scilicet jam non amplius e propria sen-*

„sitivae libertate et voluptate promanant, sed „excrementitiis sordibus, velut febrilibus, ori- „untur.. Perinde enim atque naturalis sitis „est sensus deficientis humidi: febrilis vero „sitis ab impostoriis excrementi versutiis: sic „sopores non fiunt a naturali facultate, qua „anima somnum sibi concitat, sed ab alienis „impuritatum imposturis seducta, vel supe- „rata.“ — Noch eine zweite hierher gehörige Stelle fügen wir dieser gleich hinzu, um daran prüfen zu lassen, ob unsere bisherige Darstellung den Geist Helmonts erfafst und überall geeignet sein möge in ihn, troz der entgegentretenden Hemmungen seiner spröden, brökligen und dunklen Sprache, einzuführen. *„In- „tellectio mentis non potest in ita obsessam „sensitivam libere lucere. Quapropter sen- „sitiva, rectrice destituta, procellas mo- „vet tumultuarias, suamque tempestatem sen- „sim in voluntatis capsam attolit, unde „et irrascibilis praecipit, atque inverso or- „dine fertur. Caput demum suas scitarum „rerum imagines praepostero nexu depromit. „Unde fit, quod plerumque, consumptis deli- „riis, nulla supersit actorum recordatio; quod „sensitiva, praecipitanter per obsessionem per- „culsa, cuncta praepostere moverit.“*

Doch wir kehren zurück zur zusammenhängendern Darstellung. Dem Helmont ist Amentia keinesweges einfache Krankheit, son-

dern Verkehrtheit und Abfall; sie ist ihm kein blofs pathologischer, sondern auch ein sittlicher Begriff, und jenes zwar nur durch diesen. Was das heifse? Etwas heifst es, das vor ihm kein ärztlicher Schriftsteller, und nach ihm keiner bis auf Stahl, und von Stahl ab niemand bis zu Heinroth als wissenschaftliche Gesinnung ausgesprochen. Wie oft z. E. haben wir nicht hören müssen mit vieler Gravität reden von Manie aus Liebe, oder von religiöser Manie, und unsere Ohren sind dabei nicht von Ekel erfüllt worden. Nun welche Kraft hat denn dabei unsere Einsicht ausgeübt, dafs Gott selbst die Liebe sei? welche Stärke zeigte dabei unsere eigene Religiosität? Man sage nicht: dies seien blofs Misgriffe gewesen im Ausdruk und dafs es unbillig und unförderlich sei um Worte zu rechten. Mit Verlaub! so etwas wollen wir auch gar nicht; in Wahrheit aber war der Ausdruk für die Meinung ganz gut und die Rede gar sehr geläufig, der Irrthum lag tiefer, in der Sache und in der Gesinnung. Ob Jemand sich für eine Person aus der Trinität, oder für einen für alle Ewigkeit verlorenen Sünder hielte, so würde Helmont ihn keinen religiös Wahnsinnigen nennen, sondern in ihm einen durch Hochmuth oder Unglauben Gefallenen, von der göttlichen Seele, durch seine Schuld, Verlassenen erkennen; und wenn Jemand

mand durch heftig aufgeregte und unbefriedigte geschlechtliche Sinnlichkeit in Wahnsinn verfiele, so würde Helmont wahrlich nicht *mania amatoria* den Zustand nennen, sondern *mania lasciva*. Wer aber sollte nicht erkennen können, dafs es sich hier um keine blofse Verschiedenheit des wörtlichen Ausdruks, sondern um eine sehr wesentliche der Sache und Gesinnung handelt? — Doch wir müssen hier abbrechen.

Wir haben Helmonts Grundansicht der Psychiatrie hier skiziren müssen, weil wir hierin den lebendigen Kern seiner gesammten und wissenschaftlichen Einsicht in die Medizin finden zu können glauben. Es kann uns nun auch nicht entgehen, dafs er ein reiner Dynamiker gewesen. Zu hyperphysisch jedoch war seine *δύναμις*, um eine feste Grundlage für die Medizin werden zu können. Nicht etwa, dafs wir hiemit seinen Blik auf das Uebersinnliche ~~tadeln~~ wollten; niemand vielmehr kann inniger überzeugt sein, als ich, dafs nur durch Erfassung des Uebersinnlichen das Sinnliche Gegenstand vernünftiger, also auch wissenschaftlicher Auffassung werden könne. Das Uebersinnliche aber bricht bei Helmont in das Sinnliche ein wie ein *Deus ex machina*, und geräth deshalb mit demselben — um mich eines chemischen Ausdruks zu bedienen — in das Verhältnifs innerlich unzusammenhängen-

der Mengung, nicht aber durchdringender Mischung. Oft überdies muſs man das Feuer mehr bei ihm voraussezen wegen der aufschlagenden Rauchwolken, als daſs man es erblikte beim durchschlagenden Licht. — Das sittliche Prinzip hat er mit dem wissenschaftlichen nicht nur verbunden, sondern auch dieses völlig unter die Obhut und Leitung jenes gesezt. Und wer durfte dies tadeln, wo es auf eine durchweg besonnene Weise geschieht? Helmont aber hat dazu nicht Unbefangenheit und gelassene Ruhe des Geistes genug bewahrt; darum hat ihn nicht ganz selten mitten auf dem Wege zur Wahrheit der Irrthum ereilt; ja, wir dürfen es nicht verhehlen, daſs er zuweilen nicht bloſs bis an die Grenzen der Schwärmerei, sondern auch tief in dieselbe hinein verschlagen worden ist. Hieher z. E. gehört seine aus erhizter Phantasie hervorgepreſste Vision von seiner eigenen Seele, seine ziemlich crasse Dämonologie und manche andere Einschwärzung seiner Zeit.

Alles dies aber können wir, um der Wahrheit willen, willig bekennen, ohne dadurch abgehalten zu werden, Helmont als den ersten zu erkennen, welcher sich zu einem rein dynamischen Prinzip aufgeschwungen und dadurch der ärztlichen Wissenschaft eine höhere Gestalt und eine edlere Tendenz gegeben hat.

Was aber unsere ganze, von der gewöhn-

lichen Meinung so sehr abweichende Darstellung Helmonts anlangt, so müssen wir noch das hermeneutische Prinzip nennen, welches uns hiebei geleitet hat. Wir glauben nemlich, einem geistreichen, aber dunklen und sprachlich unbeholfenen Schriftsteller sei überall so viel richtiger Sinn und tiefe Bedeutung zuzuschreiben, als seine Worte nur immer, ohne entschiedene Gewaltthat, tragen können. Das Beste, das sich in ihm findet, mufs auch als das ihm Eigenthümlichste und alles andere Bestimmende angesehen werden. Bei geistlosen, aber sprachlich gewandten Schriftstellern dürfte es vielleicht umgekehrt, in jedem Falle aber ganz anders gehalten werden müssen. Und hieran kann sich denn das offene Bekenntnifs schliefsen, dafs wir allerdings öfter divinatorisch über Helmont gesprochen haben, weil wir so nur wahr über ihn sprechen zu können hoffen durften; niemals aber dichtend. Sollte uns jedoch hiebei Menschliches begegnet sein, so wollen wir uns gern durch Belehrung zurecht helfen lassen. — Die allgemein verbreitete Annahme aber, dafs Helmont den Archäus als oberstes Lebensprinzip aufgestellt habe, hoffen wir als einen entschiedenen und weitgreifenden Irrthum aufgedekt und beseitigt zu haben. Auch die, durch beliebte Begriffsreduction, entstandene Meinung: Helmont habe Archäus genannt, was von

Neuern, namentlich von Hufeland, als Lebenskraft bezeichnet wird, mufs als irrig zurükgewiesen werden. Was Hufeland Lebenskraft nennt, ist, je nach der Richtung der Betrachtung, weit mehr oder weit weniger als Helmonts Archäus. Hufeland selbst trägt übrigens keinesweges die Schuld dieser Begriffsverwirrung; klar vielmehr und unumwunden spricht er es aus, dafs er unter Lebenskraft nur das X der Mathematiker verstanden haben wolle, d. h. als etwas zwar nothwendig Vorhandenes, aber erst durch fortgesezte und ins Einzelne eindringende Untersuchung zu Findendes. Nun, dieses X mit Helmonts Archäus verwechseln, hiefse in der That X für U machen.

Nach einer grofsen Erscheinung des schliefsenden sechszehnten und das beginnenden siebenzehnten Jahrhunderts haben wir zu gedenken, und wir zwar mit nicht geringerem Rechte für die Medizin, als jeder andere für seine Wissenschaft. Wir können hiemit sonst niemand meinen, als Francis Bacon von Verulam, den wir mit wenigen Worten nicht besser bezeichnen können, als wenn wir ihn einen wissenschaftlichen Seher nennen. Nicht seine grofse, umfassende und allseitige Gelehrsamkeit allein ist's, nicht sein prüfendes, ruhiges und doch mit Lichtes Schnelle treffendes Urtheil, noch die Tiefe seiner geistigen, edlen

Bedürfnisse, noch auch die Lauterkeit seiner, nur in wenigen Momenten des Lebens getrübten Gesinnung, noch seine rastlose, nach allen Richtungen hin eilende Thätigkeit, noch auch seine immer neu hervorquillende Liebe zur Wahrheit, noch auch die edle und rührende Einfalt in allen seinen Forschungen, die völlige Unscheinbarkeit seiner Persönlichkeit mitten in der kräftigsten Entfaltung derselben, noch auch seine Billigkeit, sein liebevolles Anerkennen jedes Guten, Wahren und Schönen, wo immer er es auch, und wenn gleich nur ~~immer~~ in den ersten Keimen findet: — nicht jede dieser vorzüglichen und seltenen Eigenschaften ist's, die unsere Bewunderung erregen und uns zur Anschliefsung auffordern sollte, sondern die Vereinigung aller dieser und vieler andern ist's, die, abgesehen von allem Tribut der Ehrfurcht, uns bestimmen mufste auf ihn zu sehen und uns von ihm rathen zu lassen. — Unter allen Heroen der Wissenschaft kenne ich keinen, der jenen weisen Ausspruch: *homo sum, nil humani a me alienum esse puto*, so thatsächlich und kräftig an sich selbst bewährt hätte, als eben Bacon. Wem es daher in der Wissenschaft wohl gehen soll, wer in ihr nicht trüglichen Schein, noch eine Kuh für den Haushalt sucht, sondern ein Feld zum Anbau der Wahrheit, der lasse ihn nicht unbeachtet, der lese ihn

so lange, bis er sich in inniger Liebe und irgend einer Geistesgemeinschaft mit ihm empfindet, und er wird zum Lohn einen treuen, wohlrathenden Freund und Begleiter in alle Forschungen an ihm gewinnen. — Grofs und sehr segensreich sind auch in der That die Wirkungen dieses Mannes gewesen, und doch ist er lange noch nicht genug benutzt worden. Und was namentlich unsere Wissenschaft anlangt, so ist zwar Sydenham ganz und Huxham wenigstens zum Theil durch ihn bedingt — und wer wüfste nicht, was die practische Medizin diesen beiden grofsen Aerzten zu verdanken hat, deren erster zumal der veredelte Hippokrates genannt zu werden verdient; — gleichwohl ist hiedurch sein heilsamer Einflufs keinesweges schon hinreichend aufgenommen, und noch weniger genügend verwendet worden. Denn noch ist das, was Bacon *philosophia naturalis* nennt und so deutlich bezeichnet, weder in den übrigen Naturwissenschaften vollständig, noch in der Medizin irgendwie angebaut.

Doch hier ist's uns nicht gestattet weiter über ihn zu reden, und so brechen wir denn auch ab, die eine und dringende Aufforderung an die Aerzte noch hinzufügend; von drei Werken besonders dieses unvergleichlichen Schriftstellers — dem wir auch durch kein enthusiastisches Lob zu nahe zu treten be-

müht gewesen sind — ein recht angelegentliches und daurendes Studium zu machen. Wir meinen das *novum organon*, das *de dignitate et augmentis scientiarum* und das *sylva sylvarum* überschriebene.

Immer mehr nähern wir uns unserer Zeit und demjenigen, was sie zunächst gebildet hat zu dem, was sie nun ist. Wer dürfte sich wohl bei der Untersuchung so naheliegender und uns selbst, auch uns unbewufst, bestimmender Gegenstände der Besorgnifs in Befangenheit des Urtheils zu gerathen, entziehen können? Und doch wäre hier eben völlige Parteilosigkeit am nöthigsten; denn jemehr noch die Einflüsse in Wirksamkeit stehen, desto richtiger und wahrer müssen wir sie zu erkennen und zu scheiden trachten, wenn wir das Böse vermeiden und das Gute ergreifen wollen. Eben diese Sorge daher mahnt uns ernstlich, je näher wir unserer Zeit treten, desto genauer hinzusehen und nach Schärfe und Bestimmtheit des Bewufstseins zu ringen. Dies wird uns denn aber auch, in der Mittheilung, zu immer gröfserer Ausführlichkeit nöthigen. — Boerhave aber, Friedrich Hoffmann und Stahl sind es, diese grofsen Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts, welche unsere Betrachtung nun zunächst in Anspruch nehmen. Möchte es mir gelingen, sie Ihnen in der folgenden Vorlesung dem Geiste nach kenntlich zu machen!

Siebente Vorlesung.

Unsere bisherigen Untersuchungen haben uns drei verschiedene Richtungen in der Ausbildung der Medizin zur Wissenschaft kennen gelehrt, deren erste in dem Grundphänomen aller Generation — Bildung aus dem Flüfsigen — ihre Wurzel hat. Aus ihr ging hervor die Humoralpathologie des Galen. — Die zweite, jenes Phänomen zwar zugebend, legt besonderes Gewicht darauf, dafs, in aller Fortbildung wenigstens, das Flüfsige vom Festen bestimmt werde und dieses das Gesezgebende und Bildende sei. Dies ist der Kern der durch Fernel zuerst aufgestellten Solidarpathologie. — Festes und Flüfsiges — wird endlich in der dritten Richtung erkannt — sind, als Erscheinungen, selbst nur bedingte, oder, mit andern Worten: metaphysisch sind sie nur Modalitäts- und nicht Realitätsbegriffe und physisch nur Facta nicht Factoren. Ueber beide mufs stehen und in beiden mufs als

Wirksamkeit begriffen sein, was sie eben erst macht zu dem, was sie sind. *A parte ante* aber ist der Finalbegriff aller physischen nicht blofs, sondern auch aller metaphysischen Betrachtung die Kraft. Diese Kraft, wird sie nicht blofs zum systematischen Behelf, um doch irgend einen Anfang zu bekommen — was in der alten, wie in der neuen Corpuscularphilosophie ein *concursus fortuitus* thun mufs — ich sage: wird diese Kraft nicht blofs als ein Erstbewegendes (*primum movens*) betrachtet, die mit dieser ersten Bewegung auch erstirbt, oder doch wenigstens, als ferner überflüfsig, nun quiesciren kann, sondern auch als ein stets Lebendes (*semper vivens*), d. h. als stets Wirkendes (*semper agens*); wird auch andererseits nicht Einer Kraft, gedankenzerstörend und ins Leere hineinschwärmend, zugemuthet, was von ihr ernstlich zu denken nicht möglich ist; werden vielmehr festgehalten die schon von Cicero ganz wohl bezeichneten *duo quaerenda: unum, quae materia sit, ex qua quaeque res efficiatur, altera quae vis sit, quae quidque efficiat:* — kommt man so vorbereitet und die Besonnenheit nur einigermafsen bewahrend an die Betrachtung der Natur und besonders an die des höchsten Organismus in ihr, des Menschen, so bildet sich nothwendig ein reiner Dynamismus hervor, der gleich fern ist von beschränktem

und beschränkendem Materialismus, als von hohlem Spiritualismus und aller Erfahrung sich entschlagender Transcendenz. Und was nun namentlich die von dieser Betrachtungsweise ausgehende wissenschaftliche Erfassung der Medizin betrifft, so verstehet es sich wohl von selbst, dafs ihre Seele eben die Seele selbst sein müsse, ohne deshalb die *materia, ex qua quaeque res efficitur* als Tand und leere Spreu zu übersehen. Offenbar also ist einer solchen Medizin die s. g. Seelenheilkunde nicht blofs nichts Fremdes, sondern recht eigentlich Brenn- und hüpfender Punkt. Ja, dies eine kann alles Uebrige so sehr durchziehen und durchdringen, dafs es selbst, als Besonderes, ganz unsichtbar wird, wie dies eben bei Stahl der Fall war, dessen ganze Medizin so sehr Psychiatrie ist, dafs für diese selbst keine besondere Stelle geblieben ist. Diese dritte Richtung nun hat zuerst Helmont genommen.

Sehr viel zwar fehlt allerdings daran, dafs er sie mit deutlichem Bewufstsein ergriffen und mit nüchterner Besonnenheit verfolgt hätte; wir haben selbst in der vorigen Vorlesung auf vieles von ihm Verfehlte, auf seine mannigfaltigen Abirrungen und entschiedene Mängel hingedeutet; doch kann uns dies nicht zu einer Verkennung seines grofsen Geistes verleiten, und nicht die dankbare Anerkennung in uns schwächen, dafs gleichwohl

er es war, welcher der ärztlichen Wissenschaft eine höhere Weihe und Seelenadel verlieh, indem es ihm keinesweges dabei zu thun war, sie in ein geistiges Gewand zu hüllen, sondern den in ihr verschlossenen Geist der Wahrheit zu enthüllen. Und so gebührt ihm denn ohne Zweifel eine hohe Stelle unter den bildenden Aerzten. — Wäre dies übrigens der Ort, wo Nachweisungen von Verdiensten um die praktische Medizin geführt werden dürften, so würde es nicht schwer halten, ihm deren viele zu vindiciren. Ganz unbemerkt jedoch können wir es auch hier nicht lassen, dafs obgleich sein Tiefsinn ihn oft zur Grübelei, und die Verderbtheit der Zeit zur Schwärmerei verleitete, er sich dennoch meist als einen sehr nüchternen, unbefangenen und feinen Beobachter und als einen gewandten umsichtigen Arzt erwiesen hat.

Nichts sonst die Medizin als Wissenschaft direct Förderndes finden wir im siebenzehnten Jahrhundert. Denn weder die iatrochemische Schule, die sich nun wieder, obgleich frei von den paracelsus'schen Unbilden, durch Franz Silvius de le Boe erhob, noch die iatromathematische, welche durch den Einflufs der cartesianischen Corpuscularphilosophie, zunächst durch Borelli gegründet und dann von vielen gehuldiget wurde, konnte unserer Wissenschaft weder eine wahre und fe-

ste Grundlage geben, noch überall etwas zu ihrer wesentlichen Förderung beitragen. Was auch läfst sich da erwarten, wo das Leben selbst nicht nur über seine Erscheinungen vergessen wird, sondern auch schon über irgend eine einzelne aus der Menge aufgegriffene. Allerdings nemlich finden wir, wie in der ganzen Natur, so besonders in der organischen, einen chemischen Durchdringungsprozefs, und eben so gewifs fehlt es in der ganzen Natur nicht an Maafs und Gestalt und an einem ordnenden Gesez für beide; dieses alles aber sind nur Modalitäten des dynamischen Prozesses, nicht aber er selbst. Alle solche Ansichten gehen zwar angeblich darauf aus, die discreten Erscheinungen auf concrete Geseze zurükzuführen; ihr Grundgesez bleibt aber dennoch die Gesezlosigkeit selbst — der Zufall, der sich dann nur — wundersam genug! — gesezlich äufsern und gestalten soll. Wahr und treffend sagt daher Stahl von diesen Ansichten, nachdem er zuvor von Demokrit und Epikur gesprochen „*non tam secuti il-*
„*lum* (*Epicurum*) *sunt, quam in eosdem fluc-*
„*tus abrepti multi ex his, qui reliquum illud*
„*dogma de corpusculari coagmentatione agno-*
„*verunt, ut nempe pariter de destinatis illis*
„*effectibus nihil cogitantes, aut ipsos plane*
„*longe aliter, quam in vero facto sunt, re*
„*vera plane inverso ordine praecipua*

„*Casui attribuant, leviora necessitati*“ — Unter den iatrochemischen Aerzten aber, nicht nur jener, sondern auch der folgenden Zeit, verdient Thomas Willis eine besonders ehrenvolle Auszeichnung. Sein tieferer, dem Helmont verwandter Geist konnte ihn im todten Chemismus nicht volle Befriedigung finden lassen, und so entschlüpft er denn auch oft aus den Banden seines beschränkenden Systems in die freiern Regionen des Geistes. Sein *specimen pathologiae cerebri et nervosi generis* erscheint uns als ein sehr werthvolles Werk auch noch für die heutige Zeit.

Nicht ohne Selbstüberwindung und nur gemahnt von dem nächsten Zwek unserer dermaligen Untersuchung, gehen wir hier an einem Mann vorüber, zu dem uns gleichwohl innige Liebe und aufrichtige Verehrung hinziehen, von dem wir es freudig bekennen müssen, dafs er der praktischen Medizin, und durch sie der Menschheit, unendlich mehr Segen gebracht, als viele Andere, die durch ein Gemisch von vielem Irrthum und weniger Wahrheit, oder durch den Versuch: mit einem kleinen Gedanken die Zwingherrschaft über die grofse Menschennatur zu erringen, einen zweideutigen Ruhm und ein lästiges Andenken sich erworben haben. Wir meinen den unsterblichen Thomas Sydenham. Seine Schlichtheit läfst ihn auf nichts Grofses

ausgehen, aber seine Treue bringt ihn fast unwillkührlich dazu es zu leisten. Auf dem tiefern Grund der ihrem Wesen nach umwandelten neuern Zeit, gereinigt auch von dem mönchischen Moder des Mittelalters, und innerlich bewährt vor der Rohheit und den herrschsüchtigen Anmafsungen des sich selbst überlassenen, unerweichten und ungeweiheten kalten Verstandes, vereinigt er in sich alle Vorzüge des Hippokrates, ohne die Nachtheile, welche dieser von seiner Zeit hatte, zu theilen, und eben so frei ist er von den Schlaken der spätern Zeit. Er verehrt die Natur nicht göttlich, sondern mit einem auf Gott gerichteten Sinn betrachtet er verehrend und mit stiller Andacht die Natur; nicht plastische Gestalten, sonder gesezliche findet sein ruhig forschendes Auge. Nicht ein blindes Fatum, nicht leerer Zufall oder winziger Menschenwiz waltet ihm über die Natur, sondern ein lebendiger und liebender Gott, der das Weltall in seinen Händen trägt und die Haare auf unserm Haupte gezählt hat; weder abergläubig noch ungläubig ist in ihm die Zuversicht der Unschuld herrlich gepaart mit der Vorsicht sorglicher Gewissenhaftigkeit. Wer in Sydenham's unbefangenem, reinem und keuschem Beobachtungstalent nicht ein hohes und ernst mahnendes Muster zu finden vermag, den möge die gütige Vorsehung

fern von der Ausübung der Heilkunde halten! —

Da wir wenigstens einige Worte über Sydenham sprechen durften, so ist uns dadurch eine günstige Gelegenheit gegeben, an sein segenreiches Andenken die Namen mindestens derjenigen Aerzte zu schliefsen, die wir als Genossen seines Geistes erkennen müssen, wenn uns auch keinesweges die übrige Verschiedenheit ihrer Individualitäten entgeht. Wir meinen hiemit die stüzenden Säulen der auf unsichtbarem Grunde ruhenden praktischen Medizin, welche man sich aber wohl hüten möge zu suchen bei den Verächtern der den Grund selbst prüfenden Wissenschaft, noch auch bei den verzweifelnden und dennoch eben am keksten dogmatisirenden Zweiflern, noch auch bei den bequemen und meinungsmengenden Eklektikern, sondern bei den feinen und guten Herzen, die in Bescheidenheit und Mäfsigkeit wandlen. Und so nennen wir denn: Huxham, Richard Mead, Johannes Freind, Werlhoff, Heberden, Wichmann, Borsieri, Lentin, Peter Frank, Hufeland, Authenrieth, Stieglitz, Brandis.

Vielfach ist, vielleicht des guten Klanges willen, von einem grofsen Triumvirat gesprochen worden, das im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unsere Wissenschaft ver-

herrlicht haben soll; oft wenigstens scheint in der That Georg Ernst Stahl nur deshalb zu Hermann Boerhave und Friedrich Hoffmann gestellt worden zu sein, um das Triumvirat vollzählig zu machen; denn welch' ein kümmerliches, ja schmachvolles Lob wird ihm nicht zuweilen eben bei solcher Gelegenheit zugetheilt. Doch ist dies kein Wunder. Denn während Boerhave durch den Zauber seiner sehr begünstigten Persönlichkeit Viele begeisterte, und ihm Schüler zu Theil wurden wie Gaubius, Haller, G. van Swieten, Ant. de Haen, Zimmermann u. A., Männer voll aufstrebenden Geistes und glühenden Verlangens nach weitgreifender Thätigkeit, in deren Ohr sich seine männliche, volltönende Rede wie ein Feuerstrom ergofs; deren Blik von der weitverbreiteten, grofsartigen Wirksamkeit ihres angebeteten Lehrers entzükt werden mufste; — und während andererseits Hoffmann ein ausgezeichnetes Talent hatte, mittelmäfsige Gedanken, ja auch solches, das noch viel geringer anzuschlagen ist, mit Gewichtigkeit und grofser äufserer Würde vorzutragen, und jeder tiefern Aufgabe mit solcher Geschmeidigkeit auszuweichen, dafs sie dadurch gelöst schien, oder wenigstens verdekt und unsichtbar wurde; der für jede Frage leichtlich eine Antwort hatte, und wäre es auch nur die et-

was

was anders ausgedrükte Frage selbst gewesen; der alles verständlich machen konnte, wenn man sich nur zuvor mit dem Bedürfnifs nach begründender Einsicht als einem ungebührlichen abgefunden hatte; — dabei vielseitig gelehrt, in der Gesinnung wohlwollend, friedfertig, würdevoll freundlich; im Benehmen gewandt, in Diensamkeit unermüdlich, selbst gegen solche, die in Ansicht und Meinung ihm hart gegenüberstanden (auf seinen Antrag wurde Stahl nach Halle berufen); unbescholten im Leben, segenreich im ärztlichen Wirken: — wie hätte nicht dies alles, seine Fehler nicht minder als seine Vorzüge, viele um ihn her versammeln und zu verehrlicher Anhänglichkeit bestimmen sollen? — Nun, während es sich so mit Boerhave und Hoffmann verhielt, wie stand es mit Stahl? Er, hervorgegangen aus der iatrochemischen Schule — ein Schüler Wedels — empfand bald die beengenden Schranken dieser Lehre und durchbrach sie so gründlich, dafs er auch das später von ihm selbst begründete chemische System — das ein Jahrhundert fast unangetastet und herrschend blieb — keinen bestimmenden Einflufs haben liefs weder auf sein ärztliches Wissen noch Handlen. Hieraus hat man — zu solcher Verkehrtheit kann gehässige Gesinnung sich hinreifsen lassen! — den Vorwurf für ihn ge-

schmiedet, er sei ein Verächter der Chemie gewesen. — Die ersten Regungen des in ihm frei werdenden Geistes trieben ihn an die Quellen des Lebens, an die Erfassung des Inwendigen und Verborgenen, um so das Aeufsere und Offenbare lauter, rein und im wahren Zusammenhange auffassen zu können. Und wie ihn die edleren Bedürfnisse eines höhern Berufs zu dieser Forschung geleitet, so gab er sich ihr nun in voller Freiheit mit Redlichkeit und der ungetheilten Kraft seines hochbegabten Geistes hin. Das Bestreben nach Einfachheit und Einheit der Erkenntnifs ist ein unverkennbarer Zug seiner Forschungsweise; aber da er leicht faſsliches Einseitige und ergözliche Sophistik zu fördern weder mochte noch vermochte, so zerfiel er schon in seinen Bestrebungen mit seiner ganz anders gestimmten Zeit. Man darf die Gabe Geister zu prüfen eben nicht im hohen Maafse besizen, um in Stahl Tiefe und Höhe, Stetigkeit und Beweglichkeit des Geistes auf eine Weise vereint zu finden, wie in nur wenigen eminenten Menschen. — Was ihm bei eindringender Forschung in die Gesammtnatur des Menschen aufgeschlossen wurde; was er durch vielseitige, anhaltende und nicht leicht sich befriedigende Beobachtung als wahres Sein aus dem entstellenden Schein hervorgeholt hatte; was er durch die allein rechtmäfsige,

die Beobachtung mit dem Gedanken synthetisch verbindende Erfahrung sich als bewufstes Eigenthum errungen hatte: — das wollte er seiner Zeit eröffnen und zum Mitgebrauch hingeben, weil er, fern von allem dünkelhaften Wahn, es am besten wissen mufste, dafs es etwas Edles sei und dafs sie es bedürfe, wie das tägliche Brod. Doch sie vernahm ihn nicht! Zum Empfangen gehört mehr, als dafs gegeben werde, man mufs auch das Gegebene thätig nehmen. — Man hat Stahl vielfach einen dunklen Schriftsteller genannt, und als Grund seiner Dunkelheit Mangelhaftigkeit des Ausdruks angegeben; wir glauben, dafs ihm auch hierin Unrecht geschehen sei. Freilich ist seine Sprache nicht zierlich, nicht courtoisirend, nicht so bequem, dafs jeder Leser seine Hausweisheit hineindeuten könnte und finden, dafs sein Schriftsteller fast so gescheut sei, wie er selbst; freilich auch ist in Stahl's Sprache nichts von jenem schonenden, augentröstlichen, gedankenverhüllenden Halbdunkel, sondern — pur nakt ist sie. Möglichst hüllenlos den Gedanken vor das innere Auge zu stellen, ist sein unablässiges, treues Bemühen. Und insofern ist denn allerdings sein Stil formlos, wie es ja auch am nakten Leibe keinen Faltenschlag zu bewundern gibt; dagegen darf man aber auch nicht fürchten, dafs unter dem künstlichen Gewand kein Leib

sein möchte, oder ein mifsgestalteter. Wer aber überall am Lebendigen eine Freude zu empfinden vermag, dem wird Stahl grofse Befriedigung gewähren.

Seine *theoria medica vera* ist nur Ein Gedanken, aber ein hoher, vielfach und zart gegliederter, kein wüstes Gebeinhaus. Wer Stahl verstehen will, der mufs selbst die Mühe des Denkens übernehmen; zwar geht er selbst rüstig voran, aber man mufs ihm frisch und rührsam folgen. Alle systematischen Bequemlichkeiten, besonders aber alle arm- und redseligen Widerholungen zur eigenen Verdeutlichung, verschmähet er; mit dem Vertrauen vielmehr des an den Geist sich wendenden Geistes begegnet er seinem Leser und muthet ihm ganz harmlos an, ihm durch fast 1500 Quartseiten, in denen der Eine schöpferische Gedanken mit der reifsenden Schnelligkeit des Bergstroms und mit der immer steigenden Zeugungsfähigkeit eines mächtigen Urprinzips sich fortbewegt, ohne Stillstand zu folgen. Und so ist denn auch sein ganzes Werk ein hohes Bild einer lebendigen, stetig fortschreitenden, organischen Gedankenevolution; ein Schlufs reihet sich dem andern mit Nothwendigkeit zum undurchbrechbaren Phalanx an; doch geräth er dabei nie in logische Fechterkünste, sondern bewährt sich durchweg als einen Helden im Gebiete des

reinen und reichen Gedanken. Deshalb aber auch ist das Einzelne in ihm nur durch die Erfassung des Ganzen zu verstehen, und eben hiezu ladet er so ernstlich ein. Mögen aber viele solcher Einladung folgen? Gewifs sind ihr nur wenige gefolgt.

Die Irrthümer anderer, die ihm ja nicht verborgen bleiben konnten, rügt er mit der Unbefangenheit, die eben den wachsamen Wahrheitsforscher bezeichnet, der, sich selbst mit schonungsloser Zucht hierin behandelnd, niemand durch Ueberführung eines Irrthums zu verletzen fürchtet. Deshalb vernimmt man denn auch von ihm bei solcher Gelegenheit keine höfelnde Redensartlichkeiten; vom Unwahren und Falschen sagt er nicht etwa: es sei nicht vollkommen wahr, nicht völlig richtig; sondern kürzer und treffender: es sei unwahr, falsch! Dieser Liebesdienst aber ist noch selten von den Menschen gut aufgenommen worden, denn wahrlich mit einer sehr verderblichen Stärke lieben sie ihre Schwachheiten. Und so wurde denn Stahl, für die Wahrheit kämpfend und ihr nichts vergebend, streitsüchtig und verlezend gescholten. — Dabei sah er sich fast überall von glänzender Oberflächlichkeit und satter Seichtigkeit umgeben, dem Durchdringen der Wahrheit überall Hemmungen entgegengesezt. Dies mufste wohl auch Unmuth in ihm erregen, der dann den

Kampf nur noch schwieriger und die Aeufserung bald unbeholfen, bald gewaltsam machen mufste.

Alles dieses aber macht es wohl einsichtlich, dafs Stahl nicht der Mann war, der von seiner Zeit richtig erfafst werden, und dem sie sich willig ergeben konnte. Ganz unerkannt zwar konnte die Gröfse und der Reichthum seines Geistes nicht bleiben, und nicht völlig unbemerkt die in die Augen springenden Früchte desselben; niemand konnte es leugnen, dafs er ein grofser, tief forschender und sehr glüklicher Arzt war: — aber mit solcher Anerkenntnifs ist's nicht gethan, wenn sie nicht Aufforderung wird zur lebendigen, thätigen Theilnahme. So war es bei Boerhave. Man darf es sagen: sein grofses Genie hat empfänglichen Boden gefunden; er ist vollkommen benuzt, völlig aufgenommen worden; auch der flüchtigste, in Vorlesungen hingeworfene Gedanke wurde zum Saamenkorn weiterer Forschung und ergiebiger Bearbeitung. Hoffmann wurde wenigstens genug benuzt. Ganz anders aber ist's mit Stahl; man lobte und tadelte, bewunderte und schmähete ihn und — liefs ihn einsam stehen. Ja, ganz einsam ist er geblieben; denn wer wohl hätte es durch die That bewiesen, dafs er in den Geist Stahls eingedrungen sei, dafs er in dessen Aufgabe zu treten und an ihre Lö-

sung die beste Kraft zu sezen sich gedrungen fühle? War es früher Junker? oder später Wendelin Ruf? Ernst Plattner erkannte, als geistreicher Mann, die Geistesfülle in Stahl; er sprach mit lobender Anerkennung, ja auch mit Bewunderung von ihm; aber man mufs selbst etwas mehr, und etwas ganz anderes sein als Eudämonist, um im Geiste sich mit Stahl zu verbinden. Der auch sonst so vortreffliche Bichat läfst zuweilen vermuthen, dafs er sich in Ernst und Liebe mit Stahl beschäftigt hat. Stille und sonst gewifs würdige Verehrer hat er ohne Zweifel viele gehabt; aber alles dies verschlägt nichts: — es hilft nichts dem Ganzen, löst nicht die Aufgabe.

Fragen wir nun nach diesen Vorbemerkungen: welche Veränderungen unsere Wissenschaft durch Boerhave, Hoffmann und Stahl erfahren habe? so können wir, kurz nicht anders antworten, als: durch Boerhave und Hoffmann keine, weil beide keinen wesentlich regenerirenden Gedanken ins Leben eingeführt; Boerhave nemlich suchte eine künstliche aber unmögliche Verbindung von Mechanismus und Chemismus der Medizin als Prinzip einzupflanzen und Hoffmann liefs es vollends beim nakten und todten Mechanismus bewenden. Wie leicht er überhaupt sich und andere über Grundbegriffe zu-

frieden zu stellen suchte, kann folgende Stelle, die Kieser schon sehr glüklich zur Charakteristik dieses berühmten Arztes anführte, wie freilich auch sehr viele andere, beweisen: „*in-vento sanguinis circulo et structura machi-nae humanae per tot pulcherrima inventa anatomica altius perspecta, quis jam nega-verit: vitae, mortis, sanitatis, morborum causas, remediorum vires curandique ratio-nem optime derivari posse ex sanguinis et solidorum motu? — Est igitur Vita nihil aliud, quam motus sanguinis et humorum in circulum abiens; si liber, moderatus et aequabilis est — Sanitas existit; turbato vero hoc sanguinis circuitu Morbi, tam acuti quam chronici, praesto sunt.*“ — Sehr verwandt, dem Inhalte nach, ist diesem leicht, aber nichts erklärenden Mechanismus der atomistische Erklärungsversuch des Asklepiades: „*fieri etiam vias ex complexione cor-pusculorum, intellectu sensas, magni-tudine atque schemate differentis, per quas succorum ductus solito meatu percurrens, si nullo fuerit impedimento retentus, sanitas maneat, impeditus ve-ro, statione corpusculorum morbos efficiat.*“ (*Cael. Aurel. Acut. Lib. I. cap. XIV. p. m.* 42.). Den grofsen Unterschied zwischen beiden bilden die dazwischen liegenden achtzehn Jahrhunderte mit ihren Ar-

beiten und mühsam errungenen Einsichten, die wir hier Fr. Hoffmann trokenes Fufses überschreiten sehen.

Boerhave's grofse Wirksamkeit liegt in der hohen Genialität seiner Persönlichkeit, durch welche er grofse Schüler gebildet, überall ein gelehrtes und vielseitiges medizinisches Studium erwekt und eine gediegene Empirie in Vielen gegründet. — Hoffmann scheint uns der Zeit in wissenschaftlicher Hinsicht gefröhnt, also wenigstens ihr nicht geholfen zu haben, womit ihm jedoch keinesweges vielfache praktische Verdienste abgesprochen werden sollen. Aber auch durch Stahl ist keine Fortentwikelung lebendig in die Zeit getreten, denn sie hat nichts Wesentliches weder von seinen Forschungen, noch ihren Ergebnissen aufgenommen; vielleicht einige Irrthümer.

Nach allem aber, was wir bisher über Stahl ausgesprochen, namentlich wegen unserer Behauptung, dafs er noch wenig verstanden und gar nicht benuzt worden sei, ist man von uns einige nähere Rechenschaft über das Eigenthümliche seiner *theoria medica vera* zu erwarten, ja, wohl zu fordern berechtigt. Eine Zumuthung, der wir uns weder völlig zu entziehen, noch auch zu genügen vermögen. Zunächst nemlich ist dieses grofse Werk ein so lebendiges Ganzes, dafs es an seinen Stüken gar nicht erkennbar ist, und

andererseits ist der Hauptgedanken Stahls in seinem Werke so durchgebildet und geistig verkörpert, dafs er durch eine Reduction auf einen abstracten Begriff Leben, Inhalt und Bedeutung verlieren würde. Oder sollten wir das tausendmal schon Gesagte, dafs er die Seele zum Prinzip seiner Theorie gemacht, noch einmal, als die neueste Nachricht davon, mittheilen? Sollen wir etwa, als eine zweite Merkwürdigkeit, seine eigenthümliche Ansicht von dem Wesen der Hämorrhoiden anführen? Wie dies lezte für unsern Zwek etwas völlig Unbedeutendes wäre, so müssen wir billig auch die Hoffnung aufgeben, durch Nennung des abstracten Gedankens etwas Belehrendes und in die Sache selbst Einführendes auszusprechen. Mehr vielleicht gelingt uns — wenigstens scheints uns des Versuchs werth — wenn wir nicht vom Mittelpunkt seiner Deduction, sondern vom Culminationspunkt seiner Induction ausgehen. Sein Deductionspunkt, nemlich, die Seele, ist etwas, wobei man sich, in der Voraussezung allgemeiner Bekanntschaft und sichern Verstehens, etwas Ernstliches zu denken nicht weiter bestimmt fühlt. Was wir hingegen für den Culminationspunkt seiner Induction halten, ist etwas so Paradoxes, dafs es wenigstens stuzig machen, also auch aus der Indifferenz aufschreken mufs. Mit andern Worten: fänden wir einen Punkt aufserhalb

der Theorie (δός μοι ποῦ στῶ), von welchem aus wir dennoch die Theorie erbliken mufsten, so würden wir auch ihr inneres Leben und ihre Bewegung verstehen (καὶ κινήσω τὴν γῆν).

Diesen Punkt nun glauben wir in folgender Thesis Stahls gefunden zu haben: „*quod „ratio reddi non possit, cur homo naturaliter „moriatur.*“ — Leben und Tod nemlich sind zunächst unmittelbare Thatsachen der Beobachtung; jenes überdies noch Thatsache des Bewufstseins. Dafs alles besondere Leben Wirkung und Gestaltung des allgemeinen, ursprünglichen Lebens sei, ist an sich selbst so unmittelbar klar, dafs es keines nähern Beweises, noch auch einer besondern Nachweisung bedarf. Den Tod aber als etwas Ursprüngliches zu betrachten, ist ein Widerspruch in sich selbst. Will man ihn aber auch aus dem Leben selbst ableiten, dann eben ist vor allen Dingen nöthig zu erweisen, wie es möglich sei, d. i. wie es geschehen könne, dafs das Leben aus sich heraus etwas ihm selbst Widersprechendes und dem Wesen nach Entgegengeseztes — den Tod — hervorbringen solle. Und dies würde denn allerdings zu einer Untersuchung über das Wesen des Lebens und sein Vermögen führen. Wie die Aerzte über diese Untersuchung hinauskommen und sich ihrer gänzlich — ohne doch auf andere Weise eine Lösung gesucht und

gefunden zu haben — entschlagen können, ist ihm unbegreiflich und tadelnswerth: „*mihi „autem*“ sagt er, „*videntur hoc ipso certe „quam gravissime hallucinari atque aberrare, „quod mortis quidem rationem absolute ha„beant, nullam vero rationem vitae.*“ Was noch irgend dafür angeführt worden ist, das unterwirft er einer genauen Prüfung, durch welche es sich denn als oberflächlich, ungegründet, ja, als sich selbst widersprechend erweist. Und so schliefst er denn diese gründliche und scharfsinnige Untersuchung mit folgenden merkwürdigen Worten: „*manet ergo „firma nostra assertio, quod solida ratio dari „non possit physica, cur homo naturaliter, si „simplici atque directa vi externa, moriatur.*“ — Alle diese Schwierigkeiten aber lösen sich, oder vielmehr: sie erheben sich gar nicht, wenn man sich, mit Stahl, zu einem lebendigen Begriff von der Seele erhebt, d. h. wenn man sie zuvörderst nicht als etwas zum fertigen Körper hinzukommendes, sondern als ursprünglich und constant Wirkendes betrachtet. Hiemit fallen denn sofort die Hauptbefestigungen der sublimen Verwirrung. Zunächst giebts keinen Streit mehr über Materielles und Immaterielles, und man darf nicht mehr Anstalt machen, die durch den tödtenden Begriff erzeugte Kluft zwischen beiden durch feinere Materie auszufüllen: „*ab-*

„sona penitus est et ingeniorum acumine in-„digna distinctio illa inter crassius et subti-„lius materiale, et hujus posterioris majorem „convenientiam et propius aliquod commer-„cium cum immateriali.“ — Alles Gewordene sezt ein Erzeugendes, und alles Werden einen zuständigen Act des Erzeugenden im Gezeugten voraus. Das Gewordene ist aber nicht abgelöst, nicht aufserhalb des Erzeugenden, und das Werdende ist eben die lebendige Synthesis von Zeugendem und Gezeugtem — und nicht ein Aggregat von beidem. — Leben ist nicht Act, sondern Act unmittelbare Folge und unausbleibliche Wirkung des Lebens. Leben selbst ist Schaffen, aber nicht um des Acts willen, sondern um der Bewährung und vollkommenen Erregung des Lebens selbst, wobei denn freilich der Act nicht ausbleiben kann. — Das Schaffen, soll es nicht sein ein blofs leerer, formeller Begriff, sondern lebendige That, so mufs es schaffen — Etwas. Wiederum: soll das Leben nicht schaffen Tod (was zu behaupten eine *contradictio in adjecto* und eine *propositio facto contraria* wäre), so mufs das Geschaffene in sich tragen und in sich gebunden halten das Schaffende selbst, als integrirendes Prinzip, ohne ein Diesseits und Jenseits. Ferner: Schaffen bedingt Thätigkeit; alle Thätigkeit aber Bewegung: Bewegung mithin ist

nothwendiges Ergebnifs und vermittelnder Act des Lebens. Das Schaffen jedoch ist nicht ein blinder Ausbruch der Thatkraft des Lebens, sondern ein bestimmtes Zeugnifs von sich selbst: seine lebendige That; es hat also eine bestimmte Richtung (Tendenz). Richtung im Leben sezt voraus ein Richten, und ein Sichrichten des Lebens; das Richten wiederum ein Wissen und Wollen. Wissen und Wollen aber sind die synthetischen Glieder der Freiheit. — Das dem Vermögen der Kraft congruirende Wissen und Wollen gibt dieser den innern Zustand vollkommener Zulänglichkeit, Haltung in sich selbst (*Tonus*).

Und somit wäre denn wohl klar, dafs die Seele als schaffendes, und constant schaffendes Prinzip, zunächst nicht material, aber auch nicht wesenlos und nicht abgelöst von ihrem Geschaffenen gedacht werden könne. Sie bewährt sich durch schöpferischen Act; dieser bedingt Bewegung und sezt voraus Freiheit, als wesentliche Seeleneigenschaft. — Zufall ist kein Begriff, sondern nur Ausdruk für Begriffsmangel; zufällig heifst nichts anders, als: grundesbedürftig. Aus dem Zufalle daher erklären wollen, hiefse mit dem Grundesbedürftigen begründen wollen — was ohne Zweifel ungereimt wäre. — Die Harmonie zwischen Freiheit und Thatvermögen ist *Tonus*. Da aber Freiheit Wahlvermögen in sich schliefst,

also auch objective Entgegensezungen vorhanden sein müssen, zwischen welchen gewählt werden kann, so verstehet es sich von selbst, dafs die Seele der Möglichkeit des Abirrens ausgesezt sein müsse; aber auch nur der Möglichkeit, keinesweges aber der Nothwendigkeit, was ja wiederum die Freiheit aufheben würde. Factisch aber irrt sie wirklich häufig ab: „*anima frequenter aberrat in actionibus suis.*“ — Dafs jede solche Abirrung sich durch den Verlust des richtigen *Tonus* bezeichnen müsse, verstehet sich, nach dem bisher Entwikelten, ganz von selbst.

Die Metaphysik Stahls war es, in welche wir hier einen Blik zu eröffnen bemüht gewesen sind, denn wir glauben uns überzeugt halten zu dürfen, dafs dies die einzige Weise sei, wie seine *theoria medica* erfafst werden könne, dann aber auch ohne Schwierigkeit. Da indessen Stahl selbst seine metaphysischen Grundsäze nirgends ausdrüklich darlegt und sie gleichwohl seine ganze Theorie der Medizin durchziehen — was eben ihren ganz eigenthümlichen Charakter ausmacht, — so konnten wir nichts anderes thun, als hier so kurz und deutlich als möglich dasjenige auszusprechen, was uns, nach einer vieljährigen Beschäftigung mit diesem Werke, als seine metaphysische Grundlage sich ergeben hat. Und obwohl wir selbst nicht die

Hoffnung hegen, hiemit nur irgend etwas Genügendes geleistet zu haben — was auch, abgesehen von andern Schwierigkeiten, schon in dieser Kürze und räumlichen Beschränkung nicht möglich gewesen wäre, — so glauben wir dennoch, dafs auch dies Wenige hinreichend sein könne, um die oft nachgesprochene Behauptung, als lägen die Grundzüge der Theorie Stahls schon im Helmont als Irrthum einsichtlich zu machen, da die wesentliche Differenz zwischen beiden als entschieden nach unserer Darstellung auffallen mufs. Mehr noch aber wünschen wir, dafs die gegebene Skizze dazu dienen möchte, die Aufmerksamkeit forschender Wahrheitsfreunde von Neuem auf diesen in aller Beziehung ausgezeichneten und doch so vernachläfsigten Schriftsteller zu richten. Um so dringender mufs mir dieser Wunsch sein, als ich dem Andenken dieses edlen Mannes das Bekenntnifs schuldig bin, den ersten Anstofs zu einem tiefern Studium der Medizin einer Lesung seines grofsen Werks, so zufällig mir selbst damals die Veranlassung dazu schien, zu verdanken zu haben; und je weniger ich dadurch zum Stahlianer gebildet worden bin (wie er denn überhaupt Janer zu bilden, wenig geeignet ist), desto unbefangener lauterer und inniger ist meine Verehrung und dankbare Anerkennung. Dies jedoch kann

uns

uns nicht abhalten in eine fernere Prüfung der Ursachen der völligen Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einzugehen, was denn auch einen Theil des Inhalts unserer nächsten Vorlesung, zu der ich Sie hiemit einlade, ausmachen soll.

Achte Vorlesung.

Errant veluti in mari magno, nec quo ferantur intelligunt, quia nec viam cernunt, nec ducem sequuntur.
Lactantius.

In welch geringem Maafse uns auch die Darstellung der Grundlage der *theoria medica* Stahl's gelungen sein mag, dazu, hoffen wir, konnte sie hinreichend sein: das Grundprinzip Stahl's als eine lebendige, mit einer Fülle schöpferischer Kraft ausgerüstete, in sich wohl begründete Idee kennen zu lehren. Und eben dies schon unterscheidet diese Theorie wesentlich von allen andern vor ihr aufgestellten, da diesen nur abstracte Vorstellungen, formelle Geseze, hie und da eine Ahnung von der schaffenden und gesezlich bildenden Kraft des Lebens zum Grunde liegt; während hier alles bewufst vom Leben ausgeht, ja das Leben von vorn herein als sich organisirendes

Bewufstsein scharf aufgefafst wird. Dafs Stahl sein Princip consequent durchgeführt hat, davon kann jeder sich überzeugen, der ihm forschend folgt; auch ist unter allen Klagen gegen ihn, die über Inconsequenz nicht geführt worden.

Die völlige Erfolglosigkeit dieser Theorie für die Zeit bleibt indessen eine zu auffallende Erscheinung, als dafs sie durch die in der vorigen Vorlesung angegebenen Verhältnisse allein erklärt werden könnte, in ihr selbst vielmehr mufs noch etwas ihr den Eingang hemmendes liegen. Und in der That läfst sich auch ein solches nachweisen. Stahl nemlich, ein reiner Idealist, in der festen Ueberzeugung stehend, dafs die Idee für sich selbst das Allerrealste sei, und im Bewufstsein allen leeren, formellen Idealismus von sich abgestreift zu haben, unterläfst es auch seinen allerdings lebendigen und wesenhaften Idealismus bis zum anschaulichen Realismus hindurchzubilden. Nicht zwar dafs er, für seine Person, die Erfahrung vernachläfsigt hätte; aber eben weil die Erfahrung selbst ihn zur Idee geführt hatte, glaubte er nun durch die Darstellung der Idee zur Erfahrung zu führen. Dies mag auch wirklich ein Weg sein, auf welchem einige zum Ziele gelangen können; mehrere gewifs verirren auf ihm und die meisten finden ihn gar nicht. Stahl's

theoria medica ist nicht — wie Helmont's hyperphysisch, aber metaphysisch ist sie; man könnte sie transcendental nennen; sie leidet an einem Ueberfluſs von Dialektik — wiewohl diese selbst eine gesunde ist — und an einem Mangel einfacher, zugänglicher Induction. Sie erhebt nicht stufenweise zur Idee, sondern bricht sofort damit ein, in der Voraussezung, daſs sie zünden und einen Heerd sich bereiten werde. Mit einem Worte: sie ist nicht intuitiv, sondern contemplativ, nicht didaktisch, sondern dialektisch. Sollte diese Theorie Eingang finden bei der Zeit, so hätte sie ihr durch eine nöthigende Induction dargeboten werden müssen. — Dieses Gebrechen der Stahlschen Theorie zu nennen sind wir verpflichtet gewesen, um die Theilnahmlosigkeit der Zeit — nicht zu rechtfertigen, sondern um sie nicht ohne alle Entschuldigung zu lassen.

Frägt man nach den Fortschritten, welche die Medizin als Wissenschaft seit der geschilderten Zeit bis auf die neueste herab gemacht hat, so muſs wohl bekannt werden, daſs in allen Hülfswissenschaften mit vielem Fleiſs und Erfolg gearbeitet worden ist, und daſs überall Namen genannt werden können, denen eine aufrichtige und dankbare Anerkennung noch bei der unbefangen urtheilender Nachwelt gesichert ist. Zu welcher Höhe

der Ausbildung ist nicht zuvörderst die Anatomie seit Albin erhoben worden? und ist dies nicht das gemeinsame Verdienst einer grofsen Reihe ausgezeichneter Männer? Hat nicht Haller eigentlich zuerst die Physiologie, diese Fundamentaldisciplin der Medizin begründet, ihre Fundgruben eröffnet und ein Riesenwerk zu Tage gefördert, das auch dann noch unentbehrlich sein wird, wenn schon kein einziges Kapitel darin mehr einer wesentlichen Berichtigung wird entbehren können — welche Zeit freilich schon da, wenigstens nahe ist? — Und eben diese Disciplin, welchen Zuwachs hat sie nicht seitdem von Blumenbach an bis zu Flourens erfahren? Die pathologische Anatomie ist, zum grofsen Vortheil, in die Reihe medizinischer Disciplinen getreten und wird täglich immer mehr angebaut. Ueber einzelne wichtige Krankheiten, so wie über ganze Krankheitsgruppen sind vielseitige und erfolgreiche Untersuchungen angestellt worden, man darf nur sich an die jezt so sehr vervollkommnete Augenheilkunde erinnern, an die wichtigen Untersuchungen über den Croup, Gehirnhöhlenwassersucht, Brustbräune, Typhus, Scharlach, Krankheiten des Herzens, der Respirationsorgane, u. v. a. — Die operative Chirurgie hat Fortschritte gemacht, die fast Schreken erregen könnten, und die heutige Entbindungskunst

liefert einen deutlichen Beweis, dafs der Luxus in dem Maafse die Künste befördert, als er die Sitten untergräbt. — Dazu kommen noch die grofsen, durchgreifenden, in allen Wissenschaften bezeichneten Veränderungen, welche in den lezten 50 Jahren durch Kant's bewundrungswürdige Verstandeskraft, durch Fichte's eindringenden Tief- und streng scheidenden Scharfsinn und durch Schelling's geflügelte Phantasie hervorgebracht worden sind, welche alle ihr Licht, wie ihre Schatten auch in die Medizin geworfen haben. Und was endlich Physik, Chemie, Botanik und Zoologie für unsere Wissenschaft thun können, das bieten sie in ihrem kaum mehr übersehbaren eigenen Wachsthum treulich und reichlich dar. —

Bei alle dem aber mufs das freilich sehr beschämende, doch nur zu wahre Geständnifs abgelegt werden, dafs in dieser ganzen Zeit die Medizin als Wissenschaft nicht gefördert worden ist; vielleicht hat sie wohl gar einen Rükschritt gemacht. Denn ist's nicht dahin gekommen auf Einsicht verzichten als Weisheit zu preisen? einander zuzurufen: weil es denn so finster, und die Finsternifs so schön ist, so lafst uns nicht Licht suchen, es könnte uns nur die Finsternifs verderben — sondern ganz bescheiden und vergnügt — tappen lernen? Wie wenig hiemit zu viel gesagt sei,

ist thatsächlich dadurch bewiesen, dafs die abentheuerlichste aller medizinischen Lehren, die brownische, in diese Zeit nicht nur Eingang, sondern fast allgemeine Herrschaft über sie erlangen konnte. Funfzig Jahre früher würde sie bei ihrem ersten Hervortreten sich selbst den Todesstofs versezt haben; jezt kam sie durch ihre Schnödigkeit selbst zu Ehren; denn in der That war nun die Medizin eine *res nullius* geworden, und fiel deshalb dem zuerst Zugreifenden (*priori occupanti*) als Eigenthum zu. Mehr noch: der Brownianismus selbst ist wohl später gefallen — aber keinesweges durch einen allgemeinen und kräftigen Widerstand, sondern besonders durch seine eigene Haltungslosigkeit und Nichtigkeit; deshalb aber auch ist er nur als Lehre gefallen, als Praxis hingegen fallen ihm noch fortwährend unzählige Opfer, und zwar eben unter dem Schuz der lichtscheuen Finsternifs. Denn freilich würde es jezt jeder Arzt als eine unerträgliche Schmach empfinden, ein Brownianer genannt zu werden; doch ist ihre Zahl Legion.

Aber wir sollen berichten. Nachdem also Stahl ohne Einflufs geblieben und weder Boerhave noch Fr. Hoffmann, eines regenerirenden Gedankens selbst ermangelnd, einen dauernd belebenden Einflufs haben konnten, blieb es auch in der ärztlichen Wissen-

schaft wesentlich ungeändert. Als Blüthen und Früchte dieser Zeit können gelehrte und treue Beobachter gerühmt werden, die uns denn auch, zu grofsem Segen, die Ausbeute ihrer Thätigkeit unverfälscht überliefert haben. Was sich aber irgendwie wissenschaftlich gestalten wollte, gerieth wiederum in eine der beiden frühern Hauptrichtungen hinein, in die Humoral- oder Solidarpathologie. Jene erhob noch einmal energisch, obwohl ohne allen äufsern Erfolg, ihr Haupt durch Chr. Ludw. Hoffmann, einem Manne von ungemeinem praktischen Talent und gewandtem Geiste, matt hingegen und mit entschiedenem Erfolg durch den berühmten Maximilian Stall. Die Solidarpathologie ihrerseits erhielt durch zwei der ausgezeichnetsten Aerzte der neuern Zeit, durch W. Cullen und Reil, kräftige Stüzen. Cullen gedachte diese Lehre völlig rein aufzuführen, indem er alle Lebensthätigkeit von den Nerven und ihrer Action abhängig sein liefs; doch begegnete ihm hiebei die Inconsequenz, dafs er für die Nerventhätigkeit selbst einen bestimmenden Nervensaft fordert, wodurch denn freilich seine Solidarpathologie eine Humoralpathologie voraussezt. Wir sind weit entfernt, uns etwa einem blofs logischen Eifer überlassend, diese Inconsequenz zu rügen; vielmehr nehmen wir sie als ein wohlthätiges Verbesserungsmittel

der Einseitigkeit dankbar hin. — Wenn von unserm trefflichen Reil die Rede ist, so thut man wohl dabei zu bemerken, welchen man meine, da er, dem raschen Zuge seines Geistes folgend, in sehr verschiedene Stellungen gerathen ist. Wir nun meinen vorzüglich den Verfasser der Fieberlehre und des Aufsazes über die Lebenskraft. Hier ist die Hinneigung Reils zur Solidarpathologie, wiewohl mit allerlei heterogenen Beimischungen von Chemismus, Mechanismus und selbst transcendentem Dynamismus, ganz unverkennbar. — Wäre hier der Aeufserung persönlicher Werthschäzung und Anhänglichkeit Raum gelassen, so gewönne ich dadurch eine erwünschte Gelegenheit, einem unvergefslichen, verewigten Lehrer wenigstens ein schwaches Denkmal der innigsten Dankbarkeit zu sezen. Nun aber gilt es hier lediglich eine historische Würdigung, und da darf es denn nicht verschwiegen werden, dafs Reil, bei allen seinen entschiedenen und auch von der Zeit willig anerkannten Verdiensten, dennoch die Wissenschaft selbst empfindlich verlezt und ihrer Verbreitung grofsen Abbruch gethan habe durch den *hiatus*, den er geflissentlich und mit wohlgemutheter Verzweiflung zwischen Theorie und Praxis nicht blofs gelassen, sondern auch mehr und mehr befestigt hat. Diese Zerfallenheit wirkte bei Reil um so verderblicher,

da sie bei seinem sonst so wohl verdienten Lehrer und Gelehrtenansehen, nicht als eine solche erschien, sondern mit dem täuschenden Schein von Gediegenheit und wissenschaftlicher Dignität hervortrat. Viele auch geriethen dadurch, freilich Reil's grofses praktische Talent übersehend und verkennend, in den unseligen Wahn: die grofsartige Ansicht des Arztes beurkunde sich dadurch, dafs er den Kranken nur als Gegenstand objectiver Naturforschung betrachte, wobei es auf die untergeordnete subjective Rüksicht des Heilens wenig ankommen könne.

Der grofse und glänzende Erfolg, welchen Linné durch seine Klassification im *systema naturae* herbeiführte, mufste wohl auch die Aerzte zu einer ähnlichen nosologischen Klassification reizen; ja, Linné selbst machte hiezu einen Versuch. Einen ähnlichen Gedanken hatte freilich schon viel früher Sydenham ausgesprochen: „*expedit ut morbi „omnes ad definitas ac certas species reva-„centur, eadem prorsus diligentia ac ἀκριβεία, „qua id factum videmus a botaniis scriptori-„bus in suis phytologiis.*“ Erwartungsvoll und vielgeschäftig wurde dieser, auch jezt noch nicht verlassene Weg, betreten. In grofser Menge und Mannigfaltigkeit wurden solche künstliche Systeme angefertigt, deren man sich wie der Waffeleisen bediente, um den

flüssigen Krankheitsprozefs hineinzugiefsen, ihn beim Flakerfeuer etwas erhärten und so präsentabel zu machen. Die systematischen Werke von Sauvages, R. A. Vogel, Sagar, Cullen, Daniel, Ploucquet, Swediaur, Conradi, Raimann u. A. sind zu bekannt, als dafs ihrer hier nähere Erwähnung geschehen dürfte, zumal es sich hier lediglich um die Frage handelt: welchen wissenschaftlichen Werth überall ein künstliches System der praktischen Medizin haben könne? Aber schon die Möglichkeit vieler und verschiedener künstlicher Systeme scheint hinreichend die Werthlosigkeit aller zu erweisen. Dafs in den Krankheiten ein Lebensact waltet, macht sie für ein künstliches System unerreichbar und durch dasselbe unbestimmbar. Minder tadelig übrigens wären diese Bestrebungen gewesen, wenn man sich dabei nur bewufst gewesen und geblieben wäre, dafs sie leidige Nothbehelfe sind und aller innern Wahrheit ermangeln, wie dies auch z. E. P. Frank in seiner trefflichen, vor 20 Jahren gehaltenen, nun aber erst unter seinen *posthumis* erschienenen Rede: *de vita brevi arte vero longa Hippocratis* unumwunden von allen solchen Systemen, das seinige mit eingeschlossen, ausspricht: „*nullum quod satis perfectum sit, et „quod natura pro sua agnoscat, huiusque pos-„sidemus.*“ Sobald man aber sich verleiten

liefs, solchen Systemen auch nur den geringsten Grad wissenschaftlichen Werths und objectiver Wahrheit beizulegen, so konnten schwere Versündigungen gegen diese und das Leben selbst nicht ausbleiben. Alles dies aber geschah wirklich. Und so kam es denn, dafs alles lebendige, aus einem Grundgedanken hervorwachsende Studium der Medizin immer mehr abstarb; die Schulen, als Bewahrerinnen und Bildnerinnen des Gedankens, lösten sich auf und das Nebengeschäft im Lehren, die traditionelle Mittheilung, wurde zum Hauptgeschäft. Man überredete sich, dem heilsamen Beobachten hingegeben zu sein, weil man das Denken aufgegeben hatte, und so gewonnen denn auch Viele den Ruhm Praktiker zu sein, blofs weil sie von Theorie entblöfst waren. — So stand es im Allgemeinen und mit der grofsen Mehrzahl der damaligen Aerzte; dafs nicht die lezten Lebenskeime unserer Wissenschaft ausgingen, verdanken wir der göttlichen Vorsehung, welche mitten in dieser allgemeinen Lethargie einige Geister dagegen besonders bewahrte, um sie als Schuzmauren dem nahenden Verderben entgegenstellen zu können. Schon hiedurch werden die Namen: P. Frank, Hufeland, Reil und Stieglitz unvergefslich bleiben.

Nun nemlich drang der Brownianismus ein, als blofse historische Neuigkeit an-

fänglich, sehr bald aber mit der offnen Gewalt frecher Eroberung. Man kann Brown nicht den Vorwurf der Verführung machen; weder nemlich konnte seine theils unbekannte, theils aber auch mifsachtete Persönlichkeit verloken, noch bemühete er sich selbst durch Ueberredung, oder durch feine Verschleierung die Einsicht in die Verkehrtheit seiner Grundsäze zu erschweren; loben vielmehr könnte man an ihm die natürliche Ehrlichkeit, mit welcher er auch das nakt und unumwunden aussprach, was als genügende Warnungstafel gegen seine Einsicht in die Geheimnisse des Lebens hätte dienen können und sollen. Welchen Aufschlufs, welche aufhelfende Belehrung durften wohl Aerzte von einem Lehrer erwarten, dessen oberster Grundsaz war: „dafs „das Leben selbst nur ein erzwungener Zu„stand sei?“ — Die factische Wirklichkeit ist für viele Dinge der einzig zu führende Beweis ihrer Möglichkeit (*incredibile, sed verum!*); und hierauf allein mufs hingewiesen werden, wenn eine Erklärung gefordert würde für die aufserordentlichen Erfolge des brownischen Systems. Es geschah also, dafs eine Lehre, die von vorn herein alle Einsicht nicht nur verbietet, sondern auch unmöglich macht, als ein Schlüssel zum Heiligthum des Lebens mit Jauchzen ergriffen wurde. Der neuen Theorie stand durch die Schlummersucht

der Zeit, keine andere lebendig entgegen, wodurch sie denn auch aller Prüfung entgegen war. Und was die Praxis anlangt, so fielen in jenem Orkan tausendjährige Erfahrungen, wie wurzellose, gestern erst gepflanzte Stämmchen; dagegen aber wurden sofort, mit einer beispiellosen und unvergleichbaren Industrie, tausendjährige Eichen hingestellt. So geschah es z. E. dafs junge Aerzte in der kürzesten Frist nicht blofs unzählige Pneumonien beobachten sondern auch heilen konnten, und zwar ohne Blutentziehung, blofs durch — Opium. Vor dem höchsten ärztlichen Tribunal, „am „Krankenbette," wurde nun die neue Lehre angeblich geprüft und probat gefunden und die ältesten Praktiker schrieen ein gellendes Bravo! Schien ja selbst der starke und gediegene P. Frank einen Augenblik ins Wanken zu gerathen. Hätte diese Zeit doch wenigstens die bleibende Warnung im Andenken zurükgelassen, welch Unheil es bringe, prüfungslos Grundsäze verlassen und gedankenflüchtig werden; möchte auch nie vergessen werden, wie eitel der Ruhm der Erfahrung sei, wenn sie nicht auf dem reinen Grunde des Gedankens ruht. — Um so glänzender aber leuchtet aus dieser Zeit das Verdienst der Treuen hervor.

P. Frank konnte nicht lange der Wahrheit ungetreu sein; sehr bald stand er wieder

in seiner Gediegenheit da. Seine Kritik des Brownianismus ist trefflich und schlagend, nur der Schluſs ist wie von einem feindlichen Dämon eingegeben. Uebrigens ist keines seiner Werke von dem Geiste dieser Irrlehre beflekt, und alle eine Zierde und reiche Quelle für das Studium der Medizin und werden auch im gesegneten Andenken und fruchtbringend bleiben, so lange noch dieses Studium ernste Anhänger finden wird.

Reil erklärte den Brownianismus für „eine Narrheit“ und lieſs ihn theilnamlos liegen. Muſs man es auch bedauern, daſs er seine groſsen Gaben und sein gewichtvolles Ansehen nicht benuzte, um eine Sache, die nicht bloſs wie eine Narrheit, sondern verderblicher als je eine Pest gewirkt hat, mit kräftigem Nachdruk zu bekämpfen, so bleibt doch die gesunde Frische seiner geistigen Persönlichkeit, die ihn gegen ein Erkranken in dieser argen Epidemie geschüzt hat, höchst erfreulich, und dankenswerth sein Fortwirken und Fortwandlen auf besserm Wege. Wer die groſse, ihn selbst nicht selten übermannende und fortreiſsende Beweglichkeit dieses seltenen Geistes gekannt, wird den sittlich-wissenschaftlichen Werth dieser Treue vollkommen würdigen können.

Mit Ausdauer und aller der Selbstverleugnung, welche Wahrheitsliebe allein eingeben

kann, führte durch diese ganze Periode hindurch einen unabläfsigen Kampf — Hufeland. Sobald nemlich die brownische Lehre die Grenzen einer discreten, sich selbst zu überlassenden Meinung überschritten hatte, sobald sie leitendes und bestimmendes Prinzip für das ärztliche Handlen, und dieses selbst ein völlig unärztliches geworden war, da trat er als Vertreter unseres rein menschlichen Berufs hervor — mit dem gröfsten persönlichen Verschonen nicht nur, sondern auch mit Vertrauen und Werthschäzung, ja auch mit der freien Anerkennung, dafs die ärztliche Theorie einer Regeneration und die Praxis einer conformen Verbesserung bedürfe und dafs sie durch die in den Streit getretenen Männer herbeigeführt werden könne. Was von besonnenen Wahrheitsfreunden gewünscht und gefordert werden kann, das war hiemit angeboten: freie, unbefangene, gemeinsame Untersuchung. Dafs aber auch mit jenem Anerbieten zugleich Vorsicht und Mäfsigkeit im Handeln, und die vorläufige gegenseitige Annahme der Möglichkeit eines Irrthums ernstlich gefordert wurde — dies hätte kein sittlich wohlgeordnetes Gemüth unbillig finden sollen. Anders aber empfanden es die Männer jener Zeit. Wie, sie sollten irren können? sollten noch hören dürfen? Giebts nicht eine Sthenie und Asthenie, und von dieser überdiefs noch eine

directe

directe und indirecte? Hatte diese überschwänglichen Wahrheiten Röschlaub in seinem ausführlichen Pathogeniewerk noch nicht deutlich genug auseinander gesezt? Und sind hiemit nicht alle Räthsel des kranken Lebens gelöst? Da soll man noch erst hören, erwägen, unsicher und, vor allen Dingen, auf Mäfsigung bedacht sein? Das schien ihnen ganz thöricht, und sie vernahmen und erwiderten jede Gegenrede mit unglaublicher Schnödigkeit. — Jemehr aber von dieser Seite die Willensabneigung gegen Verständigung hervortrat, desto dringender mufste auf der andern Seite die Aufforderung werden; gegen das Thun so Gesinnter zu warnen. Unbekümmert daher um die Brownianer selbst begann nun Hufeland gegen den Unfug der brownischen Praxis zu reden. An einzelnen Stüken wurde die Verkehrtheit und Verderblichkeit derselben erwiesen, als offnen Warnung und Abmahnung. — In welcher innern Verblendung bei alle dem die Brownianer selbst waren, zeigt sich deutlich daran, dafs sie alles Ernstes glaubten, die Erregungstheorie habe ganz andere Leute aus ihnen gemacht, da diese doch in der That nichts mehr ist, als der systematisch etwas mehr zugeschliffene Brownianismus. Sie gewährten nun das wundersame Schauspiel eines Kampfes erregungstheoretischer Säze gegen brownische. Mit Beelzebub jedoch

werden keine Teufel ausgetrieben. — Auf keinem Punkt zum Weichen gebracht sezte Hufeland mit aufserordentlicher Geduld, leidenschaftlos, in sittlich edler Haltung, unerregt selbst wenn von Schmähungen getroffen, sein schweres, oft übel belohntes Wehramt Jahre lang fort und kämpfte einen redlichen Kampf!

Eine vollkommene Niederlage in offener Schlacht bereitete dem genuinen wie dem modificirten Brownianismus Johann Stieglitz. Keine Seite blieb unangegriffen, keine auch ungeschlagen. Zimmermann schon hat treffend den Arzt mit dem Feldherrn und Staatsmann verglichen, Stieglitz aber hat diesen Vergleich an seiner Person wahr gemacht; er verlor keine Kraft weder in unzeitigen Negotiationen, noch in unentscheidenden Einzelkämpfen, sondern recognoscirte die Stellung des Feindes genau, merkte fein alle seine Schwächen und scheinbaren Stärken, liefs ihn seine innere Verwirrung bis zu einer gewissen Höhe vollenden und griff dann plözlich ihn im Centro, an den Flanken und, durch geschikte Diversion, im Rüken an. An ein Entfliehen war nicht mehr zu denken. Die berühmten, leider aber nicht mehr recht erkannten Recensionen Stieglitzens verdienen als Muster genannt zu werden im Kampf gegen eine arge Zeit und ihre Irrthümer. — In einem ehrlichen Kampf um die Wahrheit bleibt den Ue-

berwundenen der grofse Vorzug, durch offenes Aufgeben des Irrthums und williges Ergreifen der Wahrheit, selbst Theilnehmer des Sieges zu werden. Schikten sich aber wohl hiezu die Häuptlinge des Brownianismus an? Das war fern von ihnen! „Eine rechte Lust“ — sagten sie — „sei es mit Stieglitz zu kämpfen,“ als hätte es sich im tiefsten Frieden, zur Erfrischung und Uebung der Kraft, um ein Festspiel, um eine Art von Tournier gehandelt. — Unerinnert und ungerügt hätte dieser unrühmliche Kunstgriff eine völlige Niederlage zu verdeken bleiben können, wenn nicht hierin schon der Beweis läge, dafs von solchen Ueberwundenen die Wahrheit sich keine Jünger zu versprechen hatte; und wirklich sind ihr auch aus ihnen keine erwachsen. Ja, dieselben Naturphilosophen, welche Brownianismus und Erregungstheorie unter ihre schüzende Aegide genommen und aus höchsten Prinzipien glatt deducirt hatten, was jene ihnen, nach schottischen Dictaten, als empirische Thatsachen zugeführt — eben diese Naturphilosophen nahmen sehr bald keinen Anstand sich den Ruhm beizulegen, die Befreier gewesen zu sein von brownischer und erregungstheoretischer Irrlehre. Mehr noch: so oft und so zuversichtlich haben Naturphilosophen dies ausgesprochen, dafs es von Andern ihnen gläubig nachgesprochen wird und die

Sache fast den Schein einer historischen Thatsache annehmen will. Wie sehr indessen man auch geneigt sein möchte dies Verdienst der Naturphilosophie zu gönnen, so spricht es doch eben die Geschichte ihr unerbittlich ab. Noch im Jahre 1805 liefs Schelling folgendes druken: „Wenn Browns Lehre durch nichts aus„gezeichnet wäre, als durch die Reinheit von „empirischen Erklärungen und Hyothesen, „die Anerkennung und Durchführung „des grofsen Grundsazes der blofs „quantitativen Verschiedenheit aller „Erscheinungen, und die Consequenz, mit „der sie aus einem ersten Prinzip folgert, oh„ne sich etwas anders zugeben zu lassen, oder „je von der Bahn der Wissenschaft abzuschwei„fen (!!): — so wäre ihr Urheber schon da„durch einzig in der bisherigen Geschichte „der Medizin und der Schöpfer einer „neuen Welt auf diesem Gebiet des Wis„sens!“ Wahrlich das klingt wenig nach einem Befreier von „brownischem Unsinn.“ — Im Jahre 1805, da auch die Erregungstheorie, als Lehre, schon in den lezten Zügen war und nur noch in einigen Spätlingen nachhallte, sprach Troxler gegen sie. Wir wollen dies weder als überflüssig noch als unverdienstlich bezeichnen, halten überhaupt diese Schrift Troxlers für eine geistreiche und vielfach vorzügliche, nur können wir, um uns

keines Verstofses gegen die historische Wahrheit theilhaftig zu machen, auch diesen Schriftsteller als keinen Befreier von der brownischen Lehre begrüfsen. Oder war es etwa Marcus?

Länger als es uns selbst erfreulich sein konnte, mufsten wir bei der Darstellung der brownischen Zeit verweilen, theils ihrer Merkwürdigkeit wegen, theils weil es davon, soviel uns bekannt worden, noch keine unbefangene geschichtliche Erörterung gibt, vorzüglich aber weil wir hoffen, dadurch eine richtigere Einsicht in die darauf folgende, noch daurende Zeit eröffnen zu können.

Nur durch eine fast allgemeine Erschlaffung im wissenschaftlichen Studium der Medizin und durch ein Hinneigen zu leerem Formalismus hatte es geschehen können, dafs eine Lehre wie die brownische, obwohl an geistiger Grundlage dürftiger, als irgend eine frühere und aller Erfahrung überdies Hohn sprechend, dennoch in der kürzesten Zeit Eingang und Herrschaft finden konnte. Allerdings zwar haben sich ihr Männer von entschiedenem Beruf und verdientem Ansehen mit Ernst und Erfolg entgegengestellt; aber welches war der Kampf und welches der Sieg? Offenbar tragen beide lediglich den Charakter des Negativen: — als eine Truggestalt, als ein Ding

ohne Leib und Seele wurde der Brownianismus mit vollkommenem Rechte entfaltet, und so ruhet denn auch Schmach auf seinem Namen. Wie aber stehet es denn mit der Quelle des Uebels und ihren Ausflüssen? Ist in die Stelle des leeren Formalismus ein wohlbegründeter, durchsichtiger Realismus getreten? Wer ist so glüklich auch nur Spuren hievon nachweisen zu können? Leider! wird dies niemand vermögen; und so ist denn in der That das Uebel noch sehr grofs, ja gröfser als vor dem Eintritt des Brownianismus. Denn da dieser es kek unternommen hatte; ohne einen zeugenden Gedanken eine Theorie begründen zu wollen und dies Unterfangen, wie billig, schmachvoll geendet hat, so fiel, eben der blofs negativen Hülfe wegen, ein Theil der Schmach auf den Instinkt der menschlichen Vernunft nach begründender Einsicht. Es ist seitdem Sitte geworden, dafs fast jeder ärztliche Schriftsteller, zum Zeichen seiner Ebenbürtigkeit und Tüchtigkeit, sich selbst als einen Verächter aller Theorie ruhmvoll ankündigt, und das namenlose Recensentenheer wird nicht müde, solche gegen die Vernunft selbst sich empörende Reden als Bekenntnisse gediegener Weisheit zu preisen. Sodann: dadurch dafs der Brownianismus als Lehre niedergekämpft wurde, ist er keinesweges auch als Praxis entwurzelt worden, dazu hätte es —

da alles, was einmal wirksam in die Zeit getreten ist, und wäre es an sich das Verderblichste, weder durch sich selbst spurlos ausscheiden, noch auch durch blofs negative Belehrung verdrängt werden kann — des Eintritts eines neuen, in der Wahrheit begründeten Entwiklungsprozesses, oder einer wahrhaften und belebenden Palingenesie bedurft. Beide sind ausgeblieben, und so ist denn wesentlich nichts besser, wohl aber vieles schlimmer geworden. Zuvörderst ist der frühere Wahn: als sei alles Heil für die Medizin in der äufsern Beobachtung zu suchen, wiederum, nur mit gröfserer Anmafsung und Petulanz, hervorgetreten. Hört man die vielen und so sehr lauten Reden von der Trefflichkeit der Beobachtung, so sollte man wohl meinen, es seien der Natur alle ihre Geheimnisse abgelauscht, sie selbst bis auf ihre lezte Note herab gelesen und wir selbst in den Vollgenufs ihrer Schönheit und Fülle gesezt worden. Betrachtet man aber die Beobachtungen selbst: — wie unrein, wie verworren, wie voll Widerspruch unter einander, wie entblöfst vom Geist schlichter Wahrheit! O, wie so sehr weit sind wir doch von jener herrlichen Tugend des reinen und keuschen Beobachtens entfernt! Sie fordert die höchste Stille und Ruhe im Geiste des Gemüths, sezt die aufrichtigste Verehrung vor der Wahrheit voraus, ist innig

mit dem Leben und Handeln der Vernunft verbunden. Welche Gemeinschaft aber hat diese Beobachtung mit der heutigen in der Medizin? Hält man es denn auch nur für schwer — ich will nicht einmal sagen: für das Schwerste — ein Beobachter zu sein? Stellt man sich nicht, als habe es mit dem Sehen und richtigen Ersehen weiter keine Noth, da doch Gegenstände und Augen fertig da sind? Bewahrt man sich sorgfältig vor Täuschung? Fliehet man auch nur die Unwahrheit? Schwerlich hätte Demokrit von solchen Beobachtern ein Gesundheitszeugnifs gegen die Meinung seiner Landsleute erhalten.

Gewifs, es wäre ein höchst verderbliches Unternehmen, den Werth der Beobachtung für die Medizin schmälern, oder wohl gar verachten zu wollen. Die Beobachtung aber, die uns so sehr Noth thut, ist eine edle Frucht des Geistes und der höchsten Anstrengung, nicht ein leichtes Thun der Sinne und ein Spiel unfreier Phantasie. Alle grofse ärztliche Beobachter seit Hippokrates waren geist- und gemüthvolle Männer, nicht Verächter zusammenhängender, begründender Einsicht (Theorie); vielmehr war dies das Ziel ihrer innigsten, oft schmerzvollen Sehnsucht, wie man sie denn auch danach ringen sieht; zu solcher Beobachtung ermahnte und gab Anleitung Bacon von Verulam; solche Be-

obachter waren Sydenham, Huxham, Boerhave, Stahl, Mead, Werlhoff, Lentin, Wichmann, Tissot, Rahn, P. Frank u. A., nicht aber ein Stalpertus van der Wiel, nicht ein Tulpius und andern Observationenschreiber. Den wirklichen Verfall der heutigen medizinischen Wissenschaft und Kunst glauben wir, nach dem eben Gesagten, schon durch die dermalige Fluth schlechter Observationen deutlich genug bezeichnet.

Doch nachdem wir einerseits die Entweihung der hohen Beobachtungskunst erkannt, so müssen wir noch fragen: auf welcher Grundlage denn sonst das ärztliche Handlen seit dem Sturz der brownischen Lehre ruht? Vor Beantwortung aber dieser Frage mufs man zuvörderst so billig sein zu bekennen, dafs zu keiner Zeit die Menge der Praktiker in einem deutlichen Bewufssein des sie im Handlen leitenden Prinzips gestanden hat. Dafs dies immer mehr und mehr geschehen möge, ist zwar wünschenswerth und es zu befördern ein löbliches Bemühen, als nothwendig jedoch kann es nicht betrachtet werden. Denn wie in einem von einem grofsen Regenten geleiteten Staat nicht ohne Staatsdiener Staatsmänner sind, das Ganze aber nichts destoweniger segenreich gedeiht; so auch überall, wo es ein zwar ursprünglich im Geiste gegründetes, aber nur durch Viele zu verwirklichendes Thun

gilt. Sind nur persönliche Träger und Vertraute des Geistes vorhanden, so wird ihr Einflufs sich weit und auf Viele verbreiten und das Rechte wird geschehen, ohne dafs alle Thäter sich bis zum schöpferischen Prinzip erhoben hätten. Ist nur das Leben in Wirksamkeit ausgegossen, so wird es auch an seinen Wirkungen nicht fehlen. Das Erkennen der lezten Gründe ist überall nicht jedermanns Sache. Ganz so auch in Beziehung auf das ärztliche Handlen. Seit den ältesten Zeiten hat es Schulen in der Medizin gegeben; mehr oder minder haben sie alle ihre tiefen Schäden und eben deshalb aber auch das Bedürfnifs nach Vervolikommnung gehabt; keine jedoch ermangelte aller Wahrheit, jede hatte ihren eigenen Vorzug, alle den: ihren Zöglingen Weisung, Richtung und Haltung im Thun zu geben. Vieles hievon verloren sie freilich, seitdem durch den Gebrauch künstlicher Systeme dem Formalismus Vorschub geschah (denn wie hoch und frei Linné selbst über dem künstlichen System stand, wurde theils verkannt, theils bald vergessen); immer aber doch mufste noch eine gewisse Zucht und Ordnung bewahrt werden, weil selbst in das künstliche System noch der rothe Faden des Gedankens eingewebt war. Alles dies jedoch fiel durch die Invasion des Brownianismus; keinen Gedanken mitbringend, bestand

seine Kraft als Lehre nur in der Fülle des Irrthums und für die Praxis in der Auflösung aller besondern Reglung des Technizismus. Die gesammte brownische Theorie sowohl als die vollständige Anleitung zur Praxis auch dem Unvorbereitetsten nicht innerhalb weniger Stunden beibringen zu können, würde in der That grofse Unbeholfenheit beim Lehrer und Lernenden voraussezen. Solcher Bequemlichkeit aber geht die Menge nicht leicht aus dem Wege, zumal wenn man sie, wie es so oft zur Verhüllung des Schlechten geschieht, hinter einem hohen Wort verbirgt, etwa unter dem der Einfachheit. — Nun, da nach dem Fall dieser Lehre das ärztliche Handlen weder eine neue, noch eine erneuete, zu lebendiger Auswirkung geeignete Grundlage erhalten hat, so ist's auch in der That ungeändert brownisch geblieben, welches nicht in irgend einer Methode, oder in bestimmten Acten seinen Charakter hat, sondern, umgekehrt in tumultuarischem Wesen und Regellosigkeit, also recht eigentlich in Charakterlosigkeit. Kann es aber verkannt werden, dafs es sich noch eben so bei der Menge der Praktiker verhält? Sehen wir es nicht ganz ungehindert geschehen, dafs ein Theil der Aerzte alle Krankheiten, die syphilitischen ausgenommen, mit Merkur behandelt; einen andern es unternehmen: die tiefsten dynamischen und organi-

schen Krankheiten mit einem tausendfach gespaltenen Sonnenstäubchen solcher Mittel zu bekämpfen, die auch in Menge genommen kaum eine Wirkung hervorbringen; einen andern alles mit Blutigeln und einen vierten mit Blausäure ausrichten wollen? Solches Unheil ist warlich vor dem Eintritt jener unglüklichen Zeit ganz unbekannt gewesen; da standen wohl einseitige Methoden einander gegenüber; Methoden aber beruhen auf einem Gedanken, auf einem Heilplan, sie fordern Prüfung, Urtheil und tragen so schon wenigstens ein Milderungsmittel ihrer Einseitigkeit in sich. Geirrt und vielfach geschadet hat man auch mit ihnen: — gegen die Bodenlosigkeit aber haben sie bewahrt. Diese herbeizuführen war dem grundlosen Brownianismus vorbehalten. Will man es uns aber nicht zugeben, dafs die dermalen gewöhnliche, eben skizirte Praxis zu den bittern Früchten des Brownianismus gehöre, so wollen wir gern, obwohl des Rechts uns bewufst, uns des Streits begeben; aber nach den geltenden praktischen Grundsäzen zu fragen mufs dann um so mehr erlaubt sein. Wie sehr man sich nun auch bemühen mag solche aufzuspüren, so wird man doch schwerlich mehr als 3 finden; ihre Namen sind: Excitiren, Deprimiren, Roboriren. Ist das aber die leibhafte brownische Trilogie? Und so sind wir denn unserer-

seits zu der festen Ueberzeugung geführt, dafs unsere heutige praktische Medizin die tiefen Wunden, welche ihr der Brownianismus geschlagen, noch ungeheilt an sich trage, und dafs der Sieg, welchen der Kampf gegen diese abentheuerliche Lehre errungen, deshalb nicht vollkommenen und wahren Frieden gebracht, weil dem tiefen Bedürfnifs der Vernunft nach begründender Erkenntnifs sein gutes Recht versagt worden ist.

Aber, könnte man uns vielleicht fragen, übersiehest du nicht, oder verkennest du wohl gar den Einfluſs der Naturphilosophie? Keines von beidem möchten wir, und eben deshalb wollen wir denn auch, soweit unsere Einsicht es gestattet, hierüber in den nächsten Vorlesungen Rechenschaft ablegen. Wir gedenken nemlich den allgemeinen Einfluſs der Naturphilosophie auf die Medizin in der nächsten Vorlesung zu schildern und in der darauf folgenden die Skizze zu einer Kritik des geistreichen naturphilosophischen Systems der Medizin zu geben.

Neunte Vorlesung.

Humanus intellectus non minus impressionibus Phantasiae est abnaxius, quam impressionibus vulgarium notionum, pugnas enim genus Philosophiae et *sophisticum*, illaqueat intellectum: et illud alterum *phantasticum*, et tumidum, et quasi poeticum, magis blanditur intellectui. Inest enim homini quaedam intellectus ambitio, non minor quam voluntatis; praesertim in ingeniis altis et elevatis.

Baco de Verulamio.

Ueber die Naturphilosophie zu sprechen sind wir nicht nur durch den Zusammenhang der uns beschäftigenden wichtigen Betrachtung, sondern auch durch den dermaligen Stand der Dinge in unserer Wissenschaft ernstlich aufgefordert. In nicht geringe Schwierigkeit jedoch bringt uns diese Aufgabe. Denn wurzelnd einerseits in der innigen und unerschütterlichen Ueberzeugung, dafs es in unserer Wissenschaft nur wahrhaft gelingen könne durch die Liebe zur Weisheit (Philosophie), die uns eben die Natur der Dinge

in ihrer Wahrheit wesenhaft kennen lehren kann, müssen wir uns andererseits entschieden erklären gegen eine philosophische Lehre, die diese Aufgabe zu lösen vorgiebt und auch danach sich nennt — Naturphilosophie. Da wir indessen dieser Schwierigkeit weder ausweichen dürfen noch mögen, so gehen wir daran diese Sache mit derjenigen Bescheidenheit und Entschlossenheit hier zu führen, welche sie selbst fordert und uns anständig ist.

Soweit es uns hat gelingen wollen, einen Blik in die geistige Werkstätte der Schellingschen Naturphilosophie zu thun, so trat uns als ihre, vielleicht unbewufste, Grundaufgabe der Versuch zu einer Vereinigung des Fichte'schen Idealismus mit dem pantheistischen Realismus des Spinoza entgegen. Kaum kann man sich für eine Vereinigung abstofsendere Elemente denken. Gesezt nun, diese Paarung gäbe keine innige Mischung, so mufs die entstandene Mengung nicht nur die in jedem einzelnen Systeme liegenden Hemmungen, sondern auch die gegenseitigen Störungen der heterogenen Glieder erfahren. Dies auch glauben wir sei in einem hohen Maafse der Fall. Wovon Spinoza ausgeht ist eine absolute Realität, er nennt sie Gott (womit er aber keines weges den Begriff eines freien, bewufsten, persönlichen, oder nur irgend wirksamen Wesens ausdrüken will), absolute

Substanz; sie ist ihm mit Einem Worte das ἓν καὶ πᾶν. — Fichte, von der Thatsache des reinen, subjectiven Bewufstseins ausgehend, findet in demselben zuvörderst eben die Thatsache des subjectiven Wissens selbst, das aber, wissend, objectiv sich selbst entgegenstellt und zwar als ein Bedingtes. Das Wissen erkennt sich selbst als Bild, aber nothwendig auch als Bild wovon. Durch eine Steigerung dieser Reflexion gelangt Fichte zur Erfassung einer absoluten Intelligenz, welche er als das sich selbst durchsichtige Eine Leben, als Liebe, als Gott erkennt. Spinoza also beginnend mit der absoluten Substanz mufs für sie eine Intelligenz (als Attribut) erschleichen, denn das ist das Denken („*cagitatio*“) bei ihm offenbar und nach seinen eigenen ausdrüklichen Worten; Fichte hingegen erkennt klar eine Intelligenz, aber die objective Welt — die gegebene Substanz — ermangelt bei ihm aller Begründung, und so mufs sie denn auch in seinem System als ganz indifferenter Stoff für die sittliche Wirksamkeit dienen. Völlig unvereinbar also scheinen dieser Idealismus und jener Realismus. Doch eben diese Vereinigung gibt es in der Naturphilosophie. Sie wird zuversichtlich versucht durch einen kategorischen Lehrsaz: dafs Ideales und Reales nur Differenzen seien einer an sich absoluten Indifferenz,

renz, des Absoluten. Was aber dieses selbst sei? und wie es zu einer Differenziirung komme? das sollen verwerfliche Fragen eines untergeordneten Standpunkts, eines todten und verhärteten Verstandes sein. Wir halten sie für erlaubte nicht nur, sondern auch für unerlafsliche und unabweisbare. Die Naturphilosophie indessen hat es immer verschmäht sie zu beantworten, ja auch nur sie aufzunehmen. Wir glauben sie sei hiezu durch einen Trieb der Selbsterhaltung bestimmt worden, sie hätte wohl sonst dem Geständnisse nicht ausweichen können, der Lösung des Problems aller speculativen Philosophie das Problem selbst untergeschoben zu haben, womit sie denn freilich sich selbst, als einen Irrthum von vorn herein, hätte aufgeben müssen. Uns scheint diese Philosophie gleich an ihrer Schwelle sich einer, selbst in der Geschichte dieser Wissenschaft beispiellosen, Gewaltsamkeit schuldig gemacht zu haben, welche auch mit der Unmöglichkeit ihres Unternehmens nicht entschuldigt werden kann, da sie eben mit dieser selbst ganz zusammenfällt. Wir werden auf diesen Punkt noch einmal, bei einer andern Gelegenheit, zurückkommen müssen und um so lieber begeben wir uns hier aller weitern Beurtheilung des speculativen Theils dieses philosophischen Systems, mit freudigem Dank uns auf das uns angewiesene Gebiet be-

sonnerer Erfahrung zurükziehend. Näher aber müssen wir die Naturphilosophie betrachten, in so fern sie auf die s. g. realen Wissenschaften, namentlich auf Naturwissenschaft und Medizin angewendet worden ist. Und da glauben wir denn zunächst eines entgegengesezten Urtheils über diese Philosophie bei Unbefangenen gedenken und demselben begegnen zu müssen. Viele nemlich halten sich zu einem Mifstrauen gegen die Richtigkeit der Prinzipien und ihrer Anwendung durch die Erfahrung berechtigt, dafs die Naturphilosophie so häufig schon verschiedene reale Irrthümer unanstöfsig gefunden und sie als Wahrheiten deducirt hat. Andere hingegen glauben, es könne diese Philosophie der Wahrheit nicht ermangeln, da sie viele reale Wahrheiten als ihren Prinzipien entsprechend nachgewiesen habe. Dieses contradictorisch entgegengesezte Urtheil hoffen wir auflösen und den Grund des Phänomens nachweisen zu können. Wir erinnern deshalb nur an die Vorsicht, welche die Philosophie beobachtet hat: nichts vor- sondern alles lediglich nachzudeduciren. Was irgend in der Zeit als Wahrheit gefungen oder gehalten wurde, das leitete sie als nothwendig aus ihrem Prinzip ab; was dageden auf anderm Wege als Irrthum aufgedekt oder verschrieen wurde, das wies sie auch als einen Widerspruch gegen das unwandelbare

Prinzip nach. Diese Geschmeidigkeit überschreitet freilich bei weitem das Vermögen sowohl eines wahren, als eines falschen Prinzips. In der Naturphilosophie jedoch wurde sie auf eine doppelte Weise möglich; einmal nemlich dadurch, dafs ihr Prinzip allerdings weder wahr noch falsch, sondern — nichtig ist, also auch nirgends Widerstand leisten kann; sodann aber durch ein eigenthümliches Verhältnifs, in welches sie sich zur Logik gesezt hat und dessen wir später gedenken werden. Die Thatsache selbst übrigens ist zweifellos und kann in dem Verhalten der Naturphilosophie zur Medizin historisch nachgewiesen werden. Als z. E. der Brownianismus allgemeine Geltung hatte, da wurde er als entsprechend den höchsten Grundsäzen für dieses Gebiet des Wissens erwiesen; und da er sich in Erregungstheorie verwandelt hatte, so wurde dieser das Zeugnifs philosophischer Richtigkeit ertheilt, und als beide auf Wegen und von Männern, die mit der Naturphilosophie auch nicht in der leisesten Berührung standen, als heillose Irrthümer entlarvt wurden, da mufsten wiederum Naturphilosophen sich aufmachen, um das Joch dieser „rohen und einseitigen Systeme“ zu zerbrechen und die Welt von diesen Verwirrungen zu befreien. — Dies und Aehnliches konnte geschehen ohne Inconsequenz des Prinzips oder der Folgerun-

gen; das Prinzip wurde nicht verletzt, weil, wie zum Theil schon gezeigt worden und später noch näher erwiesen werden soll, es ein lediglich scheinbares ist; und was die Folgerungen anlangt, so hat es hiemit die Naturphilosophie anders gehalten, als es sonst zu geschehen pflegt, sie liefs diese nemlich nicht von der Logik, sondern vom vorliegenden Bedürfnifs bestimmen. Daher denn auch von der Logik geringe, ja wohl verächtlich gedacht wird. Achtsamen Lesern naturphilosophischer Schriften wird die Bemerkung nicht entgangen sein, dafs dort die Conclusionswörter, wie die meisten andern logischen Ausdrüke, eine von der gewöhnlichen sehr abweichende Bedeutung haben.

Es kann uns nicht entgehen, wie sehr wir durch die eben ausgesprochene Ansicht von dem Wesen und dem Einflufs der Naturphilosophie in Widerspruch treten mit ihren Anhängern und Widersachern; denn während jene fast jedes Gute in der Zeit als ihre Frucht betrachten und das Fehlende nur dem Widerstande gegen sie zuschreiben, wissen diese nicht Uebles genug ihr nachzusagen und wälzen alle Schuld auf sie. Um die letztern jedoch, ihrer offenbaren Leidenschaftlichkeit wegen, weniger bekümmert, wünschen wir blos den Freunden der Naturphilosophie einen sprechenden Beweis unserer Unbefangenheit und

Zugänglichkeit für Belehrung zu geben. Dies nun hoffen wir durch die Bitte an sie um die Führung eines Gegenbeweises zu bewirken; nur könnten wir freilich dafür nicht die Nennung verehrlicher Namen halten. Nichts Neues würde man uns sagen, wenn man uns z. E. auf Oken als auf einen der ausgezeichnetesten Naturforscher aufmerksam machte, wohl aber würde es uns neu und erfreulich sein einzusehen, dafs Oken es durch die Naturphilosophie geworden und nicht vielmehr durch sie in manche Abwege und Irrthümer gerathen sei. — Einen solchen Beweis einstweilen abwartend werfen wir unsern Blik auf diejenigen ärztlichen Schriftsteller, welche als Naturphilosophen zu gelten Anspruch machen dürfen, um so einen billigen Maafsstab zu erhalten für die Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes der Naturphilosophie für die Medizin.

Wir schweigen von Kilian, den man nicht ohne Unrecht der Naturphilosophie als Jünger aufbürden könnte. Troxler, von dem viel zu erwarten war, hat sich von aller öffentlichen wissenschaftlichen Thätigkeit zurükgezogen; seiner bedeutendsten Schrift haben wir oben schon erwähnt, und seiner „Blike in das Wesen des Menschen“ gedenken wir aus Liebe zu ihm nicht. Malfatti's trefliche Pathogenie enthält einige na-

turphilosophische, unwesentliche Ausdrukswei-sen, nichts auf und durch Naturphilosophie selbst Begründetes, und mufs deshalb hier unbeachtet bleiben. Nur Marcus, Reil und Kieser können hier in nähere Betrachtung kommen.

Marcus — wir meinen den von der brownischen Lehre geheilten und seit etwa 1806 zum Phlogosiologen metamorphosirten — schlofs sich nach Vermögen, ja in der That weit über sein Vermögen hinaus der Naturphilosophie an; aber kaum kann eine Verbindung unglüklicher sein, als es diese, aller Anstrengung und allem gepriesenen Glük zum Troz, wirklich war. Mit einem ungemeinen Talent für die Empirie ausgestattet, hätte er sich auch in der besonnensten Philosophie nicht halten, ja nicht einmal in ein dilettantisches Verhältnifs zu ihr treten können. Seine Unbeholfenheit im Umgange mit Gedanken verräth sich jeden Augenblik, so wie er umgekehrt sofort Haltung und Gediegenheit gewinnt, wie er sich, ungestört von hohen Dingen, der Empirie nähert. Nun verleitete ihn aber sein Misgeschik, mit Philosophemen haushalten zu wollen, die höchstens im Fantasiefluge ereilt werden können; Nebelgestalten wählte er zu seinen Penaten und bemühete sich Sommernachtsträume in Sandsteine zu hauen. Man kann keinem gröfsern Neste hand-

fester Widersprüche und Irrthümer begegnen, als in den ersten, das Wesen der Entzündung deducirenden §§ seines „Entwurfs.“ Unter solchen Umständen war kein entscheidendes, reines Hervortreten der bessern Anlage mehr zu hoffen, kein Orientiren mehr zu erwarten. Und obgleich manche einzelne Nosographie in seinem bezeichneten Werke an echt niederländischer Treue, unserer innigen Ueberzeugung nach, unübertrefflich ist, so konnte auch dies weiter nichts verschlagen, denn das wohlgetroffene Naturbild wird sofort von einem Zerrbild des Gedankens schonungslos zerstört. Ja, da er selbst seinen bessern Theil verkannt und verachtet, so sind auch nur seine Irrthümer weiterwirkend von ihm ausgegangen. — Sollte denn aber die Naturphilosophie um seinetwillen ein Vorwurf treffen? Hat nicht vielmehr er sich gegen sie versündigt? Allerdings, meinen wir, trägt sie einen grofsen Theil der Schuld an seiner Verirrung; wäre sie Philosophie, ja wäre sie nur nicht dem Gedanken enteilende Fantasie gewesen, so hätte er seinen wahren Standpunkt treffen und mit günstigem Erfolg einnehmen können; nun aber war er der Selbsttäuschung eine leichte Beute, denn in der That grenzen ungeläuterte Empirie und unbewufste Fantasiespiele näher an einander, als man gewöhnlich annimmt, wovon auch die Geschichte der Medizin ei-

nen traurigen Ueberfluſs an Beispielen aufstellen kann.

Ganz anders verhält es sich mit Reil. In seinem reichbegabten Geiste lassen sich besonders zwei groſse Tendenzen unterscheiden: Streben nach dem Allgemeinen und Eindringen ins Besondere; jenes trieb ihn zur Philosophie, dieses zur speziellen empirischen Untersuchung. Leider! aber kamen diese beiden, nur in Verbande ein herrliches Ganze bildenden Tendenzen, selten bei ihm zur Eintracht und zur Verständigung unter einander. — Betrachtet man seine schriftstellerischen Leistungen, so ordnen sich diese, abgesehen von seinen ersten, jugendlichen Versuchen, die bei ihm, wie bei den meisten Schriftstellern nicht in Betracht kommen können, in zwei Perioden seiner geistigen Stellung. In die erste Periode, in welcher er dem Einflusse der kantischen Philosophie hingegeben war, fallen seine *exercitationes anatomicae de structura nervorum*, die Fieberlehre, die *memorabilia clinica*, eine Reihe physiologischer Aufsäze in den ersten Bänden seines Archivs und seine Rhapsodien. Zur zweiten Periode, welche seinen Uebergang und völligen Eintritt in die Naturphilosophie bezeichnet, gehören die Abhandlungen über den Bau des Gehirns, seine psychiatrischen Aufsäze (in seinen mit

Hoffbauer herausgegebenen: „Beiträgen etc.“) und die als *posthuma* erschienenen Werke über allgemeine Krankheitslehre und allgemeine Therapie. Kann und soll der Geist an seinen Früchten erkannt werden, so müfste man sich wohl der Unbefangenheit gewaltsam erwehren, um nicht den Werken aus der ersten Periode einen entschiedenen Vorzug einzuräumen; denn wenn sie auch den schon früher an Reil gerügten *Hiatus* zwischen Theorie und Praxis, zwischen Allgemeinem und Besonderm oft unverkennbar genug zeigen, wenn man auch durch sie indirect überzeugt wird, dafs der Kantianismus zur Erfassung und Aufrichtung positiver Wahrheit nicht durchhelfen könne, so wird man doch endlich über dies alles, wenn auch nicht versöhnt, so doch hinweggehoben, durch die Tüchtigkeit, Gediegenheit und Besonnenheit des Einzelnen, durch die Frische und Fülle des Ganzen. Gewifs auch werden diese noch lange eine Zierde unserer Litteratur bleiben und dem Namen Reil's ein dankbares und ehrenvolles Andenken erhalten. — Wie so völlig verschieden ist's mit der Ausbeute der zweiten Periode. Nimmt man die anatomischen Untersuchungen über das Gehirn aus, welche das Gebiet einer lautern Empirie nicht überschreiten, so mufs man wohl zugestehen, dafs sie weder dem hohen Ansehn Reil's noch den

gerechten Erwartungen von ihm entsprechen. Ja, je höher unsere Achtung und je inniger unsere Liebe zu ihm ist, destomehr müssen wir wünschen, dafs er weder seine allgemeine Pathologie noch Therapie geschrieben hätte. Nicht dafs sie nicht einzelne treffliche Gedanken enthielten und sein grofses Genie nicht öfter wohlthuend durchblizte — dies kann nur die Herausgeber rechtfertigen, die auch ihre Castität durch Enthaltung von Veränderungen oder Auslassungen bewährt haben; — aber dies ist keine Befriedigung für die gerechten Ansprüche an einen Reil, und das eben nur meinen wir: es wäre wünschenswerth, dafs Er diese Werke nicht verfafst hätte. Welch ein Unterschied, wenn man sie mit dem ersten Theil der Fieberlehre, der dieselben Gegenstände behandelt, vergleicht. Während man sich hier von einem besonnenen, überall belehrenden Meister geleitet fühlt, sieht man sich dort in den weiten, stürmischen Ozean hinausgetrieben und kann zum Schiffslenker kein Vertrauen gewinnen, wie sehr derselbe es auch durch eine erzwungene philosophische Ruhe zu fordern scheint. Die Anstalten werden ins Weiteste hinaus getrieben (mit einer „Geschichte der Naturphilosophie“ wird die allgemeine Krankheitslehre — ominös genug! — eröffnet), aber nirgends fast gestaltet sich eine schlichte, durchgreifende, er-

hellende Wahrheit; mehr als in irgend einer frühern Reilschen Schrift, werden hier die gewagtesten Philosopheme an die nakteste Empirie gereiht. — Können wohl aber solche Früchte gutem Saamen entwachsen sein? Oder sollen wir annehmen, Reil habe die Naturphilosophie nicht verstanden, wohl gar mifsverstanden und sei so aus seinem guten Geleise gebracht worden? Zu solcher Annahme würde uns nur der stringenteste Beweis bestimmen können; auch erinnern wir uns nicht, je einen Vorwurf der Art von Naturphilosophen über ihn vernommen zu haben. Wohl aber glauben wir uns zu dem praktischen Schlusse vollkommen berechtiget, dafs eine Philosophie, die in ihrer Wirkung ein solches Resultat gefördert hat, dem wissenschaftlichen Studium der Medizin kein Heil bringen kann. Reil selbst gebührt in dieser Beziehung noch das Lob, dieser Philosophie lange widerstanden zu haben. Glücklich genug ist ihm auch sein sonstiger Fehler: in der Praxis keine Notiz von der Theorie zu nehmen, in seiner naturphilosophischen Periode sehr zu statten gekommen.

Noch haben wir von Kieser zu sprechen, wobei uns weder die Schwierigkeit noch die Mifslichkeit unseres Unternehmens entgeht; denn wie gewaffnet wir auch innerlich sein, und welche Kraft auch unsere Gründe, uns

gegen ihn, als Repräsentanten der Naturphilosophie in der Medizin, zu erklären haben mögen, so haben wir doch hier nicht einmal den Ort zu ihrer Bewährung; und hätten wir auch diesen, so wissen wir ja wohl, welch ein Mann er ist, von welcher Kraft und Gewandtheit, und was es bedeute gegen ihn in den Kampf zu treten. Ausweichen freilich könnten wir, und mit scheinbarem Grunde; wir durften nur sagen: Kieser habe sein System der Medizin bisher nur bis an die Grenze des Praktischen geführt und so sei denn noch kein Urtheil möglich über den Werth und den Erfolg des ganzen Unternehmens. Doch vermögen wir solcherlei nicht ernstlich vorzubringen. Denn zuvörderst wollen wir gar nicht ausweichen, da es uns um die Wahrheit und nicht um ein Mein und Dein zu thun ist, und es uns auch ein Gewinn wäre, von ihm überwunden zu werden, sofern es nur mit den Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit geschähe. Sodann aber wäre auch jener Grund unwahr sowohl in Bezug auf Kieser, als auf uns selbst. Verheifst er nicht die Medizin von dem unwürdigen Drük, der sie bisher, durch den Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, belastet hat, zu heilen? und zwar nicht durch irgend ein künstliches Brükchen, sondern durch die Kräftigkeit und Zulänglichkeit des Grundprinzips? Gelobt er nicht

das Ganze mit einer „furchtbaren Consequenz“ hindurchzuführen? Mufs daher nicht schon jezt, da der theoretische, begründende Theil des Systems vollständig ausgeführt ist, und die Erfüllung jener Consequenz voraussezend, ein Urtheil möglich sein? Ist dies nicht seine eigene ausgesprochene Meinung und Forderung? Unwahr also durchaus wäre jener Grund in Beziehung auf Kieser; er wäre es aber auch noch überdies für uns. Denn in der That glauben wir schon jezt die Ungegründetheit, Unhaltbarkeit und die innern Widersprüche des Systems erkennen und erkenntlich machen zu können. — Mit der Freudigkeit der Wahrheitsliebe treten wir ihm also entgegen und mit dem Vertrauen, dafs er die Lauterkeit unserer Gesinnung erkennen und unser Ankampf ihm wenigstens willkommner sein werde, als manche Lobsudelei, die ihm schon oft als unwürdiges Opfer dargebracht worden ist.

Diese Untersuchung aber sei der Gegenstand der nächsten Vorlesung.

Zehnte Vorlesung.

Aufser dem Dualismus ist nur Egoismus, als Anfang oder als Ende, für die Denkkraft — die ausdenkt.

F. H. Jacobi.

Durch den Zusammenhang unserer Betrachtung dahin geführt, das Verhältnifs der Naturphilosophie zur Medizin zu erörtern, gedachten wir dies auf eine zweifache Weise zu thun, indem wir einmal eine allgemein übersichtliche Darstellung dieses Verhältnisses versuchen möchten — was in der vorigen Vorlesung geschehen ist — und zweitens, indem wir an dem ausgebildetesten und geistreichsten naturphilosophischen System der Medizin speziell und mit unbefangener Kritik die Abwege nachwiesen, in welche diese Philosophie die Medizin zu führen drohe. Da wir nun das System Kiesers als das vollendeteste naturphilosophische zu erkennen innerlich in uns, wie äufserlich durch das allgemeine Aner-

kenntnifs genöthig, sind, so mufsten wir eben dies als Gegenstand unserer Prüfung für den heutigen Vortrag erwählen.

Aufser Zweifel ist zuvörderst dies, dafs wenn die Medizin eine vollständige Bearbeitung nach naturphilosophischen Prinzipien erfahren sollte, niemand diese zu übernehmen geeigneter war, als eben Kieser. Seine zahlreichen litterärischen Arbeiten von den ersten kleinern an („über die Metamorphose des Thierauges“ und seine „*Dissert. de anamorphosi oculi*“) bis zu den neuern grofsen beurkunden ihn unwidersprechlich als einen Mann von einem ruhigen, klaren und gebundenen Darstellungstalent. Ueberall findet man, bei reicher Benuzung des Vorhandenen, eigene, selbstständige Untersuchung und Ergebnisse davon; nirgends ein armseliges Haschen nach geistreichem Wesen; ja, in seinen lezten Werken führt ihn sein löbliches Bestreben, dem Verstande das Uebergewicht über die Fantasie zu geben oft in das entgegengesezte Extrem dürrer Scholastik. Er ist frei von den Fehlern anderer, selbst sonst ausgezeichneter Naturphilosophen, und hat nichts mit ihnen gemein, als eben die Naturphilosophie selbst. Alles dies deutlich erkennend und willig anerkennend, dürfen wir um so mehr ihn als den reinsten Repräsentanten der Naturphilosophie in der Medizin betrachten, und hoffen, dafs

jeder Sieg über ihn auch einer, und eben ein solcher über die Naturphilosophie selbst sein werde.

Haben wir schon früher — in der vorigen Vorlesung — gestanden, wodurch Kieser uns den Kampf gegen ihn schwierig und mifslich mache, so müssen wir nun auch bekennen, wodurch er ihn uns erleichtert. Als Basis nemlich seines Systems hat er einen Fundamentalsaz aufgestellt, „auf welchem „das Ganze beruhen, mit dessen Widerlegung „es zusammenfallen, mit dessen Wahrheit es „bestehen, und dessen Anerkennung die Aner„kennung aller folgenden, aus demselben ab„geleiteten Säze nothwendig machen soll.“ — Gelänge es uns nun diesen Fundamentalsaz als falsch, oder blofs formell, oder doch wenigstens als ungeeignet zur Deduction des Realen zu erweisen, so bedürften wir weiter nichts zur Widerlegung des Ganzen. Sollte jedoch diese Widerlegung zu abstract, und deshalb als ungenügend erscheinen, so werden wir uns an die verheifsene „furchtbare Conse„quenz“ (vergebens haben wir uns bemüht: fruchtbar zu lesen). Können wir nemlich einzelne Lehre dieses Systems, oder auch nur einen einzelnen wichtigen Saz desselben als falsch darthun, so müfste ja, die richtige Ableitung voraussezend, im Prinzipe selbst der Irrthum liegen, welches dann darzuthun, oder

den

den Anspruch auf Consequenz aufzugeben, wir Kieser selbst überlassen könnten, so wie alles aus einem solchen falschen Saz weiter folgrecht abgeleitete nothwendig von selbst als irrthümlich fallen müfste. — Sollte jedoch auch dies noch nicht hinreichend scheinen, so werden wir innere Widersprüche nachweisen, was denn gleichfalls vor- und rükwärts schlagen müfste. Sollte es uns aber auf allen diesen Wegen nicht gelingen, eine überführende Widerlegung des Systems zu bewirken, dann freilich hätten wir unsere Ungeschiklichkeit für ein solches Unternehmen beurkundet, keinesweges aber wäre daraus etwas für die Richtig- und Tüchtigkeit jener Systeme selbst zu schliefsen. Wir bemerken dies — nicht im Vorgefühl eines ungünstigen Ausgangs, sondern blofs deshalb, weil wir uns wohl hüten möchten, die Sache der Wahrheit abhängig sein zu lassen von unserm subjectiven Vermögen. Allerdings also würde unser Sieg die Wahrheit fördern können, keinesweges aber dürfte von unserer Schwächlichkeit auf die ihrige geschlossen werden. — Und so gehen wir denn daran, auf die angegebene dreifache Weise die Widerlegung des Kieserschen Systems zu versuchen, auf Vollständigkeit freilich, schon der räumlichen Beschränkung wegen, keinen Anspruch machend.

I. Betrachten wir zuvörderst den Fundamentalsaz; er lautet bei Kieser so: „Alles zeitliche Leben, das niederste, „wie das höchste, ist und bestehet nur „in einer Oscillation zwischen zwei „entgegengesezten Punkten. Das Le„bensprincip in seiner höchsten Be„deutung ist nur die organische Span„nung, welche diese Oscillation an„facht und unterhält.“ — Von diesem Fundamentalsaz nun behaupten wir, dafs er selbst aller philosophischen Begründung ermangle, und deshalb auch völlig ungeeignet sei weiter zu begründen. Er ist lediglich Ausdruk eines allgemeinen Phänomens, kann mithin nur formelle Bedeutung haben und darf deshalb, bis er selbst eine tiefere Begründung erhält, nicht in die Stelle eines obern Prinzips zur Deduction des Realen treten. —

Dieser Saz nemlich ist, was auch Kieser selbst zugibt, nichts anders, als die beliebte Polarität, welche die Naturphilosophen, aber ganz fälschlich, das Gesez der Polarität zu nennen keinen Anstand genommen haben. Diese Polarität ist philosophisch noch niemals nachgewiesen worden, und aus ganz zureichenden Gründen zwar ist dies unterblieben. Sie ist nur ein anderer, bildlicher Ausdruk für das Differenziiren. Wie aber dieses selbst aus der absoluten In-

differenz — dem Absoluten — möglich werden könne? darauf ist stets die Antwort ausgeblieben, und eben da ausgeblieben, wo ohne sie kein Schritt weiter gethan, kein Wort mehr hätte gesprochen werden dürfen. Immanent können die Differenzen, als solche, in der Indifferenz nicht sein: — dies wäre eine directe Aufhebung beider Begriffe; aber auch als Emanationen der Indifferenz können sie nicht betrachtet werden, weil kein Grund für den Act der Emanation (der doch angenommen werden müfste) gedacht werden kann, indem dieser selbst als Differenz ihr immanent sein müfste — was widerum ein offenbarer Widerspruch wäre. — Wie aber kam denn die Naturphilosophie darauf von solcher Differenziirung oder Polarisirung zu reden? So scheint es uns: die Erscheinung bietet eine Mannigfaltigkeit und einen Gegensaz innerhalb derselben an; das Ich erfafst, reflectirend, sich selbst in einem Gegensaz zwischen Subject und Object; die Vernunft fordert dringend Einheit der Erkenntnifs: — wie sind alle diese Probleme der Gegebenheit, der Reflexion und der Vernunft auf einmal zu befriedigen? Könnte man nicht die Gegebenheit auf die Reflexion, und diese auf die Vernunft weisen? und wiederum rükwärts: die Vernunft auf die Reflexion, und diese auf die Gegebenheit? Die Vernunft for-

dert Einheit der Erkenntnifs, dies kann sie nur vermittelst der ihr innwohnenden Idee einer und Einer ewigen Einheit, diese aber kann nicht von sich selbst verschieden sein, sie ist also absolut und — eine absolute Indifferenz dazu: — es gibt also Eine absolute — Indifferenz! (Unerinnert bemerkt jeder, dem philosophische Untersuchungen nicht fremd sind, das Willkührliche und unzusammenhängende dieser in einen Syllogismus gebrachten Grundlehren der Naturphilosophie, denn jeder der 3 Säze involvirt einen Irrthum und von einem zum andern ist nur durch einen Sprung zu gelangen). Ferner: die aus der Vernunft hervortretende Reflexion findet einen Gegensaz, findet ihn in ihrem eigenen Subject, durch welchen dieses zugleich Object wird; — also tritt überall die Indifferenz aus sich heraus und zwar sich differenziirend. Entkleiden wir diesen Syllogismus von seinen Verhüllungen und drüken ihn mit nakten Worten aus, so würde er so lauten: weil Ich (das reflektirende Subject) mir (aus einem mifsverstandenen Gebot der Vernunft, welche zwar Einheit der Erkenntnifs, aber nicht eine Einheit des Prinzips zu suchen und zu finden aufgibt) Eines zu finden vorgenommen habe, nun aber wirklich nicht Eines, sondern Zwei finde; also ist Zwei — Eins! Endlich: die empirische Beobachtung findet die Gegeben-

heit übervoll an Mannigfaltigkeit und Gegensäzen: — sie erweiset also die Polarität als allgemeines Gesez. Die Beobachtung als solche zeigt überall aber nur Erscheinungen, nirgends ein Gesez. Dies muſs auf andere Weise gefunden werden. — Hat man sich indessen einmal so weit von ruhigem Denken und warnender Logik entfernt, dann wird es nicht schwer zu sagen: „das Prinzip der Po„larität, und somit der oben angeführte Fun„damentalsaz, erhalten den positiven Be„weis ihrer Nothwendigkeit wissenschaft„lich, auf dem Wege der Deduction, durch „die Naturphilosophie, und praktisch durch „das Leben und jeden, auch den unbedeutend„sten Act desselben.“ — Wir glauben hier die Genesis der Grundlehren der Naturphilosophie richtig angegeben zu haben, würden aber hierin gern einer andern Meinung weichen. Die Behauptung aber, daſs sie aller wahren philosophischen Begründung ermangeln, hoffen wir hinreichend gerechtfertigt zu haben, da es erwiesen ist, daſs man zu ihnen ohne einen evidenten Widerspruch gar nicht gelangen kann, und dasjenige, was als Beweis für sie gegeben wird, eben ein Beweis im Zirkel ist, eine nichtige *petitio principii*, ein unglüklicher Versuch *idem per idem* zu erklären. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieses Erweises werden wir ohne eine

gründliche Widerlegung nicht aufgeben dürfen. Und so dürfen wir denn auch in unserer Argumentation so fortfahren: ist's demnach gewifs, dafs jener Saz von der Differenziirung oder Polarisirung weder ein philosophisch begründeter ist, so frägt es sich nur noch, ob er deshalb schon ein überall zu verwerfender sei? Hierauf aber ist eine einfache, kategorische Antwort unmöglich. Allerdings nemlich findet einerseits die beginnende, noch in sich selbst befangene Reflexion einen Gegensaz in sich selbst zwischen Subject und Object, und eben so kann der empirischen Beobachtung der Welt der Erscheinungen das Phänomen der Wirkung und Gegenwirkung nicht entgehen; und in sofern ist der Ausdruk Polarität ein geschikter zur Bezeichnung sowohl des Phänomens der Entgegensezung innerhalb der formellen Reflexion, als auch in der Perception der objectiven Aufsenwelt. Mit Einem Worte: zur Schürzung, nicht zur Lösung des Knotens kann er dienen. Jeder constitutive Gebrauch aber davon ist ein offenbarer Mifsbrauch, und ein System der Medizin vollends darauf bauen heifst in der That die ganze Sache auf eine Frage stellen.

Kann diese unsere Widerlegung des Kieserschen Fundamentalsazes nicht mit Gründen aufgehoben, oder jener Saz selbst nicht besser und genügend begründet werden, so

müfste Kieser, seinem eigenen Ausspruche nach: „dafs mit der Widerlegung dieses Sa„zes auch das System zusammenfalle," der erste sein, zu bekennen, dafs es denn wirklich zusammengefallen sei. — Doch kann es mir, als einem Dilettanten in den höhern Regionen der Philosophie, der sich unter den streng theoretischen Disciplinen derselben blofs der Logik ernstlich befleifsigt, gar leicht begegnet sein, entweder nicht in die höhere Bedeutung jenes Fundamentalsazes, und dessen, was er vielleicht voraussezt, eingedrungen zu sein — was jedoch verständlich bewiesen werden müfste, — oder mich in der Widerlegung desselben so ungeschikt benommen zu haben, dafs Eingeweiheten und Geübten die Beseitigung derselben eine leichte Mühe wäre; dann bitte ich diese nicht zu sparen. In jedem Falle aber schlage ich nun den zweiten Weg ein.

II. Absehend selbst von der Richtigkeit des Fundamentalsazes, wohl aber von dem Verfasser die verheifsene Consequenz erwartend, behaupte ich: das System sei unhaltbar. Dies zu erweisen wird es hinreichend sein, irgend einige Lehren oder Säze des Systems als falsch darzuthun. Denn da sie, die Folgerichtigkeit vorausgesezt, alle aus dem Prinzipe herstammen müssen, so fielen sie alle auf dieses zurük und mit diesem

stürzte alles andere. Hiebei haben wir freie Wahl unter vielem; wir aber wählen nur wenige und keine solche Punkte, in deren Auffassung und Würdigung sich die Differenz unserer Meinung als zu grofs schon sonst deutlich erwiesen hat. Deshalb z. E. schweigen wir von der Stellung und Bedeutung, welche Kieser dem thierischen Magnetismus und den Exanthemen in seinem System gegeben hat und werden überhaupt blofs von folgenden zweien:

1) Wo Kieser darauf kommt „die bisher „noch nirgends versuchte physiologische Ein„theilung der sensitiven Krankheiten wissen„schaftlich zu begründen," zerfallen sie ihm in 3 Klassen, in Krankheit des ganzen Nervensystems (wovon der bestimmte Klassennamen fehle), des Gangliensystems (Nervenkrankheiten, *morbi nervorum*) und in Krankheiten des Gehirns (Geisteskrankheiten, *morbi mentis*). Jede dieser Klassen spaltet sich wiederum in Ordnungen, deren die erste 3, die zweite 4, die dritte 5 hat. Die erste und dritte hier auf sich beruhen lassend, werfen wir nur einen Blik auf die mittlere zweite. Diese Klasse hat, nach Kieser, vier Ordnungen, in deren ersten sich die Krankheiten des Gangliensystems sich durch überwiegende Thätigkeit der Bewegungsnerven charakterisiren sollen, sie seien also

Krankheiten des Muskelsystems und erscheinen durch abnorme Muskelbewegungen: — krampfigte Krankheiten, *morbi spasmodici proprie sic dicti.* (Hingegen schon könnten wir, praktisch redend, einwenden, dafs diese unternommene wissenschaftliche Begründung der reinen Faktizität Gewalt anthue, und dennoch nur ein Versuch des Nachconstruirens der trivialen Meinung sei, welche die Krampfkrankheiten auf das Muskelsystem beschränkt, während die unbefangene Beobachtung jedes nur irgend erfahrenen Arztes bezeugen mufs, dafs dieses keineswegs der einzige Boden dieser Affection sei, wodurch ja auch Clarus — dessen Theorie wir übrigens hiemit nicht beistimmen — bewogen worden ist, dem Krampf das weitest verbreitete organische System — das Zellengewebe — als Siz anzuweisen. Doch wir sehen selbst von dieser zu sehr in das hier ungeeignete Spezielle hineinführende Erinnerung ab. —) Die zweite Ordnung enthält die Krankheiten des Gangliensystems durch überwiegende Thätigkeit der Empfindungsnerven; ihre wesentlichen Symptome bestehen in schmerzhafte Empfindungen: — Die Algieen, *Algiae.* (Wie? gibts keine Algieen innerhalb des Cerebralsystems, keine idiopathische Cephalalgie, Otalgie, Prosopalgie u. s. w.? Wird sich hievon irgend ein besonnener und

erfahrener Arzt überreden lassen? soll etwa die Natur selbst weichen? Kieser jedoch rechnet — an einer andern Stelle — diese Krankheiten, ja sogar die Rheumatalgie alles Ernstes zu denen des Gangliensystems und stellt sie in gleiche Linie mit Cardialgia und Colica. Wir fühlen uns an dieser Stelle ganz aufser Stande, auf eine Widerlegung dieser höchst willkührlichen und gewaltsamen Annahmen einzugehen, glauben aber auch, dafs sie überall unnöthig wäre.) — Dritte Ordnung: erhöhete Krankheitsanlage der Empfindungs- und Bewegungsnerven des Gangliensystems. „Die wesentlichen Symptome bestehen in erhöheter Reizbarkeit dieser Organe:“ — Hypochondrie und Hysterie. In der That hiegegen zu streiten, wäre ein herkulisches Unternehmen; denn zuvörderst müfste man auf eine Widerlegung eingehen der Kieserschen Lehre von der Krankheitsanlage, welche wir, beiläufig bemerkt, für ein fein und ins Leere hinein gesponnenes Phantasma halten. Sodann — in eine Erörterung seines Begriffs vom Organ — worauf wir jedoch bei einer andern Gelegenheit werden Rüksicht nehmen müssen; — an dieser Stelle vollends traf uns der Ausdruk: „diese „Organe“ wie ein *deus ex machina*. Endlich müfste gezeigt werden, wie die grofsen Krankheitsgruppen: Hypochondrie und Hysterie kei-

nesweges in den winzigen und halbbrownischen Begriff von erhöheter Reizbarkeit aufgehen. Dies jedoch wäre der Arbeit für diesen Ort viel zu viel, und wir begeben uns also auch des Streits hierüber.) — Vierte Ordnung: Partielles Absterben einzelner Nerven des Gangliensystems. Die wesentlichen Symptome sind Aufhören der sensitiven Functionen einzelner Empfindungs- und Bewegungsorgane: — Lähmung, *Paralisis.* Wie aber ist's mit der Lähmung des Gesichtsnerven? Gehörnerven? einzelner Gehirntheile? des ganzen Gehirns? Doch auch dies lassen wir auf sich beruhen; enthalten uns ferner der Einwendung, dafs bei dieser ganzen Eintheilung und Bestimmung selbst die bewährteste ärztliche Erfahrung nicht zu Rathe gezogen worden ist; schweigen endlich auch von der Befürchtung, dafs dem lezten ärztlichen Zwek, dem Heilen der Krankheiten, dadurch wenig Vorschub gethan sein möchte. Aber eine physiologische Eintheilung ist uns verheifsen worden, und diese eben nicht blofs nicht gefunden, sondern auch die allerunphisiologischste, die jemals hierüber aufgestellt sein mag, wirklich gefunden zu haben: — dies können wir nicht unbemerkt lassen. Wir fragten nemlich wegen der Function und physiologischen Bedeutung des Gangliensystems bei Kieser selbst an,

und da haben wir denn folgende Summa gewonnen: „das Gangliensystem ist das Niedere, Negative; es gibt seine Nerven an die „Ernährungs- Erzeugungs- und niedere Bewegungsorgane, und dient vorzugsweise „der Ernährung, dem Gemeingefühl und der „willkührlichen Bewegung vermittelst der Muskeln, daher es auch, in „diese sich verlierend, in denselben „seinen Lebensprozefs und Krankheitsprozefs darstellt.“ Dahingestellt bleibe es nun, wie sehr oder wie wenig diese Lehre vom Gangliensystem consequent aus dem Fundamentalsaz gefolgert sein mag; wahr nur ist sie gewifs nicht, und kann es nicht nicht sein; denn das Gangliensystem hat nichts mit der Muskelbewegung zu thun, weder mit der willkührlichen noch mit der unwillkührlichen; es verliert sich nicht in die Muskeln, kann also auch nicht weder seinen Lebens- noch seinen Krankheitsprozefs in ihnen darstellen. Ja, was soll man dazu sagen, wenn Kieser lehrt: „wie das Blutsy„stem polarisch in Arterien und Venen zer„fiel, so trennt sich das sensitive System in „Gangliensystem und Gehirn, deren Indiffe„renz das sympathische Nervensystem „darstellt.“ Kieser meint also ganz ernstlich, es gäbe aufser dem Gangliensystem noch ein besonderes sympathisches Nervensystem,

und gebietet jenem zu den Muskeln zu gehen und die willkührliche Muskelbewegung zu bestimmen? — Wir würden es nicht haben über uns gewinnen können, diese harten Verstöfse gegen die Elemente der Neurologie an einem sonst so ausgezeichneten und verdienstvollen Gelehrten zu rügen, wenn sie nicht in einem Systeme vorkämen, das sich einer wissenschaftlich - unerschütterlichen Grundlage rühmt und mit furchtbarer Consequenz einherzugehen behauptet; wenn nicht auf ihnen eine der wichtigsten Krankheitsfamilien, die Nervenkrankheiten, in diesem Systeme beruhete; wenn nicht dieselbe Grundlosigkeit das von demselben Verfasser mit so grofser Zuversicht aufgeführte „System des Tellurismus“ tragen sollte; wenn nicht endlich selbst dieser ungemeine Irrthum gäng und gäbe zu werden anfinge, und unsere vielschreibenden Ausschreiber sich ihn nicht schon vielfältig *pede suis* aus diesem System als zweifellose Thatsache und brauchbares Theorem hergeholt hätten. Die gute Richtigkeit dieser Rüge wird ohne Zweifel Kieser, wie jeder andere, zugeben; sollte sie ihn nicht aber auch bestimmen, entweder den Fundamentalsaz, aus welchem doch wohl auch dieser Irrthum consequenz hergeleitet ist, oder den Ruhm der Consequenz und die hohen Ansprüche auf eine wissenschaftliche Begründung der Medizin,

aufzugeben? Dies abwartend und das Beste von ihm erwartend, fahren wir einstweilen fort, noch mehr Materialien zur Erwekung eines bestimmten und deutlichen Bewufstseins herbeizutragen, und so die Entscheidung zu erleichtern.

2. Kieser gibt ein „Schema der Krank-„heitsprozesse, nach dem einzig richti-„gen Eintheilungsprinzip“ geordnet. Die erste Abtheilung bilden „die allgemeinen Krankheiten,“ welche in zwei Klassen zerfallen: Epidemien und Exantheme. Ueber die Exantheme hier zu schweigen haben wir freiwillig und aus gewifs zu billigenden Gründen uns selbst aufgegeben. Ueber die Epidemien hingegen müssen wir einiges bemerken. — Eine mit wissenschaftlichem Geiste und kritisch bearbeitete Geschichte der Epidemien würde ohne Zweifel zu den dankenswerthen Gaben gehören, die unserer Literatur gemacht werden können; dankenswerth theils wegen der Fülle der Belehrungen, welche ein solches, nur mit tiefer, umfassender Gelehrsamkeit, besonnenem Forschungstalente und reicher prüfender Erfahrung zu producirendes Werk, nothwendig mit sich bringen würde; theils aber auch deshalb, weil uns ein solches Unternehmen von so ungemeiner Schwierigkeit und Gröfse dünkt, dafs es kaum gefordert werden kann. An

eine solche Leistung indessen denkt auch an dieser Stelle Kieser gar nicht, aber an eine viel gröfsere: er will Epidemien als eine Krankheitsklasse, wie Entzündungen, sensitive Krankheiten u. s. w. aufstellen. Ueberraschend freilich, alles bisherige Sinnen und Denken über diesen Gegenstand wie im Nu aufhebend, aber allerdings auch betäubend wirkt schon die Ankündigung eines solchen Unternehmens: Epidemien, frägt man sich, die Ergebnisse der verdektesten, verwikeltesten, zusammengeseztesten Bedingungen; Epidemien, durch Zeit, Wesen, Bedeutung, Folgen und Erscheinungen meist völlig auseinanderweichend, und nur durch das Zufälligste (des Grundes eben am meisten bedürftige): die gröfsere oder geringere äufsere Verbreitung, zusammenhängend; Epidemien ferner, die aus guten und bösen Gründen bisher die allermangelhafteste wissenschaftliche, ja auch nur geschichtliche Bearbeitung gefunden haben: — diese sollen nun eine Krankheitsklasse werden, und eben Eine? Probleme, die bisher nicht einmal begriffsmäfsig haben ausgesprochen werden können, wären nun nicht blofs scharf gestellt, sondern auch gelöst, und so gelöst, dafs sie alle in Eine umfassende, durchgreifende und alles scheinbar noch so sehr auseinanderfallende besondere verbindende und in ein klares Verständnifs auflösende Wahrheit zusammenge-

drängt werden könnten? Und alles dies sollte möglich gemacht werden können durch die consequente Folgerung aus einem abstracten, und überdies noch so precären Fundamentalsaz? Was sind denn Epidemien? auf welchen Verhältnissen, innern und äufsern, beruhen sie? welches ist ihr Gesez? Man vernehme, was Kieser hierauf grundsäzlich antwortet: „Alle epidemische Verhältnisse sind an be„stimmte Oscillationen zwischen der Erde und „den Weltkörpern, vorzüglich zwischen der „Erde und der Sonne gebunden; sie sind nur „der Reflex dieser universellen Spannung in „den menschlichen Individuen" (dann dürfte aber kein Mensch dem epidemischen Einflufs entgehen können, was nicht nur aller Beobachtung, sondern auch aller bessern Einsicht zuwiderlaufend ist), „und das Gesez dieser „Spannung, welches *nur* ein Zeitgesez sein „kann, ist auch das Gesez der epidemischen „Veränderungen." Sollen wir nicht sprechen wie Hamlet:

„There are more things in heaven and earth, Horatio,"
„Than are dreamt of in your philosophy — —?"

Doch wir bekennen, lieber hier an die Grenze unseres Verstehens gekommen zu sein; nicht sowohl dessen, *was* Kieser sagt, sondern dafs Er es sagt. — Es ist eine betrübende und demüthigende Erfahrung, dafs es auch den berufensten und treuesten Wahrheitsforschern

be-

begegnen kann, auf dem Wege zur lautern Wahrheit in den Irrthum abzuirren. Ganz ohne persönliches Verschulden wird freilich so etwas nicht geschehen, aber es kann sich ereignen durch ein augenblikliches Ermatten im Bewufstsein, durch ein überraschendes Einbrechen der Finsterniſs bei ungebrochenem redlichem Willen. Der Irrthum selbst ist deshalb um nichts geringer, der Irrende selbst aber hätte nur von Pharisäern ein strenges Gericht zu erwarten und zu fürchten, eben weil er sich selbst seiner Schuld am besten bewufst werden und sich selbst richten würde. Können wir nun wohl Kieser in einem solchen Fall glauben? Läfst es sich von einem geistreichen, scharfsinnigen und sonst bewährten Forscher annehmen, dafs er die verwikeltesten Probleme mit den schalsten, nichtigsten Allgemeinheiten, ja, mit völlig bedeutungslosen Redeweisen gelöst zu haben auch nur selbst glaube? Kann es ihm entgehen, dafs er von dem, was er zu wissen vorgibt, eben so wenig etwas der ernsten Rede Werthes weifs, als irgend ein anderer? Was weifs er denn nun von den Oscillationen, in welchen die Erde sich mit den andern Weltkörpern, besonders mit der Sonne befindet? was weifs er namentlich von den bestimmten Wirkungen dieser Oscillationen auf das einzelne, freie, menschliche Individuum? Vermöchte er dar-

aus nur irgend eine, auch die kleinste Vorarbeit für die wissenschaftliche Begründung der Epidemien, etwa eine Theorie der Winde, oder vielleicht gar eine der Infection herzuleiten? Könnte er uns vielleicht eine Erklärung geben, warum die Pest, dieselbe Pest, in Konstantinopel, Smyrna u. a. Orten durch die heifse Jahreszeit zur gröfsten Heftigkeit angefacht, in Cairo hingegen gedämpft und gehoben wird? — Doch mit dieser lezten Frage dürfte uns Kieser vielleicht abweisen; die Pest, könnte er sagen, ist eine contagiöse Krankheit, er aber rede an dem in Rede stehenden Ort von epidemischer Krankheit. Wohlan denn! so nehmen wir die Frage zurük; er aber erlaube uns ein πάρεργον, durch welches wir uns gleichwohl in der Nähe unseres Gegenstandes halten. Wir fragen nemlich: wie hält er denn contagiöse und epidemische Krankheit, dem Begriffe nach, auseinander? „Jede Krankheit — so lehrt er — die eine gewisse Höhe der Sentensität erlangt, wird dadurch „contagiös;“ auf diese Höhe aber kann, nach ihm, ohne Ausnahme, jede Krankheit kommen, und so können auch alle, ohne Ausnahme contagiös werden. Somit ist denn die Contagiosität überall kein spezifischer, sondern immer nur ein quantitativer Charakter. Epidemien aber sezen, nach ihm, allezeit diese Intensität voraus und sind ihm

deshalb auch allezeit zugleich contagiös. Mag immerhin auch dies durch „furchtbare Consequenz“ aus einem despotischen Fundamentalsaz gefolgert werden können: — gab es denn vor Kieser und ohne jenen Fundamentalsaz gar keinen Arzt? und keinen Menschen mit fünf gesunden Sinnen? Wie in aller Welt mag es denn zugehen, dafs wenn man, mit Kieser, annehmen wollte: der einzige Unterschied zwischen contagiöser und epidemischer Krankheit bestehe darin, dafs diese von kosmischen Verhältnissen abhängt, jene aber nicht (was doch auch, beiläufig bemerkt, ein innerer Widerspruch ist, indem ja, der Behauptung nach, jede epidemische Krankheit zugleich contagiös ist, was freilich factisch unwahr ist) — wie, fragen wir, mag es zugehen, dafs die Pest, ohne Zweifel die intensivste, contagiöseste, aber eben so gewifs nicht epidemische Krankheit, in Cairo ihr Contagium, und somit ihre Existenz, durch den Eintritt der heifsen Jahreszeit — also eines rein kosmischen Verhältnisses — verliert, und eben so in Konstantinopel, Smyrna u. a. Orten, obwohl da durch ein entgegengeseztes kosmisches Verhältnifs, durch die Kälte? Ist dies nicht ein völlig überwindender Beweis, dafs die Pest, obwohl durchaus keine epidemische Krankheit (die Quarantaine, wenn auch nur in einer einzelnen

Wohnung einer von der Pest heimgesuchten Stadt, genau gehalten, schüzt unfehlbar gegen Anstekung, wie dies die vorsichtigern Europäer in Cairo während der heftigsten Pestgrassationen tausendfach erfahren haben) dennoch an kosmische Verhältnisse wesentlich gebunden sei? Was kann uns dagegen alles Reden von Oscillationen und Spannungen helfen? kann die reine Thatsache wegoscillirt werden? trozt sie nicht vielmehr aller imaginären Spannung? Müssen nicht demnach die Kieserschen Begriffe von Epidemie und contagiöser Krankheit als entschieden irrthümlich zurükgewiesen werden? Und was soll man nun von Epidemien als Eine Krankheitsklasse halten? — Nur noch eine Bemerkung fügen wir hinzu, und brechen dann gern von diesem Gegenstande ab.

Nicht ohne das Gefühl tiefer Wehmuth kann man einen ernsten Mann bei einer ernsthaften Sache in Leichtfertigkeit gerathen sehen. Leider! bewahrt sich auch hiegegen Kieser nicht. Unter vielen Beispielen wählen wir nur zwei auf den eben besprochenen Gegenstand sich beziehende.

a. Der höchst precäre Grundsaz einiger neuer, in allgemeinen und imponirenden Aussprüchen sich wohlgefallender Schriftsteller von einem Fortschreiten sowohl der physischen als der geistigen Cultur von Osten nach

Westen, ist ihm noch nicht bedenklich genug, um sich dessen bei einer unternommenen festen und wissenschaftlichen Begründung der Medizin zu enthalten. Als Gesez vielmehr stellt er für die Epidemien „ein Wan„dern derselben von Osten nach Westen“ auf. Und so entschieden scheinen ihm beide, jener Saz und dieses Gesez, dafs er sie als gegenseitig sich ungesucht unterstüzend charakterisirt; „unwillkürlich“ — sagt er — „erinnert „dieses (das Wandern der Epidemien von „Osten nach Westen) an die allgemeine Ten„denz des Lebens von Osten nach Westen und „an die Völker- und Culturwanderung in die„ser Richtung; und die Epidemien erscheinen „hier in der höheren physiologischen Bedeu„tung deutlich als selbstständige Organismen, „welche die allgemeine Tendenz des Erdle„bens theilend, sich von Osten nach Westen „ausbilden.“ Was nun jenen Saz selbst angeht, so lassen wir denselben, da uns kein Urtheil darüber zusteht, auf sich selbst beruhen; wer aber davon einen Gebrauch, und überdies noch einen constitutiven machen will, von dem fordern wir billig, dafs er wenigstens zuvor zwei der gelehrtesten und umsichtigsten Forscher in diesem Gebiete, Link und Rhode, widerlege, von denen jener den Ursiz der Menschen in Afrika behauptet, und dieser den Ursiz der gebildeten Sprachen

und der höhern Cultur überhaupt an den südlichen Höhen des mittlern Asiens findet. — Was aber das beliebte Wanderungsgesez der Epidemien selbst betrifft, so dürfen wir uns erbieten, welche in jeder zu fordernden graden Richtung, ja, auch welche im Kreise historisch nachzuweisen, und da wir so etwas nicht von allem Beweis entblöfst aussprechen mögen, gleichwohl aber hier zu ausführlichen literärischen Nachweisungen nicht Raum gegeben ist, so verweisen wir jezt blos auf die „praktische Abhandlungen aus „den Schriften der Königl. med. Societät zu „Paris von H. W. Lindemann, Berlin 1796, „Th. I. S. 40. u. ff.“ — Das Verfahren Kiesers aber in dieser Sache glauben wir, durch das Verdienst unserer die Begriffe fein nüancirenden Sprache nicht besser und doch schonender bezeichnen zu können, als wenn wir es leichtfertig nennen.

b. Die jezt in den europäischen Heeren mehr oder minder herrschende ägyptische Augenentzündung nennt Kieser „eine vom Men„schengeschlechte geforderte.“ Seine Worte lauten im Zusammenhange so: „es war schon „an sich zu erwarten, dafs wie im sechzehn„ten Jahrhunderte die grofse Zeit neue Krank„heiten erzeugte, auch die gegenwärtige nicht „minder bedeutende Zeit sich in der Krank„heitsmetamorphose reflectiren und neue Krank-

„heiten hervorbringen werde. Als solche, nem-
„lich als mit der grofsen Bedeutung der ge-
„genwärtigen Zeit nothwendig entstandene,
„dem neunzehnten Jahrhundert zugetheilte
„neue *epidemische* Krankheit, sehen wir die
„ägyptische Augenentzündung an, welche, ob-
„gleich endemisch entstanden, *nachdem sie*
„*vom Menschengeschlecht gefordert*, und aus
„Egypten herübergeführt worden, sich der
„Zahl unserer *Volkskrankheiten* anreiht.“ —
Wahrlich diese Argumentation ist einer Ele-
phantenjagd mit Schmetterlingsnezen nicht
unähnlich. Soviel Säze, soviel Willkührlich-
keiten und soviel Irrthümer; zählen wir sie:

α. die syphilitische Krankheit soll eine
Frucht der grofsen Zeit des sechzehnten Jahr-
hunderts sein (als grofse Seuche ist sie indes-
sen ja schon 1494 — 95 im französischen
Heer vor Neapel und, minder verheerend um
sich greifend, schon früher, wenigstens 1492,
in Spanien, Frankreich und Italien beobach-
tet worden?) und zwar nicht die einzige, denn,
nach einer andern Stelle in Kieser, gehören
noch dazu: der Scorbut, der Weichsel-
zopf und das englische Schweifsfieber.
(Vom Scorbut ist freilich in der Mitte des
16ten Jahrhunderts eine sehr verbreitete Seu-
che beobachtet worden — nach Freind; —
vorhanden aber, ja gekannt war er schon viel
früher, wenn auch unter anderm Namen;

Hippokrates selbst schon scheint ihn gesehen zu haben, man sehe *de internis affectionibus cap.* 38. *ibid cap.* 48. und *Praedict. Lib. II. cap.* 17.; Plinius — *hist. natur. Lib. XXV. cap.* 3. — beschreibt ihn deutlich als eine Krankheit von der die römischen Soldaten diesseit des Rheins ergriffen worden wären, und welche die Aerzte *Stomacace* und *σκελοτύρβη* nennen. — Der Weichselzopf ist durch den dritten Einfall der Tartaren in Polen unter der Regierung Leski des Schwarzen daselbst verbreitet worden, und seit dem Jahre 1285 oder 1287 endemisch geblieben; nur nach Deutschland ist er erst im 16ten Jahrhundert, durch den stärkern Verkehr, welchen um diese Zeit Polen mit Deutschland geführt, gebracht worden; wiewohl es auch nicht an historischen Spuren fehlt, dafs dieselbe Krankheit, unter andern Namen, früher im Elsafs, Breisgau und in der Schweiz geherrscht hat, als selbst in Polen. Wie dem aber auch sein mag, gewifs ist diese Krankheit nicht erst im 16ten Jahrhundert entstanden. — Das englische Schweifsfieber endlich ist am Ende des 15ten Jahrhunderts in England und einem grofsen Theil von Europa herrschend gewesen, kann also — schon deshalb in keiner Weise als die Frucht der grofsen Zeit des sechszehnten Jahrhunderts angesehen werden.)

β. Die gegenwärtige Zeit liefs, ihrer grofsen Bedeutung wegen, schon die Entstehung einer neuen Krankheit erwarten und als solche sei die ägyptische Augenentzündung zu erkennen, und zwar eben als der Zeit nothwendig zukommend.

γ. Diese Krankheit ist vom Menschengeschlecht gefordert, nicht etwa als Plage, sondern seines innern, fortschreitenden Entwiklungsgesezes wegen.

δ. Diese Krankheit ist eine epidemische und

ε. ihre Verbreitung nach Osten hin thut dem Prinzipe, dafs epidemische Krankheiten ihre Richtung nach Westen hin haben müssen, keinen Abbruch, weil eben jezt diese Krankheit vom Menschengeschlechte gefordert worden ist.

Ist es wohl möglich, in ernsten Dingen die Leichtigkeit weiter zu treiben? ist von allen diesen Säzen auch nur einer halbwahr? Dafs überall die syphilitische Krankheit eine neue sei, ist wenig wahrscheinlich, wenigstens zweifelhaft; gewifs aber ist sie nicht im sechszehnten Jahrhundert entstanden, und, selbst abgesehen hievon, gewifs hängt sie ursächlich nicht zusammen mit dem, was diesem Jahrhundert seine hohe Bedeutung gibt, mit dem allseitigen geistigen Erwachen in demselben. — Das neunzehnte Jahrhundert

hatte nicht den mindesten *a priori*schen Anspruch an eine neue Krankheit, und ist auch *a posteriori* davon verschont geblieben. Die aegyptische Augenentzündung ist eine uralte Krankheit, deren Contagium durch die bekannten Zeitereignisse nach Europa gekommen ist, und später, in ein Connubium mit mit der Kriegespest tretend, sich eigenthümlich modificirt hat. Weshalb denn auch gegründete Hoffnung ist, dafs diese Krankheit, bei daurendem Frieden und bei fortgesezter Bemühung die Verbreitung des Contagiums zu sperren, in Europa völlig erlöschen werde, wie sie denn auch schon jezt in guter Abnahme ist. Gefordert vom Menschengeschlechte ist diese Krankheit gewifs nicht; es besizt schon einen drükenden Ueberflufs an Uebeln und seufzt nach Erlösung. In dem Saze: *crescente vita, crescit et sanitas et morbus* liegt ein nur logarythmisch auszudrükender Bruch von Wahrheit. Ferner: die aegyptische Augenentzündung ist ohne Zweifel keine epidemische Krankheit, sondern nur eine im hohen Grade contagiöse. Nur ihr lediglich temporäres Connubium mit dem Kriegestyphus könnte ihr, für eine kurze Frist, das täuschende Ansehen des Epidemischen geben. Und endlich: ihr Zug nach Osten bleibt unleugbare Thatsache, aber auch, besonnene betrachtet, eine die allgemeine Krankheitslehre

weder erschütternde, noch besonders belehrende Thatsache.

Genügend glauben wir durch das Vorhergegangene für jeden Unbefangenen erwiesen zu haben, dafs die von Kieser unternommene wissenschaftliche Begründung der Epidemien als Krankheitsklasse völlig mifslungen sei; und mifslungen zwar, weil Epidemien niemals, am wenigsten aber in einem wissenschaftlich geordneten nosologischen System eine Krankheitsklasse bilden können; mifslungen aber auch, weil die Kiesersche Begründung auf den losesten Begriffen, ja auf völliger Vernachläfsigung der Begriffe über Epidemie und contagiöse Krankheit beruht. Hat sich etwa bei Gelegenheit dieses Beweises noch manches andere gegen Kieser ergeben, so möge auch dies nicht nuzlos erachtet werden. Und somit wäre denn unser Vorhaben: an verfehlten einzelnen Theilen des Systems die Unhaltbarkeit des Ganzen darzuthun, gelöst; denn als irrthümlich haben wir nun die theoretische Grundlage dieses Systems für zwei seiner Krankheitsklassen, die Nervenkrankheiten und die Epidemien, erwiesen. Kann uns Kieser nicht wesentlicher und vielfältiger Misverständnisse überführen (denn blofses Behaupten könnte nichts helfen, Gründen hingegen wollen wir freudig entgegeneilen), so wäre das Bedenkliche seines

Prinzips wie dessen Prinzipiaten aufser Zweifel gesezt.

Indem wir zum dritten Theil unseres kritischen Versuchs, zur Nachweisung der innern Widersprüche des Systems übergehen, wird es unbesorglich, hiemit vielleicht etwas Ueberflüssiges zu thun, indem ja schon im Vorigen solche Widersprüche, wenigstens *implicite*, kenntlich gemacht worden sind. Die entschiedene Wichtigkeit jedoch der Sache, die Eminenz des Mannes, den es betrifft, und die Lauheit sowohl als die Ueberschwenglichkeit, welche die Kritik bisher in Beziehung auf beide verrathen hat, mufs unsere Vorsicht, blofse Beiläufigkeit zu vermeiden, hinreichend rechtfertigen. — Uebrigens veranlafst uns nun zu Einwendungen eben derjenige Theil des Kieserschen Systems, den wir, freilich nur nach subjectiver Ueberzeugung, als den trefflichsten und lehrreichsten des Ganzen anzuerkennen uns gedrungen fühlen.

III. Das erste Kapitel des zweiten Abschnittes des zweiten Theils vom zweiten Bande des Kieserschen Systems, handelt von der allgemeinen Heilmittellehre (*Jamatologia generalis*). Mit genügender Strenge prüft und verwirft er da alle bisher versuchten Wege zur wissenschaftlichen Gestaltung der Arzneimittellehre; kein einziger wird ohne wesent-

lichen Fehler erfunden. Und hier steht ihm das gute Recht der Wahrheit zur Seite. Wir bekennen dies unter dem Schmerz unsanfter Wundenberührung; denn mit allen diesen sehr gefühlten Schwierigkeiten müssen auch wir bei unsern academischen Vorträgen über die Heilmittellehre ringen, und müssen uns, obgleich wir bemühet sind uns Bahn zu machen, das Zeugnifs versagen, weder den wohlbegründeten Ansprüchen der Wissenschaft, noch unserm eigenen Streben bisher genügt zu haben. Uns jedoch beruhigt das Bewufstsein redlicher Anstrengung und die sorgfältige Vermeidung alles dessen, was dieses Collegium so leicht und so häufig zu dem ertödtendsten und überall verderblichsten unter allen den zum Studium der Medizin gehörigen macht. Und eben dies bestimmt uns auch in solchen Vorlesungen sowohl den Zustand der Doctrin (denn eine Disciplin verdient sie noch nicht genannt zu werden), als auch unser Verhältnifs zu ihr offen und ermahnend vorzulegen. — Ganz anders verhält es sich hierin mit Kieser; er hat unter allen diesen Bedrängnissen, ja über sie hinaus der Hülfen sehr viele. Zuvorderst wird die Stöchiometrie in Anspruch genommen; sie erkennt er als „die Physiologie „der Chemie“ und „ihr Gesez als die Seele der chemischen Körper.“ Ist dies ihr Gesez gefunden, so, meint Kieser, „ist

„auch ihre Wirkung auf andere le-
„bende Körper, auf die wirkende Kraft
„der sie bildenden Elemente zurükge-
„führt und — erklärt.“ *Wie* Kieser der wissenschaftlich allerdings sehr armen Heilmittellehre durch die stöchiometrische Chemie aufzuhelfen gedenkt, davon wollen wir später einiges bemerken; zuvor aber müssen wir die Gründe und die Zuläfsigkeit eines solchen Unternehmens überhaupt betrachten. Wir wagen uns hiebei freilich in ein für uns sehr dorniges Gebiet hinein, da wir uns zur stöchiometrischen Chemie fast nur laienhaft verhalten und, bei unsern anderweitigen dringendern ärztlichen Arbeiten und bei der geringen Versatilität unseres Geistes, kaum die Hoffnung haben, ihr je viel vertrauter werden zu können. Kiesers bei weitem glüklicheres Ingenium macht es ihm leicht, auch das Neueste behende zu ergreifen, und sich darin gewandt wie auf heimischem Boden zu bewegen. Indessen gedenken wir doch hier hindurch zu kommen, und wenigstens nicht über ein klares und bestimmtes Wissen hinauszugehen.

In jedem Fall ist Kiesers Lob der Stöchiometrie viel zu enthusiastisch, also die Wahrheit verlassend. Denn gesezt sie leistete der Chemie, was die angewandte Mathematik der Physik — eine Behauptung, die wohl der-

malen kein Besonnener wagen wird, so dürfte man sie dennoch nicht die Seele der chemischen Körper nennen, wie es ja wohl auch niemand beikommt, die Astronomie die Seele der Himmelskörper zu nennen. Dieser Umstand ist nicht unwichtig, denn was die schon oft versuchte und so wünschenswerth scheinende innigere Verbindung der Chemie mit der Medizin verhindert hat, ist eben, dafs diese Leben und Seele fordert, jene aber nur Entseeltes anzubieten hat; es ist demnach nur verwirrend in falscher Begeisterung mit einem ungegründeten εὕρηκα! εὕρηκα! aufzutreten. — Was nun aber die Stöchiometrie selbst betrifft, so ist zu bedenken, dafs ihre vorzüglichere positive Anwendung nur eine secundäre sein kann, indem sie uns, ohne vorhergegangene gewöhnliche chemische Analyse, nicht lehren kann, aus welchen Elementarstoffen und in welchem Verhältnisse irgend eine Materie zusammengesezt sei. Eine Bestätigung also nur oder Widerlegung dieser Analyse gibt, unter gewissen Voraussezungen, die Stöchiometrie. Und wenn sie allerdings uns auch zur Annahme von Verbindungen führt, die auch durch keine Analyse dargethan worden sind, so geschieht dies doch nur schlufsweise, und dieser Schlufs ruht wiederum selbst auf andern bekannten Analysen; z. E. wir kennen Verbindungen von a mit

36, a mit 36, a mit 46 u. s. w. hieraus dürfen wir stöchiometrisch auf eine Verbindung von a mit 26 schliefsen, wenn uns diese auch darzustellen noch nicht gelungen sein sollte. Wir mögen den grofsen Gewinn, den auch hiedurch die wissenschaftliche Chemie hat, nicht verkennen; gleichwohl scheint uns ein sehr ausgedehnter constitutiver Gebrauch der Stöchiometrie dermalen noch immer bedenklich. Von Synthesen nach stöchiometrischen Gesezen kann wohl auch jezt noch nicht sehr die Rede sein; denn wenn allerdings auch einige gelungen sind, so sind's andere doch wiederum nicht. Wenn z. E. noch Prout die Blasensteinsäure sein soll $\overset{5}{C}. \overset{2}{N}. \overset{2}{H}. \overset{3}{O}.$ d. h. eine Verbindung aus 5 Antheilen Carbon. 2 Anth. Nitrogen, 2 Anth. Hydrogen und 3 Antheilen Oxygen, so ist's doch noch niemanden gelungen aus diesen Bestandtheilen Blasensteinsäure zusammenzusezen. Eben so auch ist dem Grundsaz, dafs in den vegetabilischen Säuren der Sauerstoff, in den Harzen, Oelen, überhaupt in den leicht verbrennlichen Stoffen der Kohlenstoff mehr als in andern Vegetabilien vorherrschen soll, durch die Erfahrung widersprochen. Und dies eben führt uns auf einen andern vorzüglich wichtigen Punkt gegen die Anwendung der Stöchiometrie auf die Heilmittellehre. Die Stöchiometrie nemlich scheint überall die Grenze ihrer zuverläfsigen

läfsigen Anwendung bei den Stoffen aus dem organischen Reich zu finden. Denn wenn auch der treffliche Döbereiner (welchem *allein* Kieser gefolgt ist) diese Grenze allerdings zu überschreiten gesucht, so treten doch auch sofort die entschiedensten Auctoritäten, z. E. Berzelius, gegen ihn auf, und der gediegene und geistreiche Döbereiner selbst scheint sich nun auch von diesem seinen frühern Vorhaben wenigstens etwas zurükzuziehen, wie dies aus seinen neuesten stöchiometrischen Tafeln (1823) erhellet, in welchen von organischen Stoffen nur die Ameisen- und Opalsäure aufgeführt sind. Man erwäge aber mit uns noch folgendes. Die rohen vegetabilischen und animalischen Arzneikörper blofs nach ihrem überwiegenden Grundstoffe zu ordnen, kann dermalen keinem Arzt mehr einfallen, denn da würden nur zwei, um ihrer Ueberfüllung selbst wegen dürftige, Klassen gebildet werden, kohlen- und stikstoffhaltige. Aber wie wenn alle Arzneikörper in ihre Elementarbestandtheile zerlegt, und die stöchiometrischen Verhältnisse in allen ausgemittelt wären, würde dann nicht ein theoretisch richtiges und praktisch brauchbares Prinzip für die Heilmittellehre gefunden sein? Auf das Bestimmteste verneinend glauben wir diese Frage beantworten zu müssen. Denn zuvörderst sind die geforderten Bedingungen nicht

zu erfüllen, besonders ist das stöchiometrische Verhältnifs in den vegetabilischen und animalischen Substanzen, wie schon bemerkt, nicht verläfslich zu finden, und überall würde jeder Versuch, die Anordnungsweise der Arzneikörper nach ihren lezten Bestandtheilen geltend zu machen, die erfahrungsmäfsig verwandtesten Stoffe auseinander- und die verschiedensten zu einander führen und die Verwirrung bis zur Abentheuerlichkeit steigern *). — Fer-

*) Die Wichtigkeit der hier besprochenen Sache und die Befürchtung etwas Wesentliches in ihrer Beurtheilung zu übersehen und zu verkennen, machten es mir zur Pflicht, die Stimme eines einsichtsvollen und unbefangenen Chemikers darüber zu vernehmen; ich wendete mich deshalb mit einigen Fragen darüber an meinen verehrten Freund Dr. Dulk, dessen Antwort sammt ihren entscheidenden Resultaten ich hier, nach eingezogener Erlaubnifs, wörtlich mittheile.

„Als Antwort auf die mir vorgelegten Fragen über„sende ich Ihnen eine Tabelle einiger von bewährten „Chemikern ausgeführten Analysen organischer Stoffe. „Mit Absicht habe ich aus dem Vorrathe solche Analy„sen ausgewählt, welche in dieser Zusammenstellung „am meisten zum Zweke geeignet schienen, und zwar „jede Reihe von denselben Verfassern, weil hier anzu„nehmen ist, dafs durch die nemliche bei diesen Stof„fen angewandte Methode der Zerlegung die gröfstmög„lichste Uebereinstimmung in den Resultaten erhalten „werden mufste.

„Betrachten wir diese Resultate, so ergibt sich in der „ersten Reihe eine ziemliche Uebereinstimmung, mit „Ausschlufs des Kaffnins, welches den Stikstoff nicht al„lein in gröfserer Menge, als die andern bekannten „Pflanzenalkaloiden, sondern auch selbst in gröfserer, „als die meisten thierischen Materien, enthält. Ferner

ner: schon die Zerlegung der Arzneikörper in ihre nächsten Bestandtheile hat für die Arzneimittellehre nur einen sehr bedingten und

„finden wir, dafs in dem quantitativen Verhältnisse der „lezten Bestandtheile das Brucia mit dem Chinin, und „das Strychnin mit dem Cinchonin mehr übereinstim„men, als das Brucia mit dem Strychnin, und das Chi„nin mit dem Cinchonin; es müfste also auch die Prae„sumtion entstehen, dafs eine gröfsere Aehnlichkeit hin„sichts der Einwirkung auf den Organismus zwischen „dem Brucia und Chinin, und zwischen dem Strych„nin und dem Cinchonin, als zwischen dem Brucia und „Strychnin, und zwischen dem Chinin und Cinchonin „sich zeigen werde; welche Präsumtion wohl schwer„lich als richtig sich bewähren möchte.“

„Bei den Säuren bemerkt man ein sehr auffallend ver„schiedenes Verhältnifs der Bestandtheile, so dafs z. B. „die Kleesäure beinahe die doppelte Menge des in der „Gallussäure enthaltenen Sauerstoffs erkennen läfst, wo„nach denn auch das Verhältnifs der übrigen Bestand„theile und besonders des Kohlenstoffs sich anders ge„staltet.“

„Die dritte Reihe zeigt bei einem ziemlich constan„ten Verhältnisse ihrer Bestandtheile (mit Ausschlufs „der Seide, die ihren animalischen Ursprung vermu„then läfst) einen gröfsern Gehalt an Sauerstoff, als die „Gallus- Essig- und Citronensäure, so dafs keineswe„ges, wie auch schon längst ausgesprochen ist, ein grö„fserer Sauerstoffgehalt die acide Eigenschaft der Mate„rie bedingt.“,

„Bei der Analyse der Oele ist es auffallend, dafs der „Camphor hinsichts des quantitativen Verhältnisses sei„ner Bestandtheile, bis auf den geringen Stikstoffgehalt, „die gröfste Uebereinstimmung mit dem Ricinusöl, und „demnächst mit dem Lavendelöl zeigt; ferner dafs das „Lavendelöl sich ganz zu den fetten Oelen hinneigt, „und sich von dem Terpentin- und dem Citronenöl „weit entfernt.“

durchaus keinen durchgreifend constitutiven Werth. Stellt man z. B. die neuen Analysen von Derosnes, Sertürner und Robiquet

„Diese Resultate müssen beinahe alle Hoffnungen be„nehmen, dafs es je gelingen werde, das quantitative „Verhältnifs der lezten Bestandtheile als Grundprinzip „bei Aufstellung eines Systems der Materia medica an„nehmen zu können, wenn wir gleich einräumen müs„sen, dafs ein solcher Erfolg die praktische Chemie zum „höchsten Glanze erheben würde u. s. w.“

Benennung d. zerlegten Substanz	Kohlenstoff	Stikstoff	Wasserstoff	Sauerstoff	Wer die Analyse geliefert hat.
100 Th. enthalten:					
Brucia	75, 04	7, 22	6, 52	11, 21	Dumas und Pelletier
Strychnin	78, 22	8, 92	6, 54	6, 38	Dieselben
Chinin	75, 62	8, 45	6, 66	10, 40	Dieselben
Cinchonin	76, 97	9, 02	6, 22	7, 79	Dieselben
Kaffnin	46, 51	21, 54	4, 81	27, 14	Dieselben
Gallussäure	56, 64	—	5, 00	38, 36	Berzelius
Essigsäure	46, 83	—	6, 35	46, 82	Derselbe
Citronensäure	54, 831	—	3, 800	41, 369	Derselbe
Weinsteinsäure	35, 980	—	3, 807	60, 213	Derselbe
Kleesäure	33, 222	—	0, 244	66, 534	Derselbe
Ameisensäure	32, 40	—	2, 84	64, 76	Derselbe
Gummi	43, 90	—	6, 86	49, 24	Berthollet
Milchzuker	42, 03	—	6, 76	51, 03	Derselbe
Candiszuker	41, 26	—	6, 97	51, 77	Derselbe
raffin. Zuker	39, 58	—	7, 34	53, 08	Derselbe
Seide	43, 08	10, 22	7, 38	39, 32	Derselbe
Mandelöl	77, 403	0, 288	11, 481	10, 828	Th. v. Saussure
Leinöl	76, 014	—	11, 351	12, 635	Derselbe
Ricinusöl	74, 178	—	11, 034	14, 788	Derselbe
Camphor	74, 038	0, 34	10, 67	14, 61	Derselbe
Lavendelöl	75, 5	0, 36	11, 07	13. 07	Derselbe
Terpentinöl	87, 6	0, 566	11, 648	—	Derselbe
Citronenöl	86, 899	0, 775	12, 326	—	Derselbe

vom Opium zusammen, so finden wir dasselbe in eilf nähere Bestandtheile zerlegt. Welches ist nun das Wirksame? Opium, seines Morphiums beraubt, soll eine wirkungslose Substanz sein (Orfila); das reine Morphium soll selbst in grofsen Gaben — zu zwölf Gran — nichts wirken (Orfila, Sömmering, Vogel) — wird das Morphium denn nicht im Magen durch den sauerstoffhaltigen Magensaft, ja schon im Munde durch den Speichel zum Salz gebildet? Seine Schwerauflöslichkeit kann, unter diesen Umständen, kein Einwand sein; und gleichwohl ist Meconsäure ein Gift? die wohlthätige Wirkung des Opiums hemmend, wohl gar aufhebend (Sertürner)? Und Narcotin wiederum eine so wirksame Substanz, dafs schon Ein Gran hinreichend ist, um einen Hund damit zu tödten (Magendie)? Wie stimmt alles dies zusammen? Die Wahrheit ist, dafs sowohl Morphium, als Meconsäure, als auch Narcotin eben so wenig das Opium in seiner Wirkung vertreten könne, als es das Sazmehl darin vermag, und jeder besonnene praktische Arzt wird, mit mir, auch jezt noch das Opium in der Gebundenheit aller seiner Bestandtheile als Arzneimittel nicht entbehren wollen, wiewohl niemand die Bereicherung verkennen darf, welche unser Vorrath an wirksamen Arzneien durch diese und ähnliche Zerlegungen, namentlich durch die Alkaloiden ge-

wonnen hat. — Wäre dies der Ort, in ausführlichere und speciellere Beweisführungen einzugehen, so könnten leicht die belegenden Beispiele für unsere Meinung vermehrt werden; hier indessen genügts schon an dem einen, um die Ergebnisse der Zerlegung der Arzneikörper in ihre nächsten Bestandtheile von einer entscheidenden, constitutiven Anwendung auf die Heilmittellehre auszuschliefsen. Mufs dies aber schon von dieser, der Erfahrung sich doch näher anschliefsenden Zerlegungsweise behauptet werden, wie vielmehr noch von jener in die lezten Bestandtheile. Man betrachte nur und vergleiche die in der angehängten Tabelle übersichtlich aufgestellten Resultate einiger solcher Analysen, und man wird nicht nur der Bemerkung meines geehrten Freundes willig beistimmen: „dafs sie beinahe alle Hoffnung be„nehmen, dafs es je gelingen werde, das quan„titative Verhältnifs der lezten Bestandtheile „als Grundprinzip bei Aufstellung eines Sy„stems der Materia medica annehmen zu kön„nen;“ sondern man wird auch einen solchen Versuch, als nothwendig zum Irrthum führend, nicht mehr machen wollen.

Doch selbst von diesem allen, wie ge gründet es auch ist, abgesehen: — ist es nicht ein wesentlicher, innerer Widerspruch, wenn ein System der Medizin, das sich eines völlig zureichenden, streng „philosophisch dedu-

„cirbaren und praktisch durch das Leben und „jeden, auch den unbedeutendsten Ort desselben bewiesenen“ qualitativen Fundamentalsazes rühmt, hart an der Grenze zwischen Theoretischem und Praktischem so sehr von sich selbst abirrt und aufser sich kommt, dafs es, einen Salto mortale machend, nach einem nakt quantitativen Prinzip greift? Oder ist das stöchiometrische irgend ein anderes? Ob Kieser selbst es für etwas mehr hält, möchte man gern bezweifeln, seine eigenen Worte jedoch geben hierüber keine Gewifsheit. Anfänglich freilich nennt er es nur „die Seele „der *chemischen* Körper,“ hinterher aber scheinen ihm alle Körper zu chemischen zu werden. Wie dem aber auch sein, und mit welchem Grade von Bewufstsein Kieser in diesen Widerspruch gerathen sein mag, der Widerspruch selbst ist dadurch um nichts geringer, ja, er ist in sich selbst noch durch einen zweiten complicirt. Denn kann man das stöchiometrische Gesez nicht zu einem qualitativen Prinzip erheben — wie dies allerdings nicht möglich ist, — so müfste man, um es gleichwohl als Prinzip für die Heilmittellehre annehmen zu können, auch den lebendigen menschlichen Organismus, ja auch die Krankheiten desselben und ihre Erscheinungen stöchiometrisch bestimmen können, da nur so eine Relation zwischen der Krankheit und dem

Mittel dagegen, dem Prinzipe gemäfs, nachgewiesen werden könnte. Sollte aber wohl mit einem solchen Gedanken jemand ernstlich umgehen? Etwas Aehnliches, wenn nicht gar ganz dasselbe, scheint sich wirklich in Kieser zu bewegen. Wir wollen die Stelle, in welcher sich dies verräth, im Zusammenhange hersezen, theils um dem freien Urtheil nicht vorzugreifen, theils aber auch um ein Beleg zu geben, wie in einem System der Medizin, das mit „furchtbarer Consequenz“ entwikelt zu werden verheifsen worden ist, die Logik behandelt wird. „Bei der Bestimmung der „spezifischen Wirkung der Arzneimittel auf „den menschlichen Körper ist zunächst der „wesentliche Unterschied zwischen Systeme „und Organe wohl zu bemerken, und das hier„aus entstehende specifische Verhältnifs zu „verschiedenen Bildungsreihen der Natur; in„dem sich hieraus die spezifische Wirkung „der lezten auf einzelne Systeme und Or„gane erklärt. Erstere, die Systeme, sind der „Ausdruk der Urqualitäten des Lebens über„haupt, sind *also* die Elementarbildun„gen und Urbestandtheile des Organis„mus (Wie? Elementar-Bildung und Ur-Bestandtheil zugleich? Sezt nicht dieses ein Einfaches, jenes aber ein Zusammengeseztes? und doch sollen beide synonim sein? Und beide noch überdies auch eine Ur-Qualität? kann

eine Bildung und ein Bestandtheil eine Qualität sein? jenes: Also, ist eine völlig unlogische Insinuation), „und ihnen entsprechen „in der Aufsenwelt die Elementar„stoffe der Natur. (Ist das nicht ein vollständiges ὕστερον πρότερον? eben dieses Entsprechen sollte erwiesen werden; statt dieses Beweises aber wird es vorausgesezt und als Dogma eingeführt. Gibt es etwa auch vier organische Systeme, wie es vier s. g. Elementarstoffe gibt?) „Leztere, die Organe, sind be„sondere Organismen, welche aus der Verei„nigung jener Elementarbildungen entstehen, „sind besondere Inbegriffe der drei Hauptsy„steme in besondern, kleinern Organismen, „welchen, gleichsam als näheren Bestand„theilen des Organismus, in der Aufsenwelt „die einzelnen aus den Elementarstoffen der „Natur zusammengesezten Körper, die che„mischen näheren Bestandtheile entsprechen. (Irrige Prämissen, logische Sprünge, unbegründete Dogmen sollen nun zur Deduction eines beliebten Deducendums zusammengekettet werden, und da ist denn jenes: „Gleichsam“ — das unpassendste Wort in einer wahren Deduction — freilich das bequemste. Führe man fort, so der Logik zu trozen und Wahrheiten mit Wiz machen zu wollen, dann wird bald nichts mehr unbeweisbar und nichts mehr unbewiesen sein:

— ein neuer Himmel und eine neue Erde, aber alles voller Träume und alles lauter Traum! Sezt man — in diesem Falle — voraus: dafs die Elementarstoffe der Natur = sind den organischen Systemen, und die näheren Bestandtheile der chemischen Körper den Organen, dann freilich ist auch der Schlufs fertig, dafs jene auf die Systeme, diese auf die Organe wirken; von diesem allen aber ist ja nichts wahr und kein anderer Beweis dafür geführt, als eben einer im Zirkel?) „Wie *daher* die „chemischen Elementarstoffe nie rein in der „Natur erscheinen, sondern nur in den von „ihnen gebildeten sogenannten (?!) nähern Be„standtheilen der Körper, so stellen sich auch „die organischen Elementarbildungen, die Sy„steme, nie rein dar, sondern nur in den von „ihnen zusammengesezten Organen, als den „nähern Bestandtheilen des organischen Kör„pers. — Die Elementarstoffe der Na„tur haben daher eine spezifische Wir„kung nur auf die Elementarbildun„gen des menschlichen Körpers, auf „die Systeme (wie mag so etwas mehr als zu träumen, wie mag es zu *erfahren* sein?), „und erst die Zusammensezungen der„selben zu einzelnen chemischen Kör„pern bilden die Specifia einzelner „Organe. *Daher* wir durch die Kenntnifs „der Wirkungen der Elementarstoffe auch

„nur die spezifischen Wirkungen der Arznei-
„mittel auf die einzelnen Systeme erklären
„können.“ (Diese Kenntnifs ist ja aber that-
sächlich, nach Kieser, unerreichbar, da die
Systeme, als solche, nirgends rein da sind, son-
dern nur in den von ihnen zusammengesezten
Organen, auf welchen, der Kieserschen Lehre
nach, nicht die Elementarstoffe, sondern nur
die von diesen gebildeten nähern Bestandtheile
der chemischen Körper wirken?) „Man kann
„*daher* nur sagen, die einzelnen Elementar-
„stoffe wirken spezifik auf einzelne Systeme;
(keinesweges! man kann dies nicht sagen,
wenn man sich, wie eben gezeigt worden,
nicht widersprechen, nicht in demselben Athem-
zug dasselbe behaupten und zurüknehmen
will) „und die Wirkung der Composita der-
„selben auf einzelne Systeme, wird, wie das
„Wesen der Systeme die Eigenthümlichkeit
„der ihnen untergeordneten (?) Organe her-
„vorbringt, durch die Qualitäten der Elemen-
„tarstoffe, welche sie erzeugen, bestimmt.
(Weifs hievon jemand mehr als ein neugebo-
renes Kind?) „Auf die einzelnen Organe im
„Gegentheil wirken die Elementarstoffe nur,
„in so fern diese Organe Theile einzelner Sy-
„steme sind (sie sind ja aber nur, wie eben
Kieser selbst gelehrt, gar nichts anders, als
nur solche Systemzusammensezungen?) „oder
„in so fern sie wiederum die den Elementar-

„stoffen homologen (!!) Systeme enthalten; da„her dieselbe Potenz, z. B. Opium, (Opium aber ist ja kein Elementarstoff, auch nicht einmal ein näherer Bestandtheil eines andern Körpers, sondern ein vom Elementarstoff ab in der dritten Potenz Stehendes, weshalb es denn auch, der Kieserschen Hypothese nach, weder auf ein einzelnes System, noch auf ein einzelnes Organ, sondern auf den ganzen menschlichen Körper gleichzeitig und gleichmäfsig wirken müfste, d. h. ein Universalmittel müfste es sein. Und den gleichen Anspruch hätte, aus gleichen Gründen, jeder andere — nicht blos Arzneikörper, sondern jeder Körper überhaupt. Wohin soll das führen?) „obgleich „Specificum des Blutsystems überhaupt, bald „auf das Blutsystem der Haut, bald auf das „des Darmkanals, bald der Nieren, bald des „Gehirns u. s. w. wirkt, je nachdem eins die„ser Organe das empfänglichere für äufsere „Einflüsse, (wie überall kann, nach Kieser, ein Wandel der Empfänglichkeit in den organischen Systemen sowohl, als in den einzelnen Organen gedacht werden, da zwischen Systemen und Organen einerseits, und lezten und näheren Bestandtheilen der chemischen Körper andererseits eine Homologie obwaltet?) „das *krankheitsfähigere* ist.“ (Nicht die gröfsere Empfänglichkeit, noch auch die gröfsere Krankheitsfähigkeit des einzelnen Organs in

seiner Totalität könnte hierbei, selbst der Hypothese nach, etwas verschlagen, sondern die des Blutsystems in dem Organ. Dies aber zu finden, würde in der That einer sehr reinen Beobachtung, d. h. einer von aller Wirklichkeit und aller Realität gereinigten, also einer ins Leere hinein bedürfen.)

Ohne weitere Erinnerung bemerkt nun wohl jedermann, welche und welche vergebliche Anstalten Kieser trifft, um einen realen, innern Widerspruch zu verdeken. Darum auch fügen wir nichts weiter hinzu, als nur noch zwei Fragen:

a. Wie durfte, bevor man der Stöchiometrie einen bestimmenden und entscheidenden Einflufs auf die Heilmittellehre anwies, der Versuch unterlassen werden zu finden: ob die Summe der stöchiometrischen Verhältnisse aller nähern Bestandtheile eines Körpers, völlig gleich sei der desselben Körpers in seiner Gebundenheit? Ein solcher Versuch ist unseres Wissens noch niemals angestellt worden, und wir besorgen sehr, dafs er nicht bestätigend ausfallen möchte. Dann aber wäre es auch dem leisesten Zweifel nicht mehr unterworfen, wie wenig die stöchiometrischen Bestimmungen geeignet seien zu ärztlichen erhoben werden zu dürfen. — Nicht den Chemikern, die in der That ihre Wissenschaft mit Sorgsamkeit und löblicher Objectivität be-

treiben, gedenken wir hiemit einen Vorwurf zu machen; nur gegen Kieser, den Arzt, ist er gerichtet. Nie darf der Arzt es vergessen, dafs er auf dem heiligen Boden des Lebens steht, und eben deshalb allerlei Wind der Lehre zu widerstehen hat. Wesentliche Irrthümer können an ihm nur entschuldigt werden, wenn er kein Mittel ihnen zu entgehen unbenuzt gelassen hat.

b. Kieser hat bei der Grundlegung seines Systems (der Angabe nach 1805), ja schwerlich auch nur bei der Bekanntmachung des ersten Bandes desselben an Stöchiometrie gedacht; ein philosophisches, wissenschaftliches, streng consequentes System aber aufzuführen war nichts destoweniger die löbliche Absicht und die zuversichtliche Verheifsung: — wie aber doch hätte dies möglich werden sollen, wenn „eine wissenschaftliche Eintheilung der *Jamatologia pharmaceutica* nur nach „stöchiometrischen Prinzipien entworfen werden kann?“ Diese Frage sezt uns freilich in Gefahr sehr mifsverstanden zu werden, da Kieser selbst bekennt, man müsse dermalen noch, wegen der zarten Kindheit der Stöchiometrie, seine Zuflucht zur Erfahrung nehmen. Aber man bedenke, dafs dies unsere Frage gar nicht beantwortet, wie es auch Kieser nicht entbindet seinem Versprechen: „nach höheren, philosophischen Ansichten eine voll-

„ständige und bis ins Einzelne durchgeführte „Krankheits- und Heilungslehre zu geben," und zwar aus einem Fundamentalsaze heraus, „mit welchem das Ganze stehen oder fallen „soll" nachzukommen. Uns freilich ist die Erfahrung eine so theure und heilige Sache, dafs uns jedes Umsehen nach ihr, ja selbst Kiesers nur scheinbare und unfreiwillige Einkehr bei ihr, unwillkührlich Wohlgefallen abnöthigt. Mehr noch: wir sprechen es mit Dank und Freude aus, dafs eben dieser Theil des Kieserschen Systems uns reichen Genufs und vielfache Belehrung gewährt hat, und dafs sein Muth: nach dem Schiffbruch der eigenwilligen Theorie sich in den Hafen der Erfahrung zu flüchten, mit so köstlichen Gastgeschenken belohnt worden ist, dafs kein künftiger Bearbeiter der *Materia medica*, unserer Ueberzeugung nach, diesen Theil des Kieserschen Werks ungestraft wird unberüksichtigt lassen können. Aber eben diese Anerkennung des Werths und des Lohns der Erfahrung verpflichtet uns, es an Kieser als eine Verlezung zu rügen, dafs er sie nur mifsbräuchlich gebraucht. Wir bekennen uns unumwunden als zu denjenigen gehörig, die nur erfahrend denken können und die deshalb ihren eigenen, von Erfahrung nicht getränkten Gedanken zu mifstrauen sich verpflichtet erachten müssen. Ist dies ein Weg niederer Geister, so halten

wir uns doch gern auf ihm. Kieser aber, der den Weg der Erfahrung zu wandlen nur denjenigen dringend empfiehlt, „die es nicht „vermögen, vom rein philosophischen Stand„punkte aus in die Mannigfaltigkeit des Le„bens und seiner Erscheinungen Harmonie „und Einheit zu bringen;“ Er, der eben als einen solchen Berufenen sich erkennt und namentlich für die Medizin, und als einen solchen sich selbst mit epischer Naivität verkündigt: — Ihm mufs ein Halt! zugerufen werden, wenn er, am schlimmen Tage, zur Erfahrung, wie auf einem Schleichwege, sich flüchtet, um ihr doch, bei der nächsten Umsezung des Windes, wieder zu entfliehen. Auch ihr Haus ist kein Kaufhaus, wo man nur so eben, nach Willkühr und aller Andacht ermangelnd, aus- und einlaufen kann. Wohlan! ist's ihm vergönnt, ja ist's ihm, durch höhere Anlage, geboten, die lichten Bahnen reiner Theorie zu wandlen, so bewähre er sich als einen solchen und biete dar reine, in lautere Wahrheit getauchte Gaben des Geistes. Solcher Höhe aber geziemt es nicht, vielmehr ist's ihr wesentlich widersprechend, sich von denen, die auf den demüthigenden Pfaden stükweiser Erfahrung und Erkenntnifs, wandlen müssen, auf- und förthelfen zu lassen, sobald es auf sichtbare Bewährung ankommt.

Doch hier müssen wir unsere Betrachtung

tung über das Kiesersche System abbrechen. Vieles dagegen Vorzubringende haben wir abgewiesen, da es weder in unserer Absicht lag, noch auch dies der Ort gewesen wäre, auf eine ausführliche Beurtheilung dieses Werks einzugehen. Einige wenige Punkte nur haben wir hervorgehoben und daran den Beweis geführt, dafs der Fundamentalsaz des Systems falsch, wenigstens für eine wissenschaftliche und ins Einzelne und Besondere eindringende Construction der Medizin völlig unbrauchbar und unstatthaft sei; dafs ferner das System durch evidente und wesentliche Irrthümer in seinen einzelnen Theilen seine Unhaltbarkeit selbst beurkunde, und endlich, dafs es durch innere Widersprüche sich selbst auflöse. — Täuscht uns nicht alles, so ist dieser Beweis für unbefangene und sachkundige Forscher nun wirklich geführt. Ist dem aber so, dann dürfte Kieser die imponirenden Worte bei Uebergabe des zweiten Theils seines Systems: „noch stehen die Grund-„mauren unverrükt, und noch ist keine Haupt-„fuge gewichen und kein Ekstein versunken „u. s. w.“ wohl zurüknehmen. Denn vermag Kieser unsere Widerlegung nicht einleuchtend und vollständig zu beseitigen, so mufs er selbst die Sache seines Systems aufgeben, was freilich sittlich und wissenschaftlich für ihn unendlich ehrenvoller wäre, als für uns, da

seine Rükkehr eine allgemeine Freude und ein allgemeiner Gewinn wäre, während wir nur das untergeordnete Verdienst, hätten, einige Treue im Kleinen bewiesen zu haben, und dadurch einem aus seiner Bahn abgewichenen Genius Veranlassung geworden zu sein, sich wiederum zu orientiren und zurecht zu finden. Tiefer aber in den Irrthum hinein würde Kieser gerathen, wenn er in uns einen derjenigen zu entdeken glaubte, die ihn aufzunehmen nicht wagten, oder gar ihm sich zu widersezen versuchten, „weil sie ihre ei„gene Vernichtung voraus fürchten.“ So in der That steht es nicht mit uns; wir verspüren nichts von eigener Vernichtung oder nur von Beeinträchtigung unserer Persönlichkeit, wenn uns Belehrung angeboten, oder wohl gar gewährt wird. Auch der Theorie empfinden und wissen wir uns geneigt, doch meinen wir freilich keine Theorie jenseits der Erfahrung, sondern eine aus der lebendigen Erfahrung selbst hervorsteigende und in derselben sich bewährende Theorie. Weder also von Kieser, noch von irgend wem sonst fürchten wir etwas; vielmehr hoffen und wünschen wir von allen etwas: — Zustimmung entweder, wo wir in der Wahrheit stehen, oder aufhelfende Belehrung, wenn Irrthum uns verstrikt und verblendet haben sollte. — Für Kieser demnach bleibt kein anderer Weg

offen, als entweder uns zu widerlegen, oder sich für widerlegt zu bekennen, und sodann aber auch sein System, als solches, aufzugeben.

Was aber halten wir denn von dem Kieserschen Werke, wie es nun vor uns liegt? Dies: es ist kein wahres System; denn weder gehet es von einem in der Wahrheit begründeten Prinzip aus, noch ist es schon in seiner bisherigen Ausführung vor wesentlichen und wichtigen Irrthümern bewahrt geblieben, noch auch kann es bei seiner Fortsezung vor noch gröfseren bewahrt werden. Es ist aber auch kein consequentes System; denn aufser den ausführlich angezeigten Verstöfsen dagegen, die wir eben nur als *Paradigmata* ausgehoben haben, kann noch eine sehr grofse Zahl anderer nachgewiesen werden; ja es fehlt auch nicht daran, dafs nicht auf gegenüberstehenden Seiten das direct Entgegengesezte mit gleicher Zuversicht deducirt worden wäre, z. B. Th. I. S. 642 — 43. — Aber abgesehen auch vom System fürchten wir sehr, dafs das Studium dieses Werks angehenden Aerzten nicht förderlich sein möchte, weil es sie eben von dem entfernen könnte, was für sie das dringendste Bedürfnifs sein mufs: von klaren, leitenden und über den Tumult der Meinungen und Erscheinungen hinaushebenden, sicherstellenden Be-

griffen. Je weniger aber von dem angehenden Arzt eine durchgreifende und dennoch behutsam scheidende Kritik zu erwarten ist, desto versuchlicher kann ihm ein Werk werden, in welchem, wie in diesem, ein grofses Maafs von Scharfsinn und imponirender Gelehrsamkeit zur Durchführung irrthümlicher Lehren und Säze verwendet wird. — Ganz anders freilich ist das Verhältnifs des denkenden und erfahrenen Arztes zu diesem Werke. Wer selbst schon waker und rüstig mit dem Gedanken gerungen und der geheimnifsvoll wirkenden Natur Antworten auf unabläfslich andringende Fragen abgenöthigt, wer die edlen Kräfte des Geistes anwenden und nicht verschwenden gelernt, wer, mit Einem Worte, zu einer sittlich- wissenschaftlichen Haltung in der Besonnenheit hindurchgedrungen ist, dem Arzte allerdings wird die Lesung dieses Werkes vielfaches Interesse gewähren; vieles wird ihn zur weitern, bestätigenden oder zurechtstellenden Forschung auffordern; manches ihn durch seine Neuheit und Trefflichkeit freudig überraschen, anderes wiederum durch Tiefe und Feinheit ihn zur freiesten und liebevollen Anerkennung bewegen. Alles dies aber wird den Schmerz in ihm nicht heben, sondern nur vermehren können, dafs ein so reichbegabter Geist und solch schöne Talente nicht im Dienste schlichter Wahrheit stehen,

sondern von einer berükenden Zeitphilosophie gefangen genommen, dem Irrthum auf Kosten der Wahrheit Vorschub leisten. Dies auch sind die Gefühle und Seelenstimmungen, die uns in diese Untersuchung geführt und durch sie hindurch begleitet haben. Und so scheiden wir denn auch hier von Kieser, wie wir früher ihm genahet sind, in den Empfindungen aufrichtiger Werthschäzung und Hochachtung, und mit dem beruhigenden Bewufstsein nicht gegen ihn, sondern für die Wahrheit, der wir ja beide uns willig unterordnen werden, der aber auch nichts vergeben werden darf, gesprochen und gekämpft zu haben.

Eilfte Vorlesung.

Vere scire est per causas scire.
Baco de Verulamio.

Während einer ganzen Reihe von Vorlesungen beschäftigten wir uns mit Untersuchungen, deren lezter Zwek die Auffindung der reinen Aufgabe für unsere Wissenschaft in der dermaligen Zeit ist. Frühe schon indessen hatten wir uns überzeugt, dafs ein heilsames Ergreifen der Gegenwart und ein geschiktes Vorbereiten der Zukunft durch eine unbefangene und durchsichtige Erkenntnifs der Vergangenheit bedingt sind. Alles daher kam bei diesen Untersuchungen an auf eine gerechte Würdigung; möchte unser ernstliches Bestreben nach ihr wenigstens nicht ganz mifslungen sein! Bei diesem Unternehmen durften wir am wenigsten unsern Blik abziehen von den tiefen Schäden der jüngsten Vergangenheit und den krankhaften Schwächen

sowohl als Ueberreizungen des gegenwärtigen Zeitmoments: — sie vielmehr in ihrer wahren Natur und hüllenlos darzustellen, mufsten wir als unabweisbares Gebot annehmen. Keinesweges aber schien es nöthig, auf jede einzelne geringere, oder fern abliegende, oder ihre Abwendung schon in sich selbst tragende Gefahr aufmerksam zu machen. Und so glaubten wir denn auch mit Stillschweigen übergehen zu dürfen nicht nur die irrthümlichen und verderblichen Lehrmeinungen eines Rasori, Thomassini und Broussais, welche überhaupt in Deutschland nur als wundersame historische Neuigkeiten eingegangen sind, sondern auch das nicht minder verkehrte und — wo es ernstliche Anwendung finden würde — nicht minder verderbliche homöopathische System Hahnemann's. In der That darf man soviel Vertrauen zu unserer Zeit, und auch zu der Mehrzahl deutscher Aerzte haben, um sie hinreichend gegen Anfechtungen dieser Art geschüzt zu haben glauben: so wie es umgekehrt ein niederschlagender Beweis eines neuen Rükschritts wäre, wenn es nöthig werden sollte, in einen ernstlichen Kampf gegen die hohle Willkührlichkeit des homöopathischen Systems zu treten. Auch des Unternehmens Vieler in unserer Zeit: die frühern Unbilde eines übermüthigen Verstandes durch Verleugnung der Vernunft und durch eine fal-

sche Mystik zu rächen, glaubten wir nicht gedenken zu dürfen; nicht etwa, dafs es innerhalb unseres Gebiets nicht zu verspüren wäre, sondern der festen Ueberzeugung wegen, dafs es hier, wie überall, sich selbst untergräbt, und dafs man nicht wirksamer dagegen verfahren könne, als es sich zu überlassen, während man selbst mit Fleifs und Treue dem Reich lichter Vernunft nachstrebt.

Doch nicht darin allein kann die wahre Aufgabe unserer Zeit für die ärztliche Wissenschaft bestehen, dafs man für die erkannten Nöthen und Mängel Abhülfen suche, sondern dafs man auch nach den vorhandenen Keimen des Guten forsche, sie finde und pflege. Und wahrlich auch deren ermangelt unsere Zeit nicht gänzlich; doch werden wir weit kürzer bei Darstellung der Lichtseiten sein können.

Zwei grofse Vorzüge sind vor allen zu nennen. Einmal wird jezt mehr als je eine innigere Verbindung der Medizin mit der gesammten Naturwissenschaft als dringendes Bedürfnifs gefühlt und allgemein anerkannt, und zweitens ist das Joch des rohen Materialismus zerbrochen. Denn obgleich Viele den edlen und höhern Ansprüchen des Geistes factisch nur zu sehr widerstehen, so sezt sich ihnen bewufst doch niemand mehr entgegen, wenigstens wagt es niemand mehr, solchen

Troz als Grundsaz auszusprechen. Mehrerer, zum Theil sehr bedeutender Leistungen sowohl in den Hülfsdisciplinen der Medizin, als auch in einzelnen Zweigen dieser selbst haben wir schon in der achten Vorlesung erwähnt; wir dürfen hier noch gedenken der gröfsern Theilnahme, welche in unserer Zeit die Psychiatrie bei den Aerzten findet; mit Freude darf besonders auf des trefflichen Heinroth's Bemühungen um diesen Gegenstand und auf Hartmann's geistvolle Untersuchungen hingewiesen werden; ja selbst die psychiatrischen Arbeiten französischer Aerzte, obwohl noch meist unabgelöst vom Materialismus, sind vielfach belehrend und zu dankbarer Benuzung verpflichtend. Auch unser pharmazeutischer Heilapparat hat einen nicht geringen Zuwachs an entschieden wirksamen rohen und chemischen Mitteln erhalten: — Alles dies und manches andere Dankenswerthe noch ist geschehen, ohne jedoch zum Ziele zu führen; denn es stehet alles einzeln, lose, ohne Haltung und innere Bindung da. Durchaus fehlt es in der Medizin an einem Krystallisationspunkt, und so kommt es denn auch zu keiner gesezlichen, ja überall zu gar keiner Gestaltung. Ein solcher Krystallisationspunkt für unsere Wissenschaft kann aber kein Gedankending, kein Theorem, kein Philosophem sein, sondern ein wahrhaftiges,

wesenhaftes, aus der Erfahrung selbst zur Durchsichtigkeit emporgehobenes und geläutertes Prinzip. Kurz, jedermann sieht, dafs es ein natürliches System ist, das wir als dringendstes Bedürfnifs für die Medizin erkennen und deshalb auch zu ihrer gründlichen Aufhülfe fordern. Aber du sprichst: „die Natur macht keine Systeme:“ freilich nicht! aber ist sie nicht ein System? d. h. ein in sich selbst Zusammenhängendes, nach und aus einem Gesez Wirkendes? Nun eben dies, wie sie ein solches System ist, das lafst uns in ihrer Auffassung erkennen; nicht also Systeme für sie erfinden und dieselbe ihr aufbürden wollen wir, sondern ihr System aufzufinden sei unser ernstliches Bestreben. Was ist's denn, das die andern Naturwissenschaften in so sicheres Geleise gebracht hat, dafs bei der unübersehbaren Fülle ihrer Gegenstände Tausende unabhängig von einander forschen und untersuchen können und Allen zum Gewinn wird, was jeder fördert? was anders ist's, als dafs ein natürliches System die Forschungen leitet, und die Forschungen wiederum das natürliche System mehr erweitern und vollenden helfen? Warum hat es denn nun sogar keine Gefahr mehr, dafs nicht irgend jemand in seinem Studierzimmer ein künstliches System, etwa der Botanik oder Zoologie, aus-

sinne, und dann mit der Verkündigung heraustrete: er habe nun die Natur in Ordnung gebracht? Deshalb nur kann so etwas nicht geschehen, und deshalb nur würde es völlig gefahrlos sein, wenn es etwa doch durch die Verwirrung eines Einzelnen geschähe, weil in Allen der reife und gediegene Gedanken eines natürlichen Systems lebt; ohne alle weitere Widerlegung würde bei den Verständigen die Sache aufgehoben sein. Nun, in der Medizin stehet es lange nicht so, da herrscht noch viel Finsternifs hierüber; noch immer wird da ein emsiger Betrieb mit den hohlen Nüssen künstlicher Systeme gefunden, mit kleinen *orbibus pictis*, mit gefächerten Pappschächtelchen, in welchen die Geheimnisse des organischen Lebens wohlgeborgen und bequem eingetheilt liegen sollen. Fragen wir nach dem, mas die innerste Seele und den eigentlichen Kern eines natürlichen Systems ausmacht, so glauben wir nicht erschöpfender antworten zu können, als so: das natürliche System erfafst den in der ganzen Natur deutlich sich verkündigenden Dualismus in seiner lebendigen, wechselwirkenden Verbindung auf. Es erlaubt sich über diese offenbare und geoffenbarte Thatsache weder winzige Klügelei, noch träge Blindheit; in alle seine Forschungen vielmehr nimmt das natürliche System mit die *duo quaerenda*, und überall findet es

bestätigende, lösende Antwort. Wohin das beobachtende oder prüfende Auge sich wenden mag, überall findet es eine bildende Kraft in einem bildsamen Stoff, keinem von beiden kann ein *prius* des Seins zukommen, beide aber können erkannt werden nur durch einander. Den bildsamen Stoff für etwas an sich Todtes, die bildende Kraft hingegen für etwas an sich Wesenloses zu halten ist die Frucht eines sich selbst überspringenden und in Nichts sich auflösenden Verstandes, ein Versinken ins Bodenlose, das sich Tiefe dünkt. Wie vermöchte doch ein Ursprüngliches todt zu sein, und Etwas, das Sein ist kein Sein zu haben? Solche Ungereimtheit, wie auch die einer Schöpfung aus — Nichts bleibt einem natürlichen System von Haus aus fremd. Es tritt vielmehr sofort mit der Erkenntniſs ein von einem mit Freiheit Gesez gebenden und legenden, also bewuſsten, an sich lebenden, persönlichen Schöpfer, und von einer für das Gesez der Bildung empfänglichen, dasselbe aufnehmenden und dadurch gestaltbaren Masse. Diese Empfänglichkeit ist das ursprüngliche Leben, die innere Strömung der nicht gestalteten Masse; wie sie von dem bildenden Prinzip getroffen wird, so erhält sie ein neues Leben und ein neues Gesez. Aus dieser lebendigen Verbindung geht hervor, als Frucht der Zeugung, ein Gebildetes, d. h. die nach

dem Gesez des bildenden Prinzips concret bewährte bildsame Masse. Ist's nicht eben dies, was wir sehen, wenn durch die Einwirkung des Lichts die Pflanze aus dem Wasser hervorwächst? Die Pflanze ist nicht Wasser und nicht Licht, und auch nicht ein Aggregat von beiden, und durch die Frucht beider; man könnte sie, wenn man nur den Ausdruk nicht mifsverstehen und ins Bedeutungslose ziehen wollte, das vom Licht erwekte, durch seine Stralen gefärbte, ihm entgegenspriefsende, gebundene Wasser nennen. Nun, diese von allem Leben und Sein verkündigte Wahrheit, ist die innere Grundlage des natürlichen Systems, seine factische Annahme, obwohl, so viel wir wissen, nicht ausgesprochene Lehre. Widersprochen jedoch kann ihr, mit Grund, auf keine Weise werden, denn man versuche es doch nur einmal, sich die Bildung des Weltganzen, oder auch nur eines Sandkorns aus Einer Kraft zu denken; möge man immerhin diese Eine Kraft, der Vorstellung nach, mit einer unendlichen Fülle von Wirkungsvermögen ausrüsten, lege man ihr bei welche Eigenschaften man wolle — nur nicht entgegengesezte, sich widersprechende; nur nicht, mit Einem Worte, die,] dafs sie Eins sei und zugleich auch Zwei; — man lasse diese Eine Kraft wirken von Ewigkeit her und in das Unendliche hinein — immer wird dadurch

gewirkt werden — Nichts. Jede wirkliche Erscheinung ja fordert als Grundbedingung und beweifs thatsächlich das Vorhandensein von Wirkung und Gegenwirkung und die Ausgleichung beider, welche eben dann die Erscheinung selbst ist. Behaupten wollen: die Eine Kraft beschränke sich selbst, seze sich selbst sich wirkend entgegen, heifst offenbar sie selbst ganz, auch dem Begriffe nach, aufheben, denn es hiefse nichts anders, als einen absoluten und wesentlichen Widerspruch als das Ursein sezen, einen Ungrund als Begründendes, ein absolut sich selbst Verneinendes als das absolut Positive. Wir glauben nicht fürchten zu dürfen, dafs das eben Ausgesprochene besonnenen Denkern unphilosophisch scheinen werde, wiewohl es allerdings den Philosophien widersprechen mufs. Ja wir können es nicht verhehlen, dafs uns für die Philosophie selbst ein natürliches System nicht nur wünschenswerth, sondern auch dringendstes Bedürfnifs scheint, wir meinen nemlich ein solches, das die Offenbarungen Gottes in der Vernunft und in der Natur harmonisch auffafste, was aber freilich nicht dadurch bewirkt werden könnte, dafs man, wie bisher im Wandel philosophischer Systeme, nach andern Erklärungsversuchen sich bemühete, sondern zuvörderst durch Erfassung anderer, und wesentlicherer Probleme. Es könnte zwar

scheinen, als wenn eben die Naturphilosophie die Aufgabe der Philosophie gefafst hätte, wie wir sie als Vernunftpostulat ausgesprochen; aber ihr Gott lebt nicht und ist nicht, sondern ist eine nihilstische Indifferenz, ihre Vernunft eitler Menschenwiz — Fantasie, und ihre Natur — ein Beliebiges. Aber etwas ganz anderes thut noth; Zeugnisse nemlich aus der Wahrheit; diese aber können nur Früchte sein des nach Wahrheit dürstenden und vor ihr sich willig demüthigenden Geistes.

Doch wir kehren zurük zu dem uns zunächst beschäftigenden Gegenstand. Ein natürliches System, sagten wir, sei allein das, was der Medizin aufhelfen könnte. Dafs ein solcher Weg überall mit Erfolg eingeschlagen werden könne, erfahren wir thatsächlich in den Naturwissenschaften; dafs er in der Philosophie eingeschlagen werden sollte, haben wir als Vernunftaufgabe anzudeuten versucht. Wie stehet es mit der Medizin, einer zwischen Naturwissenschaft und Philosophie in der Mitte stehenden und beide in sich aufnehmenden Wissenschaft? Aus den Vordersäzen freilich ergiebt sich die Antwort schon bejahend. Die Schwierigkeit indessen bei der Lösung dieser Aufgabe darf nicht verschwiegen werden; denn eben weil die Medizin nicht blofs ein Zweig der Naturwissen-

schaft ist, sondern auch innig mit der Philosophie zusammenhängt, diese aber fort und fort in Irrbahnen sich bewegt, so wird auch jene oft aus ihrer gesezlichen Bahn gerissen. Schwieriger überdies als in den übrigen Zweigen der Naturwissenschaft wird die Auffindung eines natürlichen Systems für die Medizin noch dadurch, dafs diese es mit höheren, verwikelteren, den Natur- und Freiheitsgesezen unterworfenen Lebensprozessen zu thun hat. Darf denn aber eine Aufgabe, obwohl sie als von der Vernunft gestellt erkannt wird, blofs ihrer Schwierigkeit wegen abgewiesen werden? Oder ist etwa ihre Lösung dennoch unmöglich? wenigstens dermalen? Diese Frage müssen wir beantworten, obgleich wir dadurch in die beengende Nothwendigkeit gerathen, von uns selbst zu reden. —

Ohne Zweifel wird die Möglichkeit eines Dinges am besten durch die begründete Nachweisung seiner Wirklichkeit dargethan; es sei denn, dafs durch den Erweifs einer absoluten Unmöglichkeit (indem ein Verstofs gegen den Saz des Widerspruchs: $A = non\ A$, dabei statt fände) die nothwendige Täuschung jener Wirklichkeitsnachweisung documentirt wäre. Vermag man uns also nicht eine solche absolute Unmöglichkeit eines natürlichen Systems der Medizin nachzuweisen, so dürfen wir auf unsern wirklich vor-

vorhandenen Versuch zur Darstellung eines solchen Systems uns berufen und darauf verweisen. Weder die Unvollständigkeit, noch die Unvollkommenheit unseres Versuchs können der Sache selbst einen Eintrag thun; denn was die Unvollständigkeit anlangt, so liegt diese lediglich in der verzögerten ferneren Fortsezung; diese Verzögerung aber haben wir absichtlich eintreten lassen, um bei der Wichtigkeit der Sache das Urtheil wissenschaftlicher und erfahrener Männer nicht zu entbehren. Und ein solches Urtheil wäre allerdings möglich gewesen, denn nicht mit unübersehbaren Allgemeinheiten, sondern mit der speziellen Bearbeitung einer der wichtigsten Krankheitsordnungen sind wir hervorgetreten, und von dem Gegebenen hätte sich ohne Sprung und ohne Täuschung ein Schluſs auf das zu Erwartende machen lassen. Wenigstens aber hätten sich die schlichten Grundzüge des Systems und der gegebene spezielle Theil wechselseitig an einander prüfen lassen. Dies eben auch erwartend, hielten wir es in aller Weise für billig, mit der Fortsezung des Werks etwas inne zu halten. Wir bedauren dies auch jezt noch nicht, obgleich auch unsere billigsten Erwartungen wenig in Erfüllung gegangen sind, und auſser einzelnen ermunternden Beweisen von wissenschaftlicher Theilnahme und Anerkennung der Sache, die

Zeit selbst unser Unternehmen mit schlaffer Indolenz aufgenommen hat. Ja, es hat auch an öffentlichen Sprechern nicht gefehlt, welche die Bedeutung und den ganz einfachen Sinn des Vorhabens — von der Ausführung zu schweigen — nicht gemerkt haben. Nun jedoch, da wir lange genug gewartet und auch die Zeit des Harrens nicht unbenuzt gelassen haben, werden wir das begonnene Werk nach bestem Vermögen fortsezen. — In keinem Falle also ist aus der bisherigen Unvollständigkeit unseres Versuchs auch nur ein scheinbarer Grund gegen die Sache selbst zu entnehmen.

Aber seine Unvollkommenheiten? Nun wahrlich, um derentwillen hat kein Verfasser eines natürlichen Systems um Entschuldigung zu bitten, noch weniger der eines natürlichen Systems der Medizin, und am wenigsten der erste. Ein natürliches System ist ja kein Kunstwerk, von dem allerdings in irgend einem Grade Vollendung zu fordern ist; es ist überall kein Menschenwerk, keines Einzigen, keines einzelnen Zeitmoments. Es schliefst nicht ab, sondern auf, und was gefunden werden kann, zeigt sich erst, wenn man es gefunden hat; es construirt nicht erhaben und eigenmächtig die Natur, sondern geht demüthig hin zur Werkstätte; es übt nicht Gewalt, sondern Treue; es lehrt nicht,

sondern lernt. Und so ist denn freilich ein vollkommenes natürliches System nicht flugs hinzustellen. Was es aber hat, das ist, und ist wahr. Was sollen wir also der Unvollkommenheiten unseres Versuchs uns schämen? werden wir sie selbst nicht besser kennen, als sie uns von Andern gezeigt werden können, obwohl wir allerdings noch jezt, wie früher, um Belehrung dringend bitten? — Wissen wir aber, dafs ein natürliches System es nicht unternimmt Wahrheiten zu machen, sondern nur zu finden, dafs es überall nur der Weg zur Sache, nicht die Sache selbst ist, so dürfen wir auch in falscher Bescheidenheit das Geständnifs nicht zurükhalten, dafs dieser rechte Weg nicht vergeblich betreten worden sei, dafs Wahrheiten, und sehr nüzliche Wahrheiten auf ihm gefunden worden sind. Sollen wir sie etwa gar nahmhaft machen? auch dies können wir, und mit wenigen Worten. Siehet man von demjenigen ab, was wir, in Form von Excursen, als unsere bloſse Meinung, als Ergebnisse subjectiven Nachdenkens und Dafürhaltens vorgetragen haben, woraus wir jedoch niemals Folgerungen zu ziehen, oder einen positiven dogmatischen Gebrauch davon zu machen, uns gestattet haben: — siehet man davon ab, so ist alles übrige wahr. Diese Behauptung würde anmafsend klingen und auch wirklich

verwegen sein, wenn wir eben jene Wahrheiten uns zum Verdienste anrechnen wollten. Da indessen solche Verkehrtheit fern von uns ist, so mufs es auch jene Scheu sein, als gehörten wir nicht zur Wahrheit, als dürften wir höchstens nur heimlichen Umgang mit ihr pflegen, und als wäre jedes laute Bekennen ihrer und seiner zu ihr ein Ungeziemendes. Oder hält uns Selbsttäuschung im Irrthum gefangen? Sollte auch das Irrthum sein, was wir als entschiedene Wahrheit erkannt, geprüft und erfahren haben? sollte uns alles Ringen und Sträuben gegen die Täuschung dennoch nicht gegen sie bewahrt haben? Wahrlich, es wird uns schwer so etwas anzunehmen, denn obgleich ich sehr wohl weifs, dafs man, und dafs namentlich ich irren kann, so weifs ich doch auch, dafs man nicht irren mufs, und dafs es feste, untrügliche Kriterien der Wahrheit gibt. Glaubt man aber, dafs ich wirklich geirrt, dafs ich die wahren Kriterien nicht erfafst: — wohlan! so überführe man uns, und wir werden als Irrlicht wegwerfen, was uns jezt eine Leuchte zur Erhellung tiefer Nacht dünkt; aber freilich müfste eine solche Widerlegung selbst lichtvoll und volltändig sein. Bis dies geschehen, halten wir fest an unserm Pfund, und lassen uns nicht irren, weder durch leeres Schreien, noch durch die dumpfe Stille

der Trägheit; freuen uns vielmehr, der Sache wegen, jeder Bestätigung, deren uns allerdings mehrere und wichtige zugekommen sind. Wir nennen z. B. die von Flourens auf dem Wege des reinen Experiments, im Speziellen sehr erweiterten Resultate über das Verhältnifs des Nervensystems in Hinsicht auf Bewegung und Empfindung, die, oft bis zum wörtlichen Ausdruk, zusammentreffend sind mit dem, wie wir es auf dem Wege physiologischer und pathologischer Forschung gefunden und im ersten Bande des natürlichen Systems an verschiedenen Stellen mit Deutlichkeit ausgesprochen haben. Eben so sind die Ergebnisse der Experimente desselben Naturforschers über die Bedeutung und Function des Rükenmarks und des verlängerten Marks im Wesentlichen dieselben, wie auch wir sie früher angegeben haben. Mit verdientem Beifall sind Swan's Untersuchungen über die Localkrankheiten der Nerven aufgenommen worden; auch uns sind sie willkommen gewesen, indem sie uns unterstüzten, die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die Affection einzelner Nerven und Nervengruppen zu leiten. Wer indessen einen Vergleich anstellen mag, was Swan und was wir darüber dargelegt, wird aufser Zweifel gesezt werden, wer in gröfserer Umfassung und mit mehr Eindringlichkeit diesen wichtigen Gegenstand behan-

delt. — Manches übrigens von dem, was wir zuerst im Zusammenhange und begründet vorgetragen, z. B. die *Genesis* und Natur des Erethismus und m. a., das begegnet uns nun zuweilen in später erschienenen Schriften, verworren, freilich und verstümmelt, nichts destoweniger aber mit dem Schein der Heimatlichkeit. Widerlegendes haben wir noch nicht finden können.

Gern jedoch brechen wir ab diese uns hier über uns selbst abgenöthigte Rede, und freuen uns, die schönen Worte Baco's, fern von aller Anmafsung, sprechen zu dürfen: „*de nobis ipsis silemus; de re autem, quae „agitur, petimus: ut homines eam non opi„nionem, sed opus esse cogitent; ac pro certo „habeant, non sectae nos alicuius, aut placiti, „sed utilitatis et amplitudinis humanae fun„damenta moliri.*“ Eben deshalb aber auch dürfen wir mit ungetrübter Objectivität hinzufügen, dafs die Sache selbst: die Auffindung eines natürlichen Systems für die Medizin, eine unserer Zeit gebotene Aufgabe sei, und nicht nur weil es ein allgemeines Vernunftpostulat ist, sondern weil es in den der Medizin zunächst angrenzenden Naturwissenschaften in erfolgreicher Ausführung gebracht wird, die höhere Tendenz also der Zeit dafür nicht erst in Frage gestellt werden darf. — Und hier eben ist recht deutlich die wesentliche

Verschiedenheit zwischen den aus den höheren Anlagen eines von seiner Zeit isolirten Genius hervorsteigenden, und den durch die Zeit selbst allgemein vorbereiteten Aufgaben zu erkennen. Offenbar nemlich wurde Stahl, durch die Eminenz seines Geistes, zu einem natürlichen System hingetrieben, doch unterblieb die Lösung fast gänzlich, weil er eben in seiner Zeit nirgends Vorbereitung und noch weniger wesentlichen Anhalt fand, und eben dadurch übersprang er denn selbst seine Aufgabe, in das Metaphysische hineingerathend, während es kein μετὰ gilt, sondern gerade dies: die Physik (φύσις) sich selbst klar und durchsichtig zu machen. Dermalen hingegen kann die Lösung der Aufgabe fast nicht verfehlt werden, denn die Zeit selbst drängt dazu hin und sperrt fast die Abwege. In der That ist fast alles bereit, bis auf — den Willen zu gehen.

Und hiemit wäre denn auch das wahre Verhältnifs, der Verwandschaft sowohl als der Entfernung, meiner ärztlich-wissenschaftlichen Bemühungen von den grofsen Unternehmungen Stahls im Grunde angegeben. Wodurch es denn auch einsichtlich wird, wie wir, unterstüzt, getragen, ja gedrängt von unserer Zeit, dem wahren Ziele uns mehr nähern können, ja ihm mehr genahet zu sein die feste Ueberzeugung haben, ohne die Kräftigkeit

und Würdigkeit der geistigen Persönlichkeit Stahls auch nur irgendwie erreicht haben uns rühmen zu dürfen.

Ist alles dies eingesehen und als richtig erkannt, so ist hiemit zugleich die Frage beantwortet, welche uns in alle die vorangegangenen Untersuchungen geführt hat. Gleich anfänglich nemlich bezeichneten wir das erste zu untersuchende Verhältnifs des Arztes, als dasjenige, in welchem er zur Wissenschaft stehet. Das erste ist es schon deswegen, weil ja die Wissenschaft es ist, die ihn zum Arzte macht. Dieses wissenschaftliche Verhältnifs selbst aber fanden wir gespalten, einmal nemlich, inwiefern es ein rein sittliches ist und nur auf der Wissenschaft ruht: — der Arzt soll durch die in ihm lebendig und thätig gewordene Erkenntnifs gegen das ihm in dieser Welt zu bekämpfen aufgegebene Böse, gegen die Krankheiten, kräftig streiten, und dies eben aus reinem Herzen, ohne alle niedere Absichten, mit Entschlossenheit, ohne Falsch. Diese Aufgabe, eben als eine rein sittliche, ist keiner Modification fähig und läuft deshalb auch wandellos durch alle Zeiten hindurch. — Andererseits ist dieses Verhältnifs aber auch ein rein wissenschaftliches, jedoch mit einer sittlichen Grundlage. Der Arzt nemlich, eben weil er nur vermittelst der Wissenschaft wirken kann und

soll, hat auch die sittliche Verpflichtung nach der höchstmöglichsten wissenschaftlichen Ausbildung in der ihm angewiesenen Sphäre zu ringen. Auch diese Aufgabe ist zwar eine absolute und allgemeine, auch von ihr zwar kann dem Arzte zu keiner Zeit etwas erlassen werden; wegen der Natur aber des Gegenstandes, auf den sie sich bezieht, entsteht ein Besonderes. Die Wissenschaft nemlich selbst ist ein Werdendes, Gestaltbares, in der Zeit Veränderliches und die Zeiten Veränderndes. Weil nun also die Wissenschaft nichts Fertiges, eben nur Hinzunehmendes ist, so entstehet in jeder Zeit die Frage: was denn dermalen zu thun sei? — In welcher Frage freilich schon die richtige Voraussezung liegt, dafs es eine Förderung, eine höhere Fortbildung gilt; aber womit dies geschehen könne? und wie? das ist noch keinesweges in ihr enthalten. Wie wenig dies der Fall sei, ist thatsächlich schon dadurch bewiesen, dafs durch viele vermeintliche Förderungen und Fortbildungen Hemmungen und Rükbildungen herbeigeführt worden sind. Oder meinst du, dir werde solches nicht begegnen, weil du mit lauterer Gesinnung an das Werk gehen wollest, weil es dein fester Entschlufs ist nicht nach eitlen Neuerungen, sondern nach wesentlichen Besserungen, nicht nach dem Schein der Wahrheit, sondern nach ihrem

Wesen und ihrer Kraft zu trachten? Löblich gewifs sind dieser Wille und Vorsaz, zumal wenn du treu in ihnen beharrest; aber sie allein geben dir noch keine Bürgschaft, das Rechte nicht zu verfehlen, denn ob du auch mit deinem Willen dem Irrthum waker widerstündest, so hindert dies doch nicht, dafs er dich nicht gleichwohl, gegen dein Wissen und Wollen, ergreife und weit, weit abführe von der Wahrheit. Wäre es nicht auch grofse Lieblosigkeit und eine offenbare Unwahrheit dazu, anzunehmen, dafs alle, die dem Irrthume nicht entgangen sind, jenes redlichen Willens ermangelt, die Wahrheit nicht geliebt und gesucht haben sollten, wie wir? — Wie aber ist's denn nun zu beginnen, um des rechten Weges sich zu versichern? Drei Mittel, scheint uns, können hiezu helfen:

1. Jenen redlichen und ernsten Willen, als Grundlage, vorausgesezt, mufs man mit der gründlichen und unbefangenen Aufnahme des Vorhandenen und uns Ueberlieferten den Anfang machen. Alle die vor uns gewesen sind und gearbeitet haben, haben auch die Vermuthung für sich, dafs irgend ein Strahl der Wahrheit sie getroffen habe und von ihnen aufgefafst worden sei. Alle also verpflichten uns sie zu vernehmen. Hörsam daher müssen wir zuvörderst sein. Treues, gewissenhaftes, unermüdliches Studium müssen wir

als erste Frucht jenes redlichen Willens betrachten. Wo dieses Studium, diese Hörsamkeit nicht blofs, sondern auch diese Fragsamkeit fehlt, da fehlt es gewifs auch an der wahren Redlichkeit. Die Geschichte jeder Wissenschaft wimmelt von mahnenden Beispielen der Art. Wie wäre es sonst möglich gewesen, dafs die entschiedensten Irrthümer, ja ganze Irrlehren, obgleich schon tausendfach widerlegt, dennoch wiederum mit Geltung eindringen gekonnt? Geschah dies nicht durch jene unhör- und unfragsame Autodidactie? Jeder abgerissene Gedanken, ja jeder eitle Einfall scheint diesen Selbstgefälligen ein wunderbares Licht; widerlegt man sie, so erschüttert dies doch nicht ihre Meinung, denn sie vernehmen nicht. Führt man sie auf das Unverständige ihrer Meinungen und Behauptungen zurük, so weichen sie dennoch nicht, denn sie erklären sich den Widerspruch dadurch, dafs sie stumpfen Sinnen begegnet und deshalb unverstanden geblieben wären. — Bedenkt man nun, wie grofs die Zahl der Trägen und Denkscheuen ist, so begreift sich's leicht, warum der Einflufs der zuversichtlich Behauptenden eben so grofs als verderblich werden mufs.

2. Aber man kann auch lernen immerdar und dennoch nicht zur Erkenntnifs der Wahrheit kommen. Und in der That gibt es

deren nicht wenige. Ihnen ist wahr, was sie gelernt, und weil sie es gelernt haben; ruhig lassen sie selbst widersprechend sich Entgegengeseztes neben einander stehen, denn auf ihr Fürwahrhalten hat eben alles den gleichen Anspruch. Deshalb ist denn auch jenes redliche und treue Studium allein nicht helfend, wenn nicht ein freies Urtheil vor dem Ergreifen des Mittels statt des Zweks bewahrt, wenn nicht der Grundsaz leitend wird: „*nullius in verba magistri jurare.*“ Nicht jedoch, um im Zweifel auszuruhen, denn immer ist dieser ein Uebel; oft aber das geringere gegen das gröfsere des Irrthums. Diesem zu entreifsen diene er als Mittel, und vorsichtig deshalb sei sein Gebrauch: — nicht die Wahrheit zu benagen, oder ihr den Eingang zu erschweren, oder wohl gar sich selbst auf den Thron zu sezen. Und ist denn allerdings ein von der Wahrheitsliebe eingegebenes, mit Treue fortgeseztes, vorurtheilfreies, urtheilvolles, besonnenes Studium, eben der Weg, der uns das rechte Ziel nicht wird verfehlen lassen. Zunächst nemlich wird das vorhandene Wahre nicht unentdekt bleiben, und alte Irrthümer nicht wider aus dem verdienten Grab hervorgezogen werden, unverfälscht vielmehr wird sich der reine *status quo* ergeben. Wie aber dieser gefunden ist, so läfst sich auch mit Klarheit der nun zu thuende

Schritt ermessen; er ist dann keine gewagte Luftfarth eines Einzelnen, welcher die Menge, auf der platten, breiten Erde stehen bleibend, mit Neugier und Apprehension zusieht, und nur nach einiger Zeit nachfrägt, ob auch der Luftschiffer lebend und ohne gebrochene Glieder zur Erde zurükgekehrt sei? — sondern es läfst sich mit der Hoffnung des Gelingens der ganzen Zeit anmuthen, diesen Schritt mitzuthun, weil ihr das Vermögen dazu inwohnt, sie geschikt dazu vorbereitet ist, ja sie selbst, in ihrer Gesammtheit, dazu vorbereitet hat. Und dies eben ist's, was wir oben meinten, da wir sagten: der Besonnene mache keine Anmuthung an seine Zeit, es sei denn, er habe zuvor den wahren Einfallspunkt in dieselbe gefunden.

3. Unbefangenheit in der Aufnahme und Unbefangenheit in der Beurtheilung des Aufgenommenen haben wir als Grundbedingungen gefordert, wenn wir in der Wissenschaft uns des Weges zur Wahrheit versichern wollen. Darf sich denn aber der Mensch diese Unbefangenheit schlechthin zutrauen? darf er sie wohl gar als ein natürliches Erbtheil bei sich voraussezen? Wahrlich, um von diesem Wahn befreit zu werden, bedarf es nur einer oberflächlichen Kenntnifs von dem Entwiklungsgange der Wissenschaften, und nur einige Erfahrung über sich selbst. Wenn Ci-

cero schon behauptete, dafs es keine Abgeschmaktheit gebe, die nicht schon von Philosophen gelehrt worden wäre, so kann man in aller Wahrheit die Sache erweitern und sagen! es gibt keinen noch so grofsen Irrthum, der in den Wissenschaften nicht schon einmal als entschiedene Wahrheit vorgetragen und angenommen worden wäre. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die Unbefangenheit ein natürliches Erbtheil des Menschen wäre und ihm eben schlechthin zukäme? Und prüft man vollends sich selbst nur etwas redlich, so wird man es bald inne werden, dafs die Freiheit des Geistes erst gewonnen werden müsse, und wirklich nur sehr schwer gewonnen wird. Von dem ersten Worte an, das wir vernehmen können, von dem ersten Buche, das wir lesen, von den ersten Regungen des Geistes in uns zu einem Bewufstsein, bis dahin, wo wir mit bestimmten Ansichten, Meinungen und Grundsäzen auftreten, welch eine Reihe von Einwirkungen treffen uns, um den Geist gefangen zu nehmen! Was Erziehung, Bildungsmittel, äufsere Verhältnisse, Umgang, Beispiele u. s. w. ohne unser Wissen und Wollen an uns thun — wer wüfste das nicht? Wie wenig gehört doch im gewöhnlichen Gang der Dinge von dem, was wir denken und empfinden, thun und unterlassen unserer Freiheit an! Wie wäre

also da an Unbefangenheit, an ein freies Urtheil des Geistes als natürliche Eigenschaft des Menschen zu denken? Und doch können wir ohne Unbefangenheit nicht zur Wahrheit gelangen; wie also erreichen wir jene Grundbedingung? Unserer innigen Ueberzeugung nach nur durch Gewissenhaftigkeit. Gewissenhaftigkeit nemlich ist die lebendigste, persönlichste, innerlichste Verbindung von Wissen und Wahrheit; die völligste und willigste Hingabe des menschlich Subjectiven an das aus Gott geborene Objective, an die unwandelbare Wahrheit. Das Gewissen stellt den Menschen vor Gott und richtet recht; es prüft durchdringend und scheidet haarscharf; es schmeichelt nicht und heuchelt nicht, sondern rügt und züchtigt; es hat Ruhe und gewährt Ruhe nur in der Gerechtigkeit, und leidet und bereitet Pein in der Ungerechtigkeit. Alles übrige im Menschen ist verführbar und bestechlich, das Gewissen allein beugt sich niemals vor der Unwahrheit und hält niemals Frieden mit ihr. Das Gewissen allein also ist unbefangen und macht unbefangen. Und hiemit ist denn auch das alleinige Verbindungsmittel zwischen Wissenschaft und Wahrheit, und der einzige Weg, wie diese durch jene zu gewinnen sei, angegeben. Es ist unwichtig zu fragen: wie bekannt dieser Weg sei; sehr wichtig aber ist zu bekennen,

daſs er ein schmaler und wenig betretener sei. Man betrachtet die Wissenschaften als vielfach nüzlich, als edle Beschäftigungen des Geistes, als wohlgeeignet die Mühen und Beschwerlichkeiten des äuſsern Lebens zu beschwichtigen und vergessen zu machen: — betrachtet man sie aber auch als Fundgruben der Wahrheit? als Mittel, um die Wahrheit, wie sie in Gott ist, herrlich, d. h. herrschend zu machen unter den Menschen? betrachtet man sich selbst als in den Dienst der Wissenschaft genommen, um Rechenschaft darüber zu geben vor Gott und zunächst vor seinem Gewissen? Werden sie nicht vielmehr meistens behandelt als ein Tummelplaz unendlicher Möglichkeiten? spielt man nicht mit Hypothesen? sucht man nicht in ihnen die verkehrteste Anwendung der Geistesgaben? buhlt man nicht nach Beifall bei den Menschen und nach eitler Ehre? Hält man es nicht sogar für unwissenschaftlich, von der Wissenschaft Sittlichkeit zu fordern? Nun, wahrlich so stehet es sehr häufig, und eben deshalb ist dem Irrthume weiter Zugang gelassen; denn die strengste, auf die Wahrheit allein gerichtete Prüfung fehlt; es fehlt jene aus der Gewissenhaftigkeit hervorgehende Unbefangenheit; darum auch bleibt das Urtheil gefangen, unfrei; darum auch ist's ein eben so häufiges, als trauriges Schauspiel geworden,

worden, die Menschen mit den vagesten Irrthümern spielen zu sehen, als wären sie Ergözlichkeiten; dadurch endlich hat sich der Wahrheitssinn so sehr abgestumpft, dafs oft tausend nichtige Möglichkeiten, ja auch Unmöglichkeiten der Einen, freilich nöthigenden, aber eben deshalb auch frei machenden Wahrheit vorgezogen werden.

Wir nun, in der Medizin stehend, in dieser bestimmten Zeit lebend, in ihr lebendig wirksam zu sein uns verpflichtet fühlend, und den eben bezeichneten Weg zur Wahrheit in's Auge fassend, mufsten, zunächst für uns selbst, die Frage aufwerfen: was es denn eben dermalen für diese Wissenschaft gilte und welche Lebensthat für sie jezt erforderlich sei? Deshalb warfen wir einen forschenden Blik in die Vergangenheit und kehrten prüfend bis auf die Gegenwart zurük, den wahren *status quo* suchend. Und wir fanden, dafs die Medizin ihren Banquerout durch den in seiner Wirkung noch nicht erloschenen Brownianismus — nicht sowohl frei erklärt, als bewufstlos offenbar gemacht habe. Andererseits aber hat sie neue, wiewohl in ihr noch schlummernde Lebenskeime, durch die sich ihr aufnöthigende Verbindung mit andern, in voller Blüthe stehenden Zweigen der Naturwissenschaft in der That erhalten. Mit dem Tode jedoch vermöchte sich auch das reich-

ste Leben nicht fruchtbar zu verbinden. Soll also wirkliches Leben in heilsamen Früchten aus jenen Lebenskeimen aufgehen, so handelt es sich nicht darum, einzelne Resultate, wie zahlreich und richtig sie auch wären, aufzunehmen und in die Medizin hinüberzuführen — sie würden hier nur absterben und die ohnehin schon ungethüme Mafse nur noch mehr anschwellen machen; — sondern darum ist's zu thun: denselben Weg zu finden, auf welchen die Naturwissenschaften zum Leben gelangt sind, und — den gefundenen Weg zu wandlen. Ist dies geschehen, so darf man, eben wegen der Lebensgemeinschaft, nicht erst wegen der wahren Gütergemeinschaft besonders besorgt sein. Nun aber ist die lebendige und belebende Seele in den andern Naturwissenschaften das natürliche System. Deshalb bemüheten wir uns den innern Geist des natürlichen Systems in schlichter Verständlichkeit auszusprechen. Dabei dürfen wir darauf uns mit Zuversicht berufen, dafs durch ein solches System allein die Naturwissenschaften dahin gelangt sind, dafs zwar noch Irrthümer möglich bleiben, aber nur welche der Bearbeiter, in so fern diese von der Strafse abirren, die Wissenschaft selbst aber nicht mehr aus ihrem Geleise gebracht werden kann, und selbst den abweichenden Individuen wird bald und leicht wie-

der zurechtgeholfen, weil es einen Maafsstab der Wahrheit gibt. — Diesen Weg also mufs auch die Medizin betreten, wenn sie aus ihrem realen Chaos und Formzwang errettet, wenn sie zum Rang einer wahren und lauteren Erfahrungswissenschaft erhoben werden soll. Und eben dieser Weg ist ihr nun auch durch die Gunst und reichen Vorarbeiten der Zeit geöffnet.

Dies auch ist, unserer innigsten Ueberzeugung nach, die einzig wahre Antwort auf die Frage: welches die eigentliche und darum unabweisbare Aufgabe unserer Zeit für die Medizin sei?

Wird dieser Weg betreten werden? und willig? und bald? Die erste Frage müssen wir, so wahr wir überzeugt sind, nur eine reine Vernunftaufgabe, deren Lösung nicht ausbleiben kann, ausgesprochen zu haben, bejahend beantworten. Viel bedenklicher hingegen sind die andern Fragen; denn wohl wissen wir's, wie sehr unsere, so wie jede andere Zeit, im Streite ihres Willens gegen ihre dringendsten Bedürfnisse liegt. Es wird gewifs nicht daran fehlen, dafs nicht Vielen die Aufgabe zu hoch, Andern zu geringe, und den Meisten als ganz überflüfsig erscheinen sollte. Und so können denn freilich, bis es zur rüstigen, gemeinsamen Arbeit für den gemeinsamen Zwek kommt, noch viele Zöge-

rungen und Hemmungen eintreten. Doch wird auch unsere Zeit, troz ihres unaufhaltsamen Flusses, ihren Ewigkeits- und Schönheitsmoment finden, den: in welchen sie den Ruf der Vernunft vernimmt und mit ihm zur That verschmilzt. Mögen denn immerdar die Trägen ruhen, und die Ueberschwänglichen mit ihren Träumen buhlen, wenn nur die Bessern, die Wachen und Frischen, sich in ernster Liebe zur Wahrheit aufmachen und mit wakerm Eifer ihr nachstreben. Mit besonderer Hoffnung und Erwartung mufs hiebei auf das jüngere Geschlecht der Aerzte geblikt werden, denn dies zunächst hat die dringendste Verpflichtung die Ansprüche der Zeit, in die es gesezt worden ist, zu erfüllen. Mögen die früheren ihre Aufgaben gelöst haben, oder nicht: — diese Aufgabe hatten sie nicht, und sie darum trifft kein Vorwurf; ja, auch jezt noch sind sie entschuldigt, wenn sie eine Arbeit, die der frischen Kraft der Jugend bedarf, nicht selbst übernehmen; vielleicht haben sie ihr Tagewerk schon redlich vollbracht; — vielleicht ist ihnen um vieler mühsamer und vergeblicher Versuche willen der Muth nun zu einem neuen Unternehmen gesunken: — sie fördern es genug, wenn sie es nur nicht hindern. Und wahrlich wir haben von mehrern der älteren Aerzte kräftigere und fördernde Beweise ihrer Theilnahme und unge-

schwächter Forschungslust erhalten. Ganz schmachvoll aber wäre es, wenn eben diejenigen, die nun in die Arbeit gerufen worden sind, Müdigkeit und Sattheit vorschützten und mit dem Genufs der Altenpflege ihr Tagewerk beginnen wollten. Hätten jene, auf deren Kosten, ja auf deren Spaarpfennig ihr nun euer Leben parasitisch stellen wollt, gesprochen und gethan wie ihr, so wäre jezt, auch für die dürftigste Nahrung nichts mehr zu finden. Vor die Tugend, das wifst ihr, ist der Schweifs gestellt; ist denn nicht aber die Wahrheit selbst die höchste und umfassendste aller Tugenden? und sie sollte nur eben so hinzunehmen, im halben Schlafe zu überkommen sein?

Oder wollt ihr mit der Welt zu Rathe gehen über das, was zu thun sei und ihr Gebot befolgen? Wie? sie, die das wahre Bedürfnifs nicht kennt, soll die Wege anzeigen, auf welchen die Stillung und Befriedigung des Bedürfnisses zu finden ist? Wahrlich, wenn sie entscheidet, sind beide, sie selbst und ihr, sehr übel berathen; denn der Welt mufs jedes Gute gegen ihren Willen widerfahren, eben weil sie mit ihrem Willen vom Guten abgewendet ist; und obgleich sie dies immer hart büfsen mufs, so erfährt sie es doch immer zu spät und ist deshalb, beharrend in sich, keiner Belehrung und keiner Besserung fähig.

Und ihr selbst hättet dann schon den entscheidendsten Schritt gethan, euren Ruf: der Welt zu widerstehen durch den Geist und ihr Hülfe zu bringen gegen sich selbst, zu verleugnen. Zu eurer eigenen Quaal könntet ihr nun nur noch in einen verschlingenden Strudel ermattender Geschäftigkeit gerathen: — die eigentliche Wirksamkeit ist verloren, und dahin auch alle Würde und gehaltene Kraft eines edlen, persönlichen Daseins, und aller erfrischende Trost des Geistes. Mit der Welt berathen ist daher nichts anderes, als den Geist verleugnend, mit Fleisch und Blut berathen. Was aber wollt ihr denn nun, das Fleisch oder den Geist? Bedenket dies ernstlich, zu rechter Zeit und wählet recht!

Zwölfte Vorlesung.

Fides sanctissimum humani pectoris bonum est; nulla necessitate ad fallendum cogitur, nullo corrumpitur praemio.

Seneca.

Die Verhältnisse des Arztes sind es, die wir in einer Reihe von Vorlesungen für den aus der Schule in die Welt und Wirksamkeit Tretenden näher zu betrachten und auf dem freien Standpunkt der Schule zu würdigen uns aufgegeben haben. Sein Verhältnifs zur Wissenschaft: — das zu denjenigen, auf welche seine Wirksamkeit gerichtet ist, und endlich: das zu seinen Berufsgenossen.

Das erste, als unzweifelhaft fundamentales, schien uns vor allen einer ausführlichen und, soviel als möglich, vollständigen Erörterung bedürftig. Denn wenn man auch allenfalls ein allgemeines Einverständnifs darüber voraussezen dürfte, dafs die Wissenschaft für den in die Schule Tretenden und in ihr Le-

benden das Wichtigste sei, so ist doch gewifs das Einverständnifs schon viel geringer, in seiner Verpflichtung wenigstens viel schwächer, in Beziehung auf die aus der Schule Geschiedenen. Gibt es denn nicht wirklich viele Aerzte, die, seitdem der Doctorhut ihren Scheitel berührt, oder wenigstens seitdem die ersten Jahre des Harrens auf praktische und Erwerbs-Beschäftigung verstrichen sind, sich völlig von der Wissenschaft abgelöst haben? die aller Forschung entsagt, gar nicht mehr studiren und nur aus den Tagesblättern einige oberflächliche und sosehr unzuverläfsige Kunde von den Vorgängen in der Wissenschaft entnehmen? die immer nur nach neuen Mitteln, nie aber nach Erkenntnifs der alten Uebel fragen? Gewifs, ihre Zahl ist sehr grofs, und das dadurch entstehende Unheil nicht gering. — Ist es daher nicht überflüfsig zu erinnern, dafs das Wohl der Wissenschaft von der treuen Thätigkeit der von der Schule in die Welt Entlassenen abhängig sei; dafs die Schule sehr fern sei von dem Wahn, als könne sie eine Wissenschaft, und namentlich eine Erfahrungswissenschaft machen, als bedürfe sie keines lebendigen Zuflusses; — mufs sie vielmehr bekennen, dafs sie solcher Unterstüzung vor allem andern bedürfe, so ist sie auch auszusprechen berechtigt und gedrungen, dafs sie

eben diese Unterstüzung von sonst niemand erwarten und fordern könne, als von denen, die sie aus dem Tode der Unwissenheit erwekt, die sie liebend und belebend gebildet, zu rüstiger und redlicher Arbeit geschikt gemacht hat. Wehe aber denen, die zum Geiste sprechen: wer bist du? lafs ab von mir? und zur Liebe: du bist mir zu sauer, ich begehre dein nicht! die im irrdischen Treiben die Seele mit Leib überschütten und dem Geist undurchdringlich gegenüberstehen. Sie sterben, da sie noch leben, und sind todt, da sie noch wandlen! — Deshalb auch haben wir im Namen und im Geiste der Schule dieses Verhältnifs soharf hervorgehoben, die Noth unserer Zeit ohne Scheu ausgesprochen und mit Vertrauen zur Theilnahme im Kampf für die Wahrheit aufgerufen. Möge es denn auch vernehmende und zur That willige Gemüther treffen!

Nun aber haben wir das zweite der genannten ärztlichen Verhältnisse näher zu erwägen. Wir haben es in der dritten Vorlesung im Allgemeinen bezeichnet als bestehend darin, dafs der Arzt auf Menschen gerecht zu wirken habe, die seiner Hülfe zwar bedürfen, ja auch suchen, aber lange nicht immer aufzunehmen verstehen. — Ueber die Stellung des Arztes zum Publicum, über die Weise, wie er seinen Wirkungskreis sich schaffen

und dann erhalten soll, darüber sind schon, in sehr verschiedenem Geiste, unzählige Anweisungen gegeben worden, und noch neulich hat darüber ein geachteter Gelehrter mit edlem Eifer gesprochen und andere würdige Männer sich zu äufsern veranlafst. Viele übrigens denken, das werde wohl zu seiner Zeit sich schon von selbst finden und sich nach dem bestehenden Weltlauf selbst machen. Andere hoffen es durch Schlauheit, durch angesehene Verbindungen, durch Schmiegsamkeit u. s. w. wohl auszurichten. Die Bessern stüzen sich auf die Hoffnung: ihr guter Wille werde sie durch alle diese Schwierigkeiten hindurchleiten. Wir, unseres Theils, lassen alles dies gern auf sich beruhen. Auch uns hat es ja nicht entgehen können, dafs allerdings gar vieles sich von selbst macht; wir wissen aber auch, dafs dies bei weitem nicht immer gut, und nicht das Gute ist. Der Schlauheit und der Verkehrtheit aller Art gelingt freilich auch manches, und oft steht der Redliche und Treue beschämt vor der Welt, die, zu ihrem eigenen Schaden, den Verschlagenen, den die Wahrheit verrathenden Glüksrittern huldigt. Aber wahrlich, sie sind wenig um ihre Erfolge zu beneiden; ihr Glük ist glänzendes Elend, wie ihre Tugenden, mit denen sie gleifsen, glänzende Laster sind. Haben sie ich nicht der Welt verschrieben und ver-

kauft, sind sie nicht dadurch in die härteste Knechtschaft gerathen? Woran vermag ihr Herz sich zu erfrischen und ihr Geist sich zu beleben, da sie immer herumfragen müssen bei der Welt, was sie zu thun gebietet und zu gewähren geneigt ist? Siehe hin auf die verkannten und unscheinbar einhergehenden Redlichen; sie sind frisch und lebendig, über allen Schmerz hinaus tröstet sie das Zeugnifs eines guten Gewissens und sind gegründet auf ein freies, gottverwandtes Bewufstsein. — Und der gute Wille, er läfst freilich, wenn er einer ist, nicht zu Schanden werden; denn es lebt ein heiliger und gerechter Gott. Aber demjenigen, das sich so häufig einen guten Willen nennt und sich auch dafür hält, fehlt oft gar viel daran, dafs er es wirklich sei: — er ist kein Wille und nicht gut. Nur ein ganz unpersönlicher Zug ist's zum Guten, ein ganz allgemeines, ungefähres Mögen, das noch tausendfach bestimmt, gestimmt, umgestimmt und verwandelt werden kann; es ist nichts auf einer Persönlichkeit Ruhendes und dieselbe Bildendes. Ein Schwimmendes ist's, das denn auch, nur zu oft, verschwimmt. Ein wahrhaftiger guter Wille hat es erkannt, dafs ohne Falsch zu sein wie die Tauben und klug wie die Schlangen nur Ein Gebot ist desselben Einen Herrn, der es geoffenbart hat, was ein

guter Wille sei. Der Kampf der Klugheit gegen die Klugheit wird im besten Falle, bei völlig gleichen Kräften, aufhebend und negativ wirken; aber der Kampf der Klugheit aus reinem und lauterm Herzen gegen die Klugheit aus verkehrtem und verderbtem Herzen, der eben ist's, welcher überall so sehr noth thut, der positiv gut wirkt, das Gute fördert, das Böse entlarvt und niederreifst, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit aufbaut. Aber eben diese Klugheit, die wir meinen, ist nichts anderes, als die schlichteste Einfalt, jedoch als völlig und durchsichtig bewufste. Sie überwindet jene Klugheit (das Böse mit Gutem) schon dadurch, dafs sie von ihr für wehrlos, bewufstlos und dumm gehalten wird, während sie alles gar wohl sieht, wohl weifs und darum auch wohl ausrichtet.

Wie wir das unserer Erwägung vorliegende Verhältnifs zu betrachten gedenken, ergibt sich wohl schon aus diesen Vorbemerkungen. Es kann nemlich keinesweges unsere Absicht sein, Weisen ausfindig zu machen und zu empfehlen, wie der Arzt in seinen tausendfachen Berührungen mit der Welt in eine Vermischung mit ihr eingehen, oder sich ihr persönlich entziehen und überall seinen Vortheil mit dem der Sache in Einklang bringen solle; und noch weniger können wir

hier Kunstgriffe ermitteln wollen, durch welche wir die Wichtigkeit unseres Amtes der Welt bemerklich machen und sie nöthigen könnten, uns entsprechende und uns angenehme Opfer darzubringen. Wer hätte nicht schon die verschiedenartigsten Vorschriften und Vorschläge darüber vernommen? und wer wüfste nicht, dafs über alle diese Vorschriften und Vorschläge hinaus noch Viele ihre eigenen Methoden haben und üben? Alles dies also lassen wir, ohne es richten zu wollen, als Abirrung fallen und möchten das Eine nur deutlich und innerlich erkennen: wie der Arzt gerecht zu wirken habe, wie er innerlich eine Stellung zu seiner auswirkenden Thätigkeit gewinnen könne, die durch keine Casuistik verrükt zu werden, sondern durch die gröfsten Verwiklungen und Trübungen des äufsern Lebens sicher hindurchzuleiten vermag? Es meine niemand: diese Aufgabe zu lösen, eine solche innere Stellung wirklich zu finden, sei unmöglich; es bestehe vielmehr die wahre Lebensweisheit eben darin, in jedem besondern, neuen Falle eine neue Weise der Behandlung und des Verfahrens zu finden. So allerdings denken Viele und mit dem Schein der Wahrheit. Denn freilich soll jede einzelne Handlung das Ergebnifs einer besondern, freien, die Veranlassung, den Gegenstand und das Ziel umschliefsend und durchdrin-

gend berüksichtigenden Erwägung sein; aber eben damit sie dies wahrhaft sein könne, darf und kann sie nichts Abgerissenes, nichts Isolirtes sein. Je spezieller irgend eine Handlung, je besonderer eine Erwägung ist, desto mehr sind sie nur concrete Gestaltungen des Allgemeinen, desto vollständiger und lebendiger ist eben dies erkannt worden. Durchaus also kommt es darauf an, einer solchen Denk- und Handlungsweise (wesentlichen Gesinnung) sicher zu werden, die nie als veraltet oder als unzureichend verlassen werden darf, eben weil sie ewig neu und erneuernd, weil sie — aus der Wahrheit ist! Freilich aber darf sich als ein solches nicht irgend eine wesentliche Allgemeinheit, etwa ein stoisches Gebot: „thue „in allen Fällen rüksichtslos das Rechte!“ noch auch aus sentimentaler Zerflossenheit das entgegengesezte: „schone alles, und wage nir„gends mit Entschiedenheit entgegenzutreten!“ geltend machen wollen.

Welches nun diese innere Stellung des Arztes sei, das glauben wir im Ganzen schon in den einleitenden Vorlesungen angedeutet zu haben, und nur weniges werden wir hier zur nähern Erläuterung hinzufügen dürfen. Wir können nemlich nun schon als eingesehen und zugestanden voraussezen, dafs der Arzt sich gegen seine Wissenschaft nicht nur als sittlich verpflichtet, sondern auch ihren

innersten Kern als eine rein sittliche Aufgabe betrachten müsse. Durch die Wissenschaft nemlich ist ihm ein Kampf geboten gegen ein vorhandenes Böses, welches er als die Wurzel und innerste Bedeutung der Krankheit erkannt hat. In diese Erkenntnifs immer tiefer einzudringen und aus ihr heraus immer bewufster und heilsamer wirken zu können, ist die Summe seiner ihm aufgegebenen Wirksamkeit. Und eben hiedurch ist auch seine Stellung zur Welt und die Differenz zwischen ihr und ihm genau bezeichnet. Dieses Böse nemlich ist nicht ein zwischen Himmel und Erde schwebendes Wesenloses, noch auch stehet der Mensch dazu in einem eitel zufälligen, oder wohl gar grundlosen Verhältnisse, sondern es ist ein völlig Reales, und der Mensch stehet damit im ursächlichen Zusammenhange, und zwar in einem doppelten, wohl zu unterscheidenden: — in einem nothwendigen der Natur, und in einem freien der Spontaneität. Offenbar nemlich erfafst sich der Mensch, zum Bewufstsein auftauchend, einerseits als integrirendes Glied der Gesammtnatur, und als solches von ihr bedingt und mit Nothwendigkeit bestimmt; andererseits aber — im vollendeten Bewufstsein — als sie in sich und für sich frei bestimmend. Alles also was der Mensch ist und wie ihm ist fällt innerhalb dieses Gegensazes von Freiheit

und Nothwendigkeit; alles daher hat nicht nur eine Beziehung zu dieser Geburtsstätte der Sittlichkeit, sondern auch seinen wesentlichen Grund und wahrhafte Bedeutung eben hierin. Alles Böse mithin, mag es als in Nothwendigkeit erstikte, oder in zügellose Willkühr entartete Freiheit auftreten, hat seine Wurzel in einem Mifsbrauch der zur Freiheit bestimmten und in ihrer wahren Vollziehung die Nothwendigkeit in sich aufnehmenden, mit sich versöhnenden und in ein freies Gesez verwandelnden Kraft.

Glüklich dürften wir Aerzte uns preisen, dafs wir dieses die Philosophen so sehr und fast erfolglos beschäftigende Räthsel der menschlichen Freiheit im Gegensaz zur Naturnothwendigkeit, und die Verbindung beider im physisch-geistigen Menschen, in den wesentlichen Vorzügen des menschlichen Organismus auflösen, und die Auflösung selbst als thatsächlich und erfahrungsgemäfs nachweisen können. Ein oberflächlicher Blik schon auf den Lebensact im Gebiete des Organischen lehrt, dafs dieser von seiner ersten Regung an die bestimmte Tendenz zur Ueberwindung der Nothwendigkeit und zur Freiheit hat. Denn besteht nicht auch der untergeordneteste, niederste organische Lebensact in einer Umwandlung der aus der äufsern Natur kommenden, nothwendig wirkenden, alles Individuelle verneinen-

neinenden Einflüsse nach dem Zweke und den Gesezen des aufnehmenden Individuums? Tritt dieses Kämpfen und Ueberwinden nicht immer deutlicher hervor, je höher der Lebensact wird entweder in einer ganzen Reihe von Wesen, oder im Individuo selbst? Ist nicht eben dieser Sieg der Wesenscharakter der Individualität? Und was sonst ist's denn, das den Menschen als höchstes Individuum bezeichnet, als eben die Vollendung dieses Sieges in freier Beherrschung der äufsern Natur und in biokratischer Selbstbestimmung? Wahrlich, niemand kann dies verkennen, der es nicht übersehen mag. — Wie wesenlos aber und leer formell müfste man über die Natur der Freiheit denken, wenn man sie sich nicht, eben weil sie Freiheit ist, als gänzlich oder theilweise unterbleibend vorstellen könnte, oder sie für völlig unbegrenzt und schrankenlos hielte. So wahr sie eine wirkliche Kraft ist, deren Vollziehung aber erst in und durch Selbstbestimmung möglich und wirklich werden kann, so wahr liegt es auch eben in ihr: ob und wie sie sich vollzieht, und so wahr ist sie, eben als Wirkliches, nicht etwas Schrankenloses und Unbegrenztes. Und eben deshalb ist's nicht nur nichts Widersprechendes, sondern schlichte, aus besonnener Erfahrung hervorgegangene Wahrheit, von Graden und Stufen der Freiheit zu re-

den, von Entwiklungen zur Freiheit, von ihren Bildungsgesezen und Kämpfen mit der Nothwendigkeit, deren Erfolge nicht immer sicher sind, da hier Kräfte in Conflict gerathen nicht blofs von spezifischer Differenz der Art, sondern auch von unbestimmter dem Grade nach. Der Organismus und die Sittlichkeit sind nichts Fertiges, noch auch etwas fertig Bleibendes, beide vielmehr werdende, sich bildende und also von Bildungsgesezen abhängend. Und wie es zur wahren Sittlichkeit der Auf- und Aushülfen bedarf, die über das beschränkte, individuelle Vermögen hinausgehen, so auch bedarf der Organismus, um unter gefährdenden Umständen bewahrt zu werden, eines Beistandes, für dessen Aufnahme er nur die lebendige Empfänglichkeit hat, den er aber nicht aus sich selbst entwikeln kann.

Es verbietet uns dieser Ort ein tieferes Eingehen in dieses Innerlichste aller menschlichen Einsicht und wir müssen uns deshalb der Hoffnung überlassen, aus nicht undeutlichen Andeutungen verstanden zu werden. Es ist uns aber auch hier genügend, wenn nur mit uns erkannt wird, dafs die wesentlichen Typen der menschlich-sittlichen Freiheit mit denen der organischen Lebensacte nicht nur zusammentreffend, sondern auch identisch sind, und wenn mit uns der den nichtigen Materia-

lismus, wie den hohlen Spiritualismus gleichmäfsig verlassende, geistig-wesenhafte Standpunkt der Betrachtung erwählt wird.

Und eben hiemit ist auch genetisch die Stellung des Arztes zur Welt und die Differenz zwischen beiden angegeben. Er ist sich einer sittlichen Aufgabe bewufst, — sie stehet in einem physischen Bedürfnifs und fordert unbedingt dessen Befriedigung; ihm ist's zur innigsten Ueberzeugung und zur Wurzel seines Erkennens und Handlens geworden, dafs das physische Leben des Menschen nicht auseinanderfallen solle mit dem sittlichen, dafs beide vielmehr zusammenhängen und im lezten Grunde aus denselben Gesezen herfliefsen und eben deshalb auch in die gleichen Folgen auslaufen müssen; — sie will beide, als ganz verschiedene Dinge, auseinander gehalten haben, und zwar vor aller Untersuchung und über alle mögliche Verbindung hinaus, er erkennt die Krankheit als ein Böses, dessen Gründe er zu erforschen und, dieser Erkenntnifs gemäfs, Weise und Mittel der Bekämpfung anzugeben hat; nie also glaubt er, dafs er die Krankheit hebe — die Welt hingegen betrachtet die Krankheit als eine schlechthin über sie gekommene Plage und fordert vom Arzte die Heilung als seine Schuldigkeit, da er sonst nicht Arzt wäre; ihren ganzen Anspruch auf Heilung begründet

sie lediglich auf die Thatsache ihres Krankseins und ihre Forderung an den Arzt auf seinen äufsern Beruf. Weil sie krank ist, darum soll er heilen. Vergeblich kann sie aufmerksam gemacht werden, dafs dieser Schlufs falsch sei, dafs wenigstens zu seiner Richtigkeit noch Vorbedingungen und vermittelnde Glieder erforderlich sind. Das vernimmt sie nicht; sie glaubt ihre Bedingung zur Heilung durch das Kranksein selbst zu erfüllen, das Uebrige soll der Arzt thun, zumal sie ja Arznei nehmen und manche andere ärztliche Anordnung sich gefallen lassen will. Wie wenig aber dies hinreichend sei, das weifs jeder Arzt und die Welt selbst erfährt es täglich; denn wäre die Heilung lediglich bedingt durch das Vorhandensein der Krankheit, des Arztes und der Mittel, so stürbe niemand, da in so weit, im Leiblichen wiederum wie im Geistigen, alles bereit ist. Dafs aber dennoch so viele Kranke nicht gesund werden und der Krankheit unterliegen, kann nur darin seinen Grund haben, dafs es zwischen diesen Gliedern an dem harmonischen Zusammenwirken zur Gesundheit fehlt. Der Arzt kennt diese Disharmonie, er weifs, dafs sie theils in seiner unzureichenden Einsicht und noch gebrechlicherem praktischen Vermögen liegt, theils aber auch in der Unerregtheit und Unentschiedenheit des innern Lebens des Kran-

ken, wodurch auch die belebendsten und zur Wiederherstellung geschiktesten Einwirkungen entweder erfolglos bleiben, oder wohl gar in eine verkehrte Wirkung hineingezogen werden. Jeder mit der Beobachtung die Oberfläche durchbrechende und denkende Arzt hat es vielfach erfahren, von welcher entschiedenen Wichtigkeit es sei für den ganzen Verlauf einer nur einigermafsen bedeutenden Krankheit und für den ganzen Erfolg ihrer Behandlung, den Kranken von vorn herein in eine richtige und günstige innere Stellung zur Krankheit selbst zu sezen. Ueberall wo dies gelingt, da treffen die ärztlichen Einwirkungen gleichsam die rechten Stellen, das Leben empfängt und erwiedert auf die rechte Weise, die ganze Behandlung erhält und behält eine lichtvolle Ordnung und das Tumultuarische der Krankheit wird durch die Gesezlichkeit des Lebens aufgelöst; so wie umgekehrt auch die besonnensten und sonst wirksamsten ärztlichen Unternehmungen erfolglos bleiben, weil das Leben des Kranken nicht gesammelt, weil es zu zersplittert und zerrissen ist, um mit thätiger Ruhe aufnehmen und mit gesezlicher Kraft entsprechend reagiren zu können. Kein Mittel bringt dann seine eigentliche Wirkung, sondern unerwartete, ungewöhnliche und verkehrte. Der Arzt wird innerlich irre in seiner Diagnose, geräth in ein verlegenes Schwan-

ken, in ein vages Versuchen; der Kranke, dies durchfühlend und nicht gestüzt von begütigendem und aufrichtendem Hoffen, verzehrt vielmehr von versengendem, sich selbst zerstörendem Wünschen, wird immer mehr unmuthig, in seinem innern Zustand immer mehr aufgelöst, und dadurch desto unfähiger zur Aufnahme sowohl als zur Erwiederung auch der heilsamsten und gerechtesten Einwirkungen. Dieser innere Zustand erzeugt die nicht seltenen Fälle, wo der Kranke stirbt, nicht durch die Unheilbarkeit seiner Krankheit — diese kann in der That oft zu den minder bedeutenden gehören, — sondern weil eben ihm nicht zu helfen war, weil er, obgleich die Hülfe heftig wünschend, dennoch sich wirklich nicht helfen liefs. Oder er genest, aber nur nachdem er in Unmuth über die Vergeblichkeit der ärztlichen Behandlung ihr gänzlich entsagt und, nach einem mifsbräuchlichen Ausdruk, sich in die Hand Gottes gegeben hat. Wahrlich nicht Gottvertrauen ist's, das ihn rettet, denn es ist eben keins; sondern die Entschliefsung selbst, die Sammlung und Erhebung des Lebens auf irgend einem Punkt zieht es aus seiner Zerstreutheit und innern Zerfallenheit, macht es wirksam und siegend der Krankheit gegenübertreten. Solche Ereignisse machen Aufsehen im Volke und dienen den Verächtern der

Medizin als Belege der Unwirksamkeit oder wohl gar Schädlichkeit des ärztlichen Thuns. „Er wäre gewifs gestorben — heifst es dann „— hätte er sich nicht noch bei guter Zeit „aus der ärztlichen Behandlung zurükgezogen.“ Und dies kann allerdings wahr sein; doch beweifst es weder was frivoler, in schnöder Klügelei sich brüstender Weltsinn, noch auch was matte Frömmelei daraus entnehmen möchten. Vielmehr ist's unerschütterlich gewifs, dafs für den dermaligen Zustand der Menschen die Medizin zu den gröfsten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung gehört. Wir bedürfen der Arznei, wie wir Speise und Trank bedürfen, deren unvernünftiger Gebrauch ja auch verderblich ist:

„Wie viel doch hegt wirksamer Wunderkraft
Gewächs und Stein in tiefer Eigenschaft!
Nichts ist so schlecht von allem Erdertrag,
Das nicht der Erd' ein Gutes leisten mag;
Und nichts so gut, das nicht den Ursprung schändet,
Wenn's vom Gebrauch zum Mifsbrauch ab sich wendet!“

Shakspeare.

Wohl aber folgt daraus dies sehr Beherzigenswerthe: dafs das Heilgeschäft nicht etwas sächlich zu Vollbringendes sei, sondern auf einem Verhältnifs sittlicher Wechselwirkung zwischen dem Arzt und dem Kranken beruht, wobei die Arznei selbst nicht die Sache, sondern nur das unerlafsliche Mittel ist. Weit entfernt also, dafs der wohlgesinnte und aufrichtige Arzt ein unbedingtes Vertrauen zu

ihm, als zu einem schlechthin Helfenden, fordern sollte oder könnte, mufs er vielmehr ein solches, wo es ihm etwa begegnete, als eine schädliche Unwahrheit entschieden zurükweisen. Durchweg mufs er es den Kranken inne werden lassen, dafs das Vertrauen ein gegenseitiges und auf sittliche Ansprüche begründetes sein müfse. Sie müssen ein freies, wenn auch nicht im Worte ausgesprochenes Bündnifs darauf hin schliefsen, dafs er, der Arzt, nach bester Erkenntnifs, nach stets erneuerter Forschung gewissenhaft handeln, der Kranke hingegen alles mit Treue aufnehmen und befolgen werde. Betrachtet der Arzt den Kranken als ihm auf die Seele gebunden und über ihn vor Gott verantwortlich; der Kranke aber den Erfolg der ärztlichen Bemühung als von seiner pünktlichen und gewissenhaften Aufnahme abhängig, dann ist das wahre, heilsame Verhältnifs zwischen ihnen eingeleitet, dann wissen beide, von wo der Segen und die Entscheidung zu erwarten sei, und harren ihrer, ohne irgend etwas zu versäumen, in hülfreicher Ruhe des Gemüths. Da nun aber dieses Verhältnifs offenbar nur durch ein verständigtes, freies Ergreifen beider Theile wirklich werden kann, so läfst sich's wohl erwarten, dafs es auch oft nicht zu Stande kommen werde, wie es denn auch in der That ein seltenes ist. Was kann der

Arzt beginnen, wo das Leben in Unfrieden auseinanderfällt und in sich selbst bricht? kann er Glauben geben, der nicht wankt, und Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läfst? kann er sie auch solchen geben, die nicht glauben und nicht hoffen wollen, die nicht ruhig harren mögen, sondern nur sofort gesund sein? kann man auch zur Freiheit zwingen? Wie oft sieht der wachsame und denkende Arzt Menschen sterben — nicht durch eine unüberwindliche Macht der Krankheit, nicht durch das herangekommene Lebensziel, nicht durch Gottes Willen, sondern lediglich, weil die Menschen selbst das bindende Gesez des Lebens fahren lassen, weil sie haltungslos und in sich selbst entwurzelt werden. Nicht ganz selten sehen wir unglükliche Selbstmörder unterliegen, obgleich die Wunden nicht tödtlich, zuweilen selbst unbedeutend, die ärztliche Behandlung vollkommen zwekmäfsig und sogar in so fern hülfreich gewesen ist, als die Wunden zur Heilung gebracht worden sind; — dennoch aber sterben solche Unglükliche, wenn inzwischen nicht eine wesentliche Veränderung in ihnen vorgekommen ist, und wäre es auch die geringste — die Liebe zum irdischen Dasein; — sie sterben, weil kein Haltpunkt für das Leben in ihnen vorhanden ist. Eben so sehen wir zuweilen Menschen ohne zureichende phy-

sische Ursache, blofs durch den Wahn: eben jezt, an diesem Tage, zu dieser Stunde sei ihr Lebensziel vollendet, sterben, wenn es nicht gelingt ihnen den Wahn zu entreifsen, oder sie darüber hinwegzuheben. — Und andererseits kann die scheinbar entgegengesezte, aber häufigere, zweifellose Beobachtung keinem Arzte fremd sein, dafs so Viele, die mit der heftigsten Begier sich dem irrdischen Leben anklammern, dennoch und ohne eine absolut überwältigende Krankheitsursache sterben, blofs deshalb, weil sie aufserhalb der innern Bedingungen des Lebens stehen. Ist denn das Leben, und namentlich menschliches Leben, etwas anderes, als wirksames, freies Vermögen? wie aber vermöchte dies zu stehen, oder zu bestehen jenseits der Freiheit? Nothwendig stürzt es, sich selbst auflösend, ein, wie es nicht selbst sich frei hält. Troz der brennendsten Begier zum Dasein, verliert es der Mensch, wie er die Bedingung, das einende Prinzip, verläfst. Von aufsen darf hiezu nicht viel kommen; so wie umgekehrt, bei innerer Haltung und Geübtheit im Kampfe, auch starke äufsere Angriffe siegreich zurükgeworfen werden. Dies auch ist der tiefere Grund, warum so häufig kränkelnde Individuen (*Valetudinarii*) von solchen äufsern Verhältnissen verschont bleiben, oder ungefährdet aus ihnen hervorgehen, welchen die

Robusten schwer entgehen und oft unterliegen; denn bei diesen bedarf es oft nur der geringsten Erschütterung, um völlig haltungslos auseinanderzufallen. — Nun alles dies ist dem nüchtern beobachtenden und sorgsam erwägenden Arzte offenbar, und darum auch mufs er es schmerzhaft erfahren, dafs in vielen Fällen, in denen die Krankheit allerdings Heilung zuliefse, er dennoch nichts Heilsames ausrichten kann, weil der Kranke weder in den subjectiven Bedingungen der Aufnahme der Hülfe stehet, noch auch in dieselben sich versezen läfst. Freilich also bleibt der Arzt häufig wirkungslos, eben weil seine Wirkungen aufs Leben gerichtet sind und ihr Erfolg von der Erwiderung abhängig ist; gebrichts an dieser, so müssen auch jene spurlos bleiben.

Konnte aber dies die Wahrheit seiner Aufgabe abändern oder aufheben? Gewifs, weder dies noch jenes. Unabänderlich vielmehr bleibt dem rechtschaffenen Arzt seine rein sittliche Stellung und kein äufseres Mifslingen kann ihn hierin wankend und den Weg zweifelhaft machen. Denn eben weil jede sittliche Handlung aus der Freiheit geboren wird, zu ihrem vollkommenen Siege aber eine gleiche Begegnung erforderlich ist, kann jene nicht darum angeklagt, oder auch nur sich selbst verdächtig werden, weil es an dieser

fehlt. In ihrem wahren Werthe und in ihrer innern Bedeutung verliert daher eine sittliche Handlung nie etwas durch äufseres Mifslingen, da sie, an sich, immer gelingt, und ihr nur gebricht was sie, aus ihrer Freiheit, sich nicht erringen kann: — die Freiheit Anderer. Wem mifslingt es denn, in Beziehung auf Andere, öfterer, als dem Allmächtigen selbst. Er will, dafs Allen geholfen werde, Er ist der wahre Arzt: — lassen sich aber Alle helfen? Darum bleibt es denn auch bei dem wahren Worte unsers Luthers: „Gott hat den Menschen frei lassen „sein, darum auch soll der Mensch „den Menschen frei lassen sein!“ Unerschütterlich also wandelt unser Arzt auf dem Pfade der erkannten und ergriffenen Wahrheit und wirkt mit der Zuversicht des endlichen und vollkommenen Gelingens so lange es Tag ist.

Und wahrlich es gelingt ihm oft und viel öfter, als es die Welt selbst, in welcher er wirkt, glauben mag, oder Wort hält. Welcher wohlgesinnte Arzt hätte es denn nicht schon glaubensstärkend und seelenerhebend erfahren, dafs seine treue Gesinnung für das Leben und Wohlergehen seiner ihm anbefohlenen Kranken mit göttlichem Segen gekrönt worden ist. Sehr oft ist der kranke Mensch, auch sich selbst empfindbar, in der Wurzel

seines innern Lebens erschüttert, die Fühlhörner seiner Seele sind schärfer und empfindlicher, tiefe Sehnsucht regt sich in seinem Inwendigsten, und weil die Welt unter seinen Füfsen schwankt, schmachtet er nach dem, das da ewig halten möchte und auch seinen Leib erretten könnte vom Tode. Dann können ihn mit Lichtesschnelle die Wirkungen des Lebens treffen und sein ganzes Gemüth ist ihnen zustrebend. Wohl dann dem Arzte und wohl dem Kranken, die nun sich in der Wahrheit begegnen! Im Worte zu predigen hat freilich auch jezt der Arzt nicht, und eben der rechtschaffene, wahrhaft gottesfürchtige Arzt wird von solchem unberufenen Thun sich am entferntesten halten. Aber der freudige Glaube und die feste Zuversicht, die in ihm sind und ihn zum gewissenhaften Forschen und Handlen leiten, die sind es, welche belebend in den Kranken hinüberströmen. Kein Wort darf hiebei gesprochen werden, die lebendige Wahrheit thut's! die wilden Wogen des feindlich aufgewühlten Lebens werden gestillt; stille, kräftigende Ruhe tritt wieder ein in das zerrissene Gemüth, und so wird denn auch das leibliche Leben wiederum empfänglich für ordnende und zurechtstellende Einwirkungen. —

Es ist wohl sehr traurig, diesen an sich so einfachen und kaum mifszuverstehenden

Worten dennoch einiges noch hinzufügen zu müssen, um verkehrendem Mifsverstande vorzubeugen. Aber die Verwirrung in unsern Tagen macht es nur zu sehr nöthig. Und so erklären wir denn ausdrüklich, dafs wir nicht irgend ein Spielen mit frommen Redeweisen, kein Haranguiren, kein Lippengeplärre, kein andächtelndes Augenverdrehen, noch auch, wie Windischmann fordert, den Exorcismus meinen; sondern jene Stimmung des Gemüths und Richtung des ganzen Wesens, in welcher der Mensch sich durchweg abhängig und im Erkennen wie im Handlen bestimmbar empfindet vom Geiste der Wahrheit und völlig abgelöst von fremden, wie von eigenen Vorurtheilen. Und hiemit ist wiederum nicht gemeint jene träge Bescheidenheit und falsche Demuth, da der Mensch um aller Anstrengung und Selbstverleugnung sicher zu entgehen, lieber achselzukend und mit den Lippen bekennt: er vermöge nichts Wahrhaftiges zu erkennen, noch auch irgend etwas Gutes zu thun; vielmehr meinen und wissen wir gar wohl, dafs zwar allerdings kein Mensch, und also auch kein Arzt, irgend etwas, mindestens nichts Gutes, ohne Gott vermöge, mit Gott aber Göttliches. Man fürchte auch nicht, dafs diese Denkweise den Menschen in thörichten Stolz und verderbliche Sicherheit verstriken werde, da in der That nichts mehr

zur beständigen Demüthigung des eigenen Wesens und der falschen Persönlichkeit und zu rastloser, selbstverleugnender Anstrengung führen kann, als eben die Ueberzeugung, dafs man allerdings finden könne, aber nur — wenn man sucht. Wohl aber ist die entgegengesezte Gesinnung nicht blofs dem göttlichen Einflufs sich verschliefsend und überall des freien Menschen unwürdig, sondern auch in ihrem Ursprunge vermessene Sicherheit und in ihren Folgen verderblich. Denn sie eben, die Bekenner solcher Gesinnung — verzichtend Wahres erkennen und Gutes thun zu können, sie eben — wir sprechen zunächst von Aerzten — thun sie denn auch wirklich nichts? verkündigen sie sich nicht selbst als Aerzte? treten sie nicht dennoch wirkend ein zwischen Leben und Tod? Was gibt ihnen hiezu gute Befugnifs? — Mufs ihnen nicht die Wahl gestellt werden: sich entweder als Gewissenlose, oder als Diener des Gözen: Zufall zu bekennen?

Summa: Nur in der sittlichen Freiheit sucht und findet der rechtschaffene Arzt sein Lebenselement und wahrhaft persönliches Dasein. Begünstiget, befördert und erhöhet können ihm freilich beide werden, wo er in dieser seiner wahren Natur und Wirksamkeit aufgenommen wird, dann freilich auch nur kann, was ir ihm ist, in entschiedenen Er-

folgen hervortreten und offenbar werden; entzogen aber kann ihm sein inneres Wesen, seine Freiheit, Ruhe und Freudigkeit nicht werden, wenn er auch keine entsprechende Aufnahme, keine mithelfende Rükwirkung findet, und niemals kann er innerlich bodenlos werden! — Wie einen Fremden wird er allerdings sich häufig in der Welt empfinden müssen, aber nicht wie einen Heimathlosen und Verirrten. Denn obwohl freilich die Welt sein Ziel nicht ist, so geht sein Weg doch durch die Welt und in ihr hat er seine Aufgabe zu lösen; darum auch fliehet er sie nicht nur nicht, sondern er liebt sie in Wahrheit, wie überall jedem der Gegenstand seiner erwählten Thätigkeit von Herzen theuer ist. Nur freilich, dafs er sich nicht in ihre Irrbahnen und Verkehrtheiten hineinziehen läfst, seine Freiheit ihr nicht verkauft und sie nicht herrschen läfst über sich. Und so findet denn die Welt allezeit ihn in Liebe ihr zugewendet; was von wahrhaftem Wissen und heilsamem Thatvermögen in ihm ist, das hat er für sie und verwendet es gern zu ihrem Besten, unter allen Umständen, unter jeder Bedingung; nur dafs sie es nehmen und wohl gebrauchen wolle und ihn nicht zu ihrem feilen Diener begehre. Was die Erkenntnifs darreicht, die Freiheit gestattet, die Liebe gebietet, dies — nur dies zu leisten ist er verpflich-

pflichtet, und dazu verpflichtet er, als freier Mann, sich selbst und gegen jedermann; denn gewifs der rechtschaffene Arzt gehört keiner einzelnen Menschenklasse, keiner Partei an, sondern der Menschheit und was menschliches Antliz trägt. Wovon aber sein Gewissen ihn entbindet, oder abmahnt, dazu auch läfst er weder von der Welt sich nöthigen, noch verloken. Könnte er etwa, um der Welt zu gefallen, um ihr bekannter, zugänglicher und vertrauter zu werden, oder unter irgend einem andern Vorwande, das höchste unter allen zeitlichen Gütern, die Zeit eben selbst, hinopfern in Gelagen und andern, an sich schon unwürdigen Zerstreuungen? Mufs er nicht vielmehr sich auch darin zu finden und zu trösten suchen, dafs ihm zu vielen wirklich harmlosen und unschuldigen Vergnügungen, ja, zur Erfüllung mancher theuren und süfsen Pflicht, z. E. zum vertraulichen Leben in seiner häuslichen Familie, mit Weib und Kindern, zur speziellen Leitung der Erziehung seiner Kinder u. s. w. nicht die volle Zeit gelassen ist? Könnte er durch Geldlohn sich bestimmen, seine Zeit, seine Freiheit, seine bessern Neigungen, ja, seine Pflichten sich abkaufen lassen? Niemand wird dies bejahen, doch mufs ein deutlicheres Wort hierüber gesprochen werden.

In unserer dermaligen bürgerlichen Ord-

nung steht der Arzt mitten unter den Gewerbtreibenden. Hierüber haben die Aerzte sich vielfach beklagt, obwohl in der That nicht einzusehen ist, mit welchem Rechte; denn weder widerstrebt es der gesellschaftlichen Ordnung noch hat es auch überall etwas Erniedrigendes, dafs der Mensch von seiner Thätigkeit, welcher Art sie auch sei, wenn sie nur zum allgemeinen Besten dient, seinen Lebensunterhalt gewinne. Ganz ehrbar vielmehr und ehrend ist dies, wo es in rechter Art geschieht, verächtlich hingegen nur die arbeitsscheue Bettelei, oder das träge parasitische Leben von der Arbeit Anderer. Auch gibt es in der That im Staat niemand, vom Oberhaupte desselben an bis zum lezten Diener herab, der nicht eben für seine Thätigkeit erhielte, was er bedarf, durch sie aber auch gerechten Anspruch darauf machen kann. Es wiederholt sich hierin das güte organische Gesez, dafs alle gedeihliche Ernährung nur durch gehörige Bearbeitung bewirkt wird. Verschieden aber freilich sind die Bedürfnisse, und zwar eben nach der Verschiedenheit der Thätigkeit und der damit zusammenhängenden äufsern und innern Verhältnisse. In gradem Verhältnisse nemlich stehen offenbar: Massenarbeit und Massenbedürfnifs, veredelte Thätigkeit und veredeltes Bedürfnifs. Der Bildhauer kann nicht leben wie der Steinmez;

beide zwar arbeiten in Stein, jener aber haucht ihm Seele und Leben ein, dieser glättet ihn nur und läfst ihn einen todten Stein, für seine mühevolle physische Arbeit erhält der eine reichlichen stoffigen Ersaz, der andere hingegen hat für seine Seelenanstrengung gegründeten Anspruch auf freie und geistig veredelte Ausgleichung. — Man thut wirklich wohl auch in solchen Dingen schlicht zu sein und lieber das Gebührliche offen zu fordern, als unter dem Schein grofsmüthiger Verzichtung, oder leer spiritualistischer Bedürfnifslosigkeit es, dem Worte nach, aufzugeben, und doch heimlich danach zu verlangen und auf unrechtem Wege danach zu jagen. — Welche Ansprüche in dieser Beziehung der Arzt machen dürfe, kann nicht zweifelhaft sein. Man hat bei Berechnung des ihm zuständigen Lohns nicht einmal Rüksicht zu nehmen auf die hohe Bedeutung seiner Thätigkeitserfolge, Leben und Gesundheit, — denn diese sind nicht von ihm allein abhängig, — sondern nur auf die Art und das Maafs der ihm angemutheten und von ihm unweigerlich zu übernehmenden Anstrengungen. Der ganze Mensch, nach allen seinen geistigen und leiblichen Vermögen hin, wird beim Arzte in Anspruch genommen, und keines von allen darf er versagen. Die anhaltendste, vielseitigste geistige Anstrengung mufs er sich selbst gewissenhaft

gebieten, jede körperliche wird unbedingt gefordert, und er darf sich ihr nicht entziehen. So lange er seine Glieder regen kann, mufs er dienen; er darf nicht — was so Vielen erlaubt ist — mit Ermattung oder mit der offenbaren Bedenklichkeit des Zugemutheten sich entschuldigen: — jede Tageszeit, jedes Geforderte mufs ihm recht sein; in jede Seuche mufs er sich hineinwagen, keine Ansteckung vermeiden — und so ist denn auch in keinem Stande die Sterblichkeit so grofs, als im ärztlichen; — auch der so naheliegenden Besorgnifs: in den Schoofs seiner eigenen Familie den Samen der verderblichsten Krankheiten zu verpflanzen und diejenigen, die seinem Herzen die theuersten sind, in die gröfste Gefahr zu sezen, mufs er widerstehen; von den Kranken- und Sterbebetten der Seinigen mufs er wegeilen, weil Andere seinen Beistand fordern; theilnehmend und hingebend mufs er sich Andern erweisen, wenn auch Sorge und Kummer ihn innerlich durchwühlen. — Nun, alles dies thut der rechtschaffene Arzt, und er thut es gerne, weil sein Gott, der ihn in dies Amt gesezt, es ihm geboten, und es den Menschen, seinen Brüdern, frommt. Aber er selbst ist auch ein Mensch, ein schwaches, gebrechliches Wesen. Er kann, unter solchen Umständen, seinen Leib nicht mit roher Kost nähren, er kann ihn nicht hart

kleiden; er kann, wenn sein Kopf frisch und wach bleiben soll, seine Füfse nicht, in einer volkreichen Stadt umherrennend, abjagen; er kann die Gefährtinn seines Lebens, die seiner und deren er ohnehin so wenig froh werden kann, nicht unter quälender Nahrungssorge und roher Arbeit sich winden lassen; er kann seine Söhne nicht an den Pflug geben und seine Töchter nicht als Dienstmägde in die Fremde hinausstofsen. Alles dies kann und darf er nicht, und niemand wohl wird's von ihm fordern. Darum auch kann er es ganz frei begehren, dafs in so weit für ihn gesorgt werde und, wo es geschieht, mit Dank zwar, jedoch in völlig unbeengter Freiheit es annehmen, da ihm dann eben nur das Billige zu Theil wird, das er auch, da jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, ohne zu erröthen fordern darf. Aber auch nur dies. Keineswegs darf er reich werden wollen von seiner Thätigkeit, nicht ein vornehmes üppiges Leben sich daneben bereiten, oder seinen Nachkommen Schäze aufspeichern wollen. Ja, wir bekennen es frei, dafs wir, obgleich allerdings auch uns Verhältnisse bekannt sind, die den Arzt ohne sein absichtliches Dazuthun in den Besiz ansehnlichen Reichthums bringen können, es dennoch im Allgemeinen für kein ehrendes Zeichen unseres Standes ansehen könnten, wenn Viele unter uns reich wären. Denn

wahrlich nicht minder störend, drükend und überall unwürdig als der Mangel, ist's der Ueberfluſs für jeden mit einem Amte des Geistes Bekleideten. Nicht zu wenig und nicht zu viel, das eben ist das rechte Maaſs, und dies auch, wie es scheint, fehlt selten dem Arzt, wenn er es nicht selbst verscherzt. Ganz ohne Noth scheinen mir daher früher und noch neuerlich Vorschläge in dieser Beziehung gemacht worden zu sein, welche freilich, schon ihrer Unausführbarkeit wegen, ohne Einfluſs bleiben werden. Wünschenswerth wäre höchstens, daſs für die jüngern, würdigen Amtsgefährten, um sie über die ersten Jahre des Harrens auf praktische Beschäftigung hinauszuheben und sie vor den verderblichsten Abirrungen eben in dieser sorgenvollen Zeit zu bewahren, etwas Abhelfendes geschehen möchte. Dies aber könnte in der That leicht, geräuschlos und zum gröſsten Vortheil für das amtsbrüderliche Verhältniſs von den ältern Aerzten selbst, ohne das gröſsere Publikum hineinzumischen, bewirkt werden.

Auch in dieser, freilich sonst das freie menschliche Verhalten leicht beengenden Beziehung, kann der Arzt also seine sittliche Stellung rein bewahren und so dem Mammondienst gar wohl entgehen. Als ganz unstatthaft daher muſs es zurükgewiesen werden, wenn manche den Frondienst, den sie den

Reichen leisten, die Vernachläfsigung, die sie die Armen erfahren lassen und die gänzliche Verzichtung auf alle fernere wissenschaftliche Forschung und Ausbildung mit dem grofsen Zeitaufwande entschuldigen, welchen sie, um ihre bürgerliche Existenz zu sichern, den mancherlei, vom ärzlichen Zweke freilich weit abliegenden Ansprüchen der Wohlhabenden hinopfern müfsten. So, in Wahrheit, verhält es sich keinesweges, und wir dürfen es kaum glauben, wenn sie gleichwohl selbst ein innerliches Widerstreben gegen diese Lebens- und Verfahrungsweise und ein herzliches Sehnen nach einem Andern und Bessern vorgeben. Wenigstens irren sie sich dann, und nicht ohne ihre Schuld. Eben diejenigen Aerzte, denen die Wissenschaft und Kunst die meiste Förderung verdanken, waren vielbeschäftigte Männer, meistens von Königen, Fürsten und den Vornehmen dieser Welt sehr gesucht; doch verliefsen sie nicht die Armen und zeigten sich oft und willig in den Jammerhölen der Dürftigen. Wir dürfen zur Bestätigung dieser Wahrheit nicht erst Namen nennen, denn Gottlob! ist gerade dies der Charakter eben der Heroen unserer Wissenschaft, und nie hat eine in Geiz zusammengeschrumpfte, oder in Weltlust zerflossene, oder in Weltdienst verhärtete Seele sich auch nur zur Ahnung des Geistes der Medizin erheben, und

noch weniger der Kraft dieses Geistes theilhaftig werden können. Oder, was meint ihr — da bei der Nachricht von der tödtlichen Krankheit Werlhofs allgemeine Trauer in Hannover sich verbreitete und alles Volk sich in die Tempel der Anbetung drängte und heifse Gebete für ihn zum Himmel sendete: — war das ein Zeichen, dafs ein Söldling krank sei, mit dem man sich schon längst, eben durch den Sold, ausgeglichen habe? Oder war es das Angstgeschrei aus der Gefahr einen väterlichen Freund und Annehmer zu verlieren? Aber welch ein Arzt, welch ein Gelehrter und — welch ein Mensch war auch Werlhof? — Und als König Friedrich II. seinem neuen Leibarzt Selle in einer eigenhändigen Dienstanweisung es zur Bedingung machte, dafs er fortfahre Charitätsarzt zu bleiben; ihn, den König, nicht anders zu behandlen, als den Lezten und Aermsten im Volke, und dafs er mit keinem Menschenleben experimentiren solle: — hatte er recht daran, der grofse König? War diese Gesinnung edel, menschenwürdig, unserer erhabenen Wissenschaft entsprechend und sie befördernd? — Wer dürfte das leugnen! — Willst du erfahren, wie unaustilgbar das Andenken eines wahrhaft menschlichen Arztes im Andenken auch der späten Nachkommen fortlebt, so nenne nur in Clausthal den Namen Lentin,

des schon mehr als zwanzig Jahre verschiedenen und mehr als vierzig Jahre von dort geschiedenen Mannes, und Blik und Gebehrde und Wort von Alt und Jung wird es dir verkündigen, welch ein Mann er war! Und Clausthal ist eine sehr arme Stadt und war es zu jener Zeit wohl noch viel mehr; ja, Lentin seufzte dort viel unter grofser Armuth und schweren Sorgen um die dringendsten Bedürfnisse. Doch blieb sein Herz fremder Noth zugewendet und sein Geist so frisch, dafs er auch da Werke hervorbrachte, welche seinen Namen in der Wissenschaft unvergefslich machen. — Dem herrlichen Greis Peter Frank blieb es auch dann noch, da er von seinem arbeitsvollen Leben auch hienieden noch ein wenig auszuruhen gedachte, um die Schäze seiner goldreinen Erfahrung eröffnen und mittheilen zu können, auch da noch blieb es ihm Bedürfnifs seines feinen Herzens die Armen auf ihrem Krankenlager mit seinem hülfreichen Beistand und mit dem Trost seines Anbliks zu erquiken, während er nur sehr genöthigt einem Ruf zu den Reichen folgte. In dem grofsen Wien sah man ihn willig zu den Kranken unter den Dächern hineilen, und sie forderten ihn mit gutem Vertrauen dazu auf. Sehet da, der Mann, um den sich die Hohen der Erde, und mit gutem Rechte, beworben, er flüchtet am Abend

seines Lebens gern zu den Armen, wohlgedenkend jener Worte des Königs: „was Ihr „gethan habt einem unter diesen geringsten „meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!“ — Wessen Gemüth wäre wohl so erstarrt und in der Welt abgestorben, um nicht inne zu werden, dafs dieser Zug jenen grofsen Arzt mehr ehrt, als jede andere, noch so verdiente äufsere Auszeichnung? — Und auch von dem trefflichen Reil wissen wir es sehr wohl, dafs er, troz seines Vorschlages für die untere Volksklasse Routiniers zu bilden, mit herzlicher Bereitwilligkeit sich der Armen angenommen und ihnen kräftig beigestanden hat.

Kurz, es ist wohl — wenn wir auch von den Lebenden und gar zu Entfernten schweigen — thatsächlich bewiesen, dafs im ärztlichen Verhältnisse selbst, ernst und treu erwogen, nichts enthalten ist, das vom göttlichen Leben entfernen könnte. Es gilt also nur es in Wahrheit zu leben. Nirgends ja auch ist das rein Menschliche, wahrhaft Wissenschaftliche und treu Bürgerliche so innig mit einander verschmolzen und die Gefahren falscher Beimischungen und wesentlicher Verfälschungen so sehr bezeichnet, als im ärztlichen Berufe; wie sollte es denn da nicht möglich, ja nicht leicht sein des rechten Pfades sich zu vergewissern, wenn man ihn nicht, offen oder heimlich, scheut?

Und so glauben wir denn auch als richtiges Ergebnifs dieser ganzen Untersuchung aussprechen zu dürfen, dafs die Stellung des Arztes der Welt gegenüber eine rein ethische sei, die, als solche, durch keine Weigerung der Welt aufgehoben werden kann. Denn freilich solcher Weigerung gewärtige sich nur jeder, und er erfährt sie gewifs. Sie, in ihren beiden Gestalten, als lustige und traurige, meint, sucht und fordert ja etwas ganz anderes; sie, alles von aufsen her erwartend und mit dem Blik immer dahin gerichtet, findet es ganz unbegreiflich und ungebührlich dazu, wenn der Arzt in allem Ernste von ihr fordert; dafs sie zur Genesung von ihrer Krankheit Wesentliches beitragen soll, und zwar von innen her. Ist auch *das*, frägt sie in unwilliger Verwunderung, ein *Mittel*? ist's ärztlich vom Kranken Anstrengung und Kampf irgend einer Art, und wäre es auch nur dies, der falschen Anstrengung und dem schädlichen Kampf zu widerstehen, zu fordern? — Unauffällig kann auch das unsinnigste äufsere Thun geboten werden: — man nimmt es gläubig an; man verordne z. E. ein Kohlblatt um die Radialarterie zu binden zur Milderung des Fiebers: — es wird befolgt werden ohne Widerstreben und ohne den leisesten Verdacht der Unverständlichkeit zu erregen. Man rathe aber einem Fieberkranken der beginnen-

den Gedankenverwirrung innerlich durch einen ruhigen Versuch sich zu orientiren zu widerstehen: — das wird schon bedenklich gefunden werden. Hat es doch selbst einem unserer Rezensenten verwunderlich geschienen, dafs wir, die Gründe wohl erörternd, in bestimmten Krankheitsfällen das Denken als etwas Helfendes ärztlich empfehlen konnten, als wenn dem Menschen damit unter irgend welchen Umständen etwas ihm völlig Fremdartiges geboten würde! — Mit Einem Worte: so grofse Divergenzen der Gesinnung können eben keine Wahlanziehung in der Erscheinung begründen. Allerdings also sind wesentliche Differenzen unvermeidlich. Dies aber kann in der That weder etwas ändern, noch am Ende auch schaden. Denn in dem Maafse, als der Arzt sich immer mehr bewufst wird des Zieles, wie des Weges dahin, um so mehr entrükt ist er der Gefahr in abirrende Nebenwege sich verloken zu lassen; und je minder ihm die Schwierigkeiten seines Laufs unerwartet sind, desto weniger sind sie ihm schwierig. Nicht also darüber kann in ihm Verwunderung und Betroffenheit entstehen, wenn er auf Widerstand und Hemmungen stöfst, sondern eben wenn er ihnen nicht begegnete; denn gerade dann müfste er, obwohl Mühseligkeit nicht wünschend, fürchten die rechte Strafse verfehlt zu haben. Wie

also sollte jene unvermeidliche Differenz etwas in der Aufgabe selbst ändern? Aber sie schadet am Ende auch nicht. Denn die Welt ist im Irrthum über sich selbst und dessen was sie begehrt. Diesen Irrthum wird sie — freilich wohl etwas spät — dann besonders inne, wenn er mit der ganzen Schwere seiner Folgen auf sie selbst zurükfällt; dann auch verlangt es sie nach der Hülfe, welche sie lange in sich selbst gesucht und nicht gefunden; dann auch erkennt sie den rechtschaffenen Arzt als ihren wahren Freund und dann erst vermag er ihr tröstend und helfend beizustehen.

Die Stellung des Arztes zur Welt haben wir uns hier zu betrachten und darzustellen aufgegeben. Die Richtung unserer ganzen Untersuchung zielt auf Erkenntnifs des innern Wesens und überhebt uns schon dadurch auf alle einzelne Gestaltungen in der Erscheinung einzugehen. Ausdrüklich haben wir es überdies schon in den ersten Vorlesungen und im Eingange dieser erklärt, dafs wir nur dasjenige in den Kreis unserer Betrachtung ziehen wollen, was allein würdiger Gegenstand sein kann freier Erwägung sowohl, als des ihr entsprechenden Handelns. Beides aber kann offenbar nur auf sittlichem Grunde ruhen. — Wir vermögen überall nicht die Welt zu bestimmen, darum auch wollen wir darauf nicht

ausgehen; aber wir sollen uns nicht von der Welt bestimmen lassen und sollen und können uns selbst bestimmen, darum müssen wir dies Gebot, wie dies Vermögen in's Auge fassen. Vollziehen wir beide, so wird freilich auch unausbleiblich eine verändernde Wirkung in die Welt eintreten, deren wir uns als einer segensreichen Zugabe erfreuen können; Hauptsache indessen und einziger Gegenstand unseres Strebens kann nur sein, dafs wir an und in uns thun, was recht ist. Dies allein auch ist gewifs zu erreichen, und mit ihm fällt alles andere uns entweder von selbst zu, oder wir bedürfen es nicht, oder können die Entbehrung doch leicht tragen.

Dies nun ist der Gesichtspunkt, aus welchem wir dieses ganze Verhältnifs anschaulich zu machen bemüht gewesen sind; keinen zu seinem innern Wesen gehörigen Theil glauben wir unbeachtet gelassen und alles mit innerer Wahrheit dargestellt zu haben. Nichts ist gefordert, das nicht geleistet werden könnte, das von den Bessern in allen Zeiten nicht geleistet worden wäre. Darum auch kann uns der Vorwurf nicht treffen: in blofser Phantasie uns ergangen, oder unerträgliche Lasten aufgebürdet, oder Wünsche ausgesprochen zu haben, wie sie, obwohl gerecht, dennoch in dieser wirklichen Welt ihre Erfüllung nicht sehen können. Eben nur was in

dieser und für diese Welt, wie wir selbst sie gar wohl kennen, wahrhaftiges und dringendstes Bedürfnifs ist: — nur das nicht unerfüllt zu lassen, was zum gemeinen Wohl und zum Frieden jedes Einzelnen dient, nur dies haben wir gefordert. Und wie wir einerseits vor luftigem Wünschen, so haben wir auch andererseits, obwohl hiezu die Veranlassung näher lag, vor massigem Tadeln uns gehüthet. Denn freilich ist im Allgemeinen eben dieses Verhältnifs sehr entweiht und mit Schreken kann eben hier oft erblikt werden, wie unvermerkt und dennoch wie weit Eitelkeit, Gewinnsucht, Trägheit und überall Selbstsucht jeder Art vom Ziel verschlagen können. — Gewifs, niemand noch hat wohl seine ärztliche Laufbahn mit bewufsten bösen Vorsäzen begonnen; dafür ist schon durch den niemals ganz zu verkennenden, oder völlig wirkungslos bleibenden sittlichen Kern unserer Wissenschaft gesorgt; auch ist kein Mensch so durchaus verderbt, dafs er mit bewufstem Bösen beginnen sollte. Durch wie viele Zwischenzustände sittlicher Entartung mufs also der Arzt erst hindurchgegangen sein, bis es ihm zur bewufsten Maxime werden kann, keinem Leidenden beizustehen, der ihm nicht ein gutes Stük Geld bietet, oder viele Ehre erweiset oder verschafft, oder ihm Gelegenheit zu einer seltenen Beobachtung und

zu einem ausgesonnenen Versuch gibt! Was mufs nicht alles innerlich sich zugetragen haben, bis ein Arzt darauf kommen kann sich Einflufs, Ansehen, Gewicht und Vornehmheit zu erringen durch schnöde Menschenverachtung und schneidende Grobheit, oder durch feile Kriecherei und augendienstliche Anschmiegung; bis er von aller Wahrheitsforschung sich abgelöst und in seiner verhärteten Unwissenheit zufrieden ausruht; bis er zur kalten Verachtung seiner Amtsbrüder und Mitarbeiter herabsinkt; bis Eine unverstandene Paradoxie gröfseren Werth bei ihm hat, als viele schlichte, einsichtliche Wahrheiten! Alles dies und Aehnliches wird nicht mit Einem Schlage, doch aber wirds, und wird aus Etwas, das in uns als verborgener, verdekter Keim liegen mufs. Was jedoch sollen wir gegen die Früchte uns sezen, die den Samen ja nur kenntlich machen, nicht aber selbst die Schuld tragen, wenn sie böse sind. Deshalb auch schwiegen wir von allen diesen Ausartungen, obwohl sie uns nicht haben entgehen können, und richteten unsern Blik nach innen, in den Bildungsprozefs selbst; und auch hier entschlugen wir uns gern der Nachforschung in die Entstehung der einzelnen Afterbildungen — obwohl wir in anderer Beziehung ein solches Unternehmen für nicht nuzlos halten würden; — sondern darauf vielmehr

mehr wendeten wir die Forschungsbegier, dafs wir die Quelle des Guten und Wahren erkennen und des Weges dahin uns versichern möchten. Sollte denn überall das Schöne und Gute nur durch den scharfen Gegensaz des Häfslichen und Bösen empfohlen werden können? und hätte man denn auch wirklich jenes ergriffen, wenn man von diesem zurükgeschrekt, fast unfreiwillig, dorthin gedrängt wird? — So hoffen wir denn auch die fruchtbare Behandlungsweise dieses Gegenstandes nicht verfehlt zu haben, wenn es uns auch nur einigermafsen gelungen wäre, das innere Wesen des hier erwogenen, wichtigen Verhältnisses hervorgehoben und seine Heiligkeit empfindbar gemacht zu haben. Ist die Einsicht in das Wahre eröffnet und dem Gemüthe eine Neigung für das Gute abgewonnen, dann wird eben dadurch auch das Falsche leicht erkannt und das Böse glüklich vermieden werden. Und da es gewifs ist, dafs die allgemeine Herstellung dieses Verhältnisses zu seiner sittlichen Reinheit viel Unwürdiges verdrängen und grofses Heil befördern würde, wie sollten wir nicht die Hoffnung hegen, dafs auch schon durch diese unsere Bemühung einiges Gute gewirkt werden sollte?

Dreizehnte Vorlesung.

Quisnam igitur liber? sapiens . . . .
Horatius.

Das Verhältnifs des Arztes zu seinen Berufsgenossen haben wir in der dritten Vorlesung als den lezten Theil unserer uns hier gestellten Aufgabe angegeben. — Indem wir uns nun dieser Betrachtung nähern, ergreift uns zunächst selbst ein schmerzliches Gefühl darüber, dafs ein seiner innern Natur nach so edles Verhältnifs häufig so herabgewürdigt worden ist, dafs sein ursprünglicher Charakter kaum noch erkenntlich blieb. Ja, selbst dafs wir unsere Betrachtung auf diesen Gegenstand zu richten für rathsam erachten mufsten, ist kein erfreuliches Zeugnifs auch für den dermaligen innern Zustand dieses Verhältnisses. Wie es aber überall verderblich ist, ein vorhandenes Uebel sich verbergen zu wollen, so ist's vollends unheilbringend, eine sol-

che Uebertünchung an einem edlen Gegenstand, und wo Hülfe möglich ist, zu dulden. Und beides eben ist hier der Fall. Gleichweit also müssen wir uns entfernt halten, sowohl von denjenigen, denen auch in dieser Beziehung alles, wie es eben ist, wohlgeordnet zu sein scheint, als auch von denjenigen, die das Uebel so verwurzelt und befestigt dünkt, dafs der Gedanke an Hülfe dagegen ihnen wie eine träumerische Hoffnung und — was ihnen besonders verächtlich ist — wie ein frommer Wunsch erscheint. Jene irren, weil ihnen äufsere, diese, weil ihnen innere Erfahrung gebricht. Die Wahrheit selbst aber liegt nicht etwa in der Mitte, wo sie die sprüchwörtliche Weisheit sucht, sondern jenseits der Entgegensezung. Denn obwohl freilich kein gröfseres menschliches Verhältnifs sich durch die allgemein verbreitete Verkehrung und Verderbtheit des öffentlichen Lebens hindurch weder rein erhalten noch aufgebaut hat; noch auch andererseits irgend eines so völlig entartet ist, dafs es nicht an eine sittliche Bestimmung erinnern und der Veredelung eben so fähig als bedürftig sein sollte, — eben weil die Welt weder Himmel noch Hölle, sondern jenen zu erringen fähig und von dieser bedroht ist; — so ist doch auch hier jene bequeme Lehre: die Wahrheit bei und zwischen den Irrthümern zu su-

chen, durchaus zu fliehen, da sie gewöhnlich nicht die verdekte oder entstellte Wahrheit rein hervorzuheben, sondern die Irrthümer inniger zu verschmelzen führt. Aus der Durchdringung mehrerer Irrthümer eine Wahrheit gewinnen zu wollen, etwa wie $-\times-=+$ ist, wäre wenigstens ein höchst gefährliches Sophisma.

Obgleich wir daher allerdings von der Ueberzeugung durchdrungen sind, dafs das hier in Rede stehende Verhältnifs im Allgemeinen auch dermalen sehr im Argen liegt, und wir dies auszusprechen uns zunächst für verpflichtet erachten, so kann uns doch dies keinesweges bestimmen, auf eine ausführliche Darstellung des Misverhältnisses einzugehen; denn nicht die Geifsel zu schwingen fühlen wir uns berufen. Vielmehr wollen wir uns bemühen, diesen Theil des ärztlichen Lebens in seiner Reinheit aufzufassen — nicht blofs wie es sein soll, sondern in der That auch sein kann; wobei denn von selbst sowohl die möglichen, als wirklichen Abwege sich bemerkbar machen werden.

Alles wahrhaft menschliche Wohlsein und Glük beruht auf gerechter Wechselwirkung in der Gemeinschaft. Thätigkeit also und Geselligkeit sind die Angeln, um welche sich alle menschliche Wohlfahrt dreht. Den Einsamen kann nichts erquiken und der Träge

vermag nicht die Süfsigkeit des Lebens zu schmeken. Je höher aber die besondere Aufgabe eines Lebens gestekt ist, desto mehr mufs es in Thätigkeit erregt, desto inniger mufs seine Wechselwirkung und desto durchdringender und befreundeter seine Gemeinschaft sein. Dies auch ist das Geheimnifs zur wahren Individualität und Selbstständigkeit zu gelangen. Nach beiden wohnt dem Menschen ein unaustilgbares Verlangen bei; dunkel wenigstens fühlt es jeder, dem nur irgend eine Ahnung vom Leben im Geiste zugekommen ist, dafs er ein persönliches Dasein nur in einer besondern, durch freie Selbstbestimmung errungenen geistigen Gestaltung (selbstständige Individualität) gewinnen könne, und dahin auch drängt sich seine ganze Sehnsucht. Aber nur zu oft wird die Befriedigung dieses gerechten und aus göttlichem Gesez entsprungenen Verlangens gesucht auf verkehrten, verderblichen und vom Ziel weit abführenden Wegen. — Schweigen wir hier auch billig von jenen vergeblichen Versuchen, sich durch den Schein glänzender Handlungen und solcher Wirksamkeit, welche Anlage und Talent versagen, oder durch gehaltlose Nachahmung fremder geltender Eigenthümlichkeit sich zur selbstständigen Persönlichkeit zu verhelfen, so müssen wir doch einer andern, tiefern Verirrung in dieser Beziehung besondere Erwähnung thun.

Es ist häufig als der einzige Weg zu einer rein persönlichen Selbstständigkeit zu gelangen empfohlen worden, dafs der Mensch innerlich sich isoliren und aus der eigenen Kraft sich an und aus sich selbst hervorbilden möge. Dies soll der Boden aller Genialität und Originalität sein, die jemals sich gesondert aus der Menge hervorgehoben. Bedenklich sollte man diesen Rath wohl schon deshalb finden, dafs die wahren Genies und Originalen ihn niemals weder gegeben, noch befolgt haben. Diese vielmehr haben sich stets abhängig gefühlt, und weit gefehlt, dafs ihnen diese Abhängigkeit drükend oder hemmend gewesen wäre, sind sie eben in ihr zur Freiheit hindurchgedrungen. Jemehr ein Geist zur wahren Selbstständigkeit hinangereift ist, desto mehr kennt er die Macht der Einflüsse auf ihn, desto mehr sucht er sie, um eben im Conflict mit ihr die Persönlichkeit zu steigern und zu läutern. In der That auch entspringt dieser Rath, troz aller verführerischen Scheinbarkeit, mit der er oft vorgetragen wurde, aus dem Fall des Menschen aus dem freien (bestimmbaren) Wechselverkehr in der Liebe in den erstarrenden Egoismus, um zu erkennen aus sich, was gut und böse sei. Wäre es möglich jene Anweisung ganz zu befolgen, so würde sie unfehlbar alles Göttliche im Menschen unwiederherstellbar ver-

drängen, und ihm eine mumienartige Selbstständigkeit statt der lebendigen Bestimmbarkeit (aus welcher allein auch ein Bestimmendes hervorgehen kann) verleihen. Durch das in sich selbst niemals ganz zu ertödtende Leben aber ist's unmöglich, seine Wesens- und Grundbedingung, die Wechselwirkung, aufzuheben, oder völlig wirkungslos zu machen; und so genieſst auch der noch einen Theil wenigstens der Wohlthat dieses Wesensgesezes, der, unbewuſst, sich ihm entziehen möchte. Denn wie Eine Kraft, und trüge sie auch eine unendliche Fülle von Vermögen in sich, ewig einsam und unfruchtbar bleiben müſste und in das unermeſslich Leere auch nicht ein Sonnenstäubchen wirkliches Dasein hineinbilden könnte, so vermag auch innerhalb des Daseienden keine isolirte Kraft irgend etwas zu erzeugen. Freilich aber gibt es auch hier kein Isolirtes, weder dem Vermögen noch der Substanz nach. Im Geistigen würde jeder Versuch, sich persönlich aus sich selbst heraus zu bilden, nicht ein lebendiger Zeugungsprozeſs, sondern alles Leben untergrabende Selbstbeflekung sein. Nur aus der vielfachsten, mannigfaltigsten Berührung mit dem Nahen und Entfernten, durch Erwekung und Uebung aller Kräfte lernt der Geist sich selbst erfassen und ergreift sein eigenthümliches Vermögen thatsächlich aus den Rükwirkun-

gen, die er, in der Uebung, von den Gegenständen seiner Wirksamkeit erhält. In dieser Verbindung erwacht ihm lebendige Liebe, diese wiederum erhöhet seine Sehnsucht wie sein Vermögen zu vielfachern, umfassendern, eindringendern Verbindungen, und beides erzeugt ein wahrhaftes, besonnenes, edles Innewerden des Geistes Seiner selbst: — persönliches Bewufstsein, selbstständige Individualität! Nur in freier, liebender Hingabe empfängt der Geist sich selbst, während er in winziger Selbst- und raffender Habsucht nur sich selbst zu verzehren vermag.

Diese Andeutungen über das wahre Wesen reiner und edler persönlicher Selbstständigkeit, und über die Weise sie zu erringen schienen uns voranzuschiken nöthig, wenn wir im Folgenden über das spezielle Verhältnifs des Arztes zu seinen Berufsgenossen verständlich und doch auf allgemeinen Grundsäzen ruhend sollten sprechen können.

Man kann aber sehr wohl darüber einig sein, dafs Einverständnifs im Erkennen und Handlen nicht blofs eine dringende Forderung der Vernunft an alle in einer bestimmten Sphäre geistiger Thätigkeit Stehende sei, sondern dafs es auch die wesentliche Bedingung gegenseitigen Glüks und Friedens ist, und dennoch behaupten zu dürfen glauben: ein solches Einverständnifs wirklich zu erringen

sei gleichwohl unter Umständen innerlich unmöglich, wegen der Selbstständigkeit, nach welcher jeder zu trachten und die gewonnene zu behaupten nicht nur das persönliche Recht, sondern auch die Pflicht habe. Dies namentlich ist's, was man nicht selten von Aerzten als Entschuldigung, wohl gar als Rechtfertigung und Grund für ihr disparates Verhalten zu ihren Amts- und Berufsgenossen aussprechen hört. Der Achtung wegen, die jedes Bestreben nach edler Selbstständigkeit verdient, und der entschiedenen Zurükweisung willen, die jedes selbstische Beginnen erfahren soll, glauben wir wohl zu thun, wenn wir jene scheinbare Antinamie ernstlich prüfen. Unsere Unbefangenheit aber hiebei werden wir wohl am besten bewähren, wenn wir den Gegnern, soweit ihre Behauptung selbst es duldet, allgemein guten Willen unterlegen, und ihnen überdies, soviel als möglich gute Gründe leihen. Vernehmen wir also; wie sie ihre Sache führen.

Gibt es, dürften sie sagen, irgend eine menschliche Wirksamkeit, bei und in welcher der Mensch auf die Stimme des Gewissens in sich, wie auf die Stimme des über ihn richtenden Gottes hören müsse, so ist's die ärztliche. Immer ist der Gegenstand seiner Thätigkeit ein Menschenleben; ein Leben, das wie unscheinbar, gering, ja wie verach-

tet es auch in seinen äufsern Verhältnissen sein mag, doch eine göttliche Würde in sich trägt; ein Leben, das immer die reale Möglichkeit zu allem Guten und Edlen, also auch die Bestimmung zu dessen Verwirklichung in sich schliefst. Und eben dieses Leben, das Höchste und Wunderbarste in der ganzen Schöpfung, ist auf eine entscheidende Weise in die Hände und auf das Gewissen des Arztes gelegt. Wie sollte er da sich erlauben, irgend etwas Wichtiges zu thun — und nichts ja ist hier unwichtig, — als was völlig der eigenen Einsicht entspricht und eben so die beruhigende Ueberzeugung gewährt, nach Vermögen das Beste erwählt zu haben? Wie sollte da irgend eine Auctorität ihm die Stelle der eigenen Einsicht vertreten können, vertreten dürfen? Ganz in sich und mit sich selbst hat der Arzt also sein Handeln und das dasselbe begründende Forschen zu bestimmen. Frühe daher mufs er nach fester Selbstständigkeit des Urtheils, nach völliger Eigenthümlichkeit des Handelns ringen. Sein Wissen, seine Erfahrung kann, ja mufs er, ohne die Bescheidenheit zu verlezen, über das Wissen und über die Erfahrung aller Andern sezen, denn nur was er hat, und was in ihm ist, kann ihn in seinem Handlen leiten. Wie sehr er also ein Einverständnifs mit den Berufsgenossen, von Gemüths wegen, wünschen,

und wie einleuchtend es ihm auch sein mag, daſs Vernunft und Sittlichkeit ein solches Einverständniſs im Allgemeinen fordern, so kann er dennoch, in diesem besondern Falle, nicht danach streben, weil er vor allem der gesonderten und sondernden Selbstständigkeit bedarf. Ja, eben im Berufe selbst werden ihm die Genossen am leichtesten störend, eben wegen der Verwandschaft in der Aufgabe bei entgegengesezter, oder doch abweichender Weise sie zu lösen. Enthält er sich nur des lieblosen Richtens, da sie, wie er, dem gebietenden Rechte der Eigenthümlichkeit nachgehen, und sucht er überdies noch seine innere Entfernung von den Berufsgenossen vor dem gröſsern Publikum anständig zu verdeken, so ist sie nicht nur untadelig, sondern auch gerechtfertigt. Ja, selbst dem sittlichen Vernunftpostulat nach einem Einverständniſs, ist in so fern wenigstens genügt, als eines über die Unmöglichkeit der Erfüllung für diesen besondern Fall entgegengesezt wird.

So glauben, mehr oder minder deutlich, nicht wenige zu denken; mehrere noch handlen, als dächten sie so. Wer aber sollte, ist anders die Gesinnung unbefangen, nicht diese ganze Schuzrede als ein Gewebe leerer, wenn auch nicht absichtlich erwählter, Sophismen erkennen, deren lezter Grund in einer Unlauterkeit des Willens zu finden wäre? Denn

ganz abgesehen noch von jenem voreiligen Haschen nach falscher Selbständigkeit, wie überall sollte denn ein gemeinsames Erwägen, ein Bemühen zur gegenseitigen Verständigung, dem eigenen Verstehen, der eigenen Einsicht Abbruch thun? Ist's nicht sonst eine allgemeine Erfahrung, dafs eben im Austausch der Gedanken und durch denselben, alle Erkenntnifs deutlicher, freier, entwikelter, zur Anwendung geschikter wird? Ist nicht sonst eben dies das geschikteste und bewährteste Mittel, jede durch eigene Forschung gewonnene Einsicht auf ihre etwanigen Vermischungen mit dem Irrthume zu prüfen? Wird dies Mittel zu gebrauchen wohl jemand vernachläfsigen, oder wohl gar schroff abweisen, dem es um Wahrheit zu thun ist, dem die eigenen Irrthümer lästiger, und die Sorge ihnen zu entgehen angelegener ist, als um die der Andern? Und ist dies schon allgemein aufgefafst eine unbestreitbare Wahrheit, wie sollte sie nicht ganz besondere Geltung haben im ärztlichen Forschen und Handlen? Man mag die ärztliche Kunst und Wissenschaft so hoch oder so niedrig sezen, als man nur irgend will, in jedem Fall wird man bekennen müssen, dafs sie weder Evidenz noch technische Reglung genug haben, um gegen den Irrthum sicher zu stellen, noch auch andererseits so sehr von aller Einsicht und Er-

kennbarkeit entblöfst sind, um einer verständigen und verständigenden Auffassung entbehren zu können, ja eben dieser nicht dringendst zu bedürfen. Ist dem aber so, was könnte denn eben hier den Verstand bestimmen, sein unsprünglichstes Recht und erste Pflicht: zu verständigen und sich verständigen zu lassen, aufzugeben? — Aber ferner: hat denn jemand irgend einmal die Medizin erfunden? ist sie, oder kann sie sein das Erzeugnifs irgend eines, wenn auch noch so grofsen Denkvermögens? Haben etwa wohl gar jene, ihre Selbstständigkeit so sorgsam bewachende Aerzte selbst die Medizin erfunden, ausgedacht? Mögen sie denn einmal alles Fremde, lediglich Ueberkommene, aufgeben und dann hinsehen, was ihnen, eben ihnen, wohl noch bleiben möchte! — Wahrlich, in einer Erfahrungswissenschaft stehend ist ein Auftauchen aus dem blofs Traditionellen zu einem Bewufstsein darüber nur durch den freien Eintritt in einen lebendigen Gedankenverkehr möglich; wer diesem sich entzieht, bannt sich selbst, wenn auch bewufstlos, in die undurchsichtigste Dunkelheit hinein und entfernt sich auch von der Möglichkeit wahrhaft persönlicher Erkenntnifs. Denn selbst, wenn aus diesem unfruchtbaren Grunde ein Forschungstrieb hervorsprieſsen könnte, so würde er doch, unbefruchtet wie er ist, nur

taube Blüthen treiben können. In geistiger Gemeinschaft nur vermag der Geist zu empfangen und zu geben, von dieser ausgeschlossen oder sich ausschliefsend verflüchtigt er, oder er wird verschüttet und unter seinen eigenen Trümmern begraben. Das Scheinleben, welches der aus lebendiger Gemeinschaft scheidende Geist etwa noch führen kann, verkündigt sich durch sterilen Dogmatismus, oder durch hohlen Skeptizismus, hinter welchem gleichwohl ein Dogmatismus verborgen liegt. Zu jenem sind die Jungen, zu diesem die Alten geneigt, oder versucht; jene behaupten zuversichtlich, weil sie nicht untersucht; diese zweifeln eben so zuversichtlich, weil sie nichts gefunden haben; weise dünken beide sich dabei. —

Noch aber ist diese Sache nur ganz allgemein und blofs von Seiten des Wissens und des Verstandes betrachtet; doch schon so erweiset sich jene Ablehnung des wechselseitigen Geistesverkehrs zur Beschüzung der persönlichen Selbstständigkeit als irrthümlich und verkehrt. Wie vollends wird sie sich gestalten müssen, wenn sie näher in Beziehung auf den Arzt, vom Gewissen und für dasselbe erwogen wird! Ist es wohl gedenkbar, dafs der Arzt die seiner Pflege empfohlenen Kranken als ihm auf's Gewissen gelegt, seine Wissenschaft und Kunst als noch vielfach unvoll-

kommen und mangelhaft, sich selbst, wenn auch nach Wahrheit redlich bemüht und auf dem Wege zu ihr begriffen, so doch noch nicht als im sichern Hafen angelangt, also noch der Gefahr des Abirrens und völligen Verschlagenwerdens sehr ausgesezt, wirklich betrachtete, und dennoch allen unterstüzenden Rath und alle beihelfende That des zu geistiger Gemeinschaft ihm begegnenden Geistes verschmähen sollte? Gewifs, dies wäre ein so vollkommener, so schneidender, so in sich durch und durch sinnloser Widerspruch, dafs er überall in niemand als wirklich vorhanden angenommen werden kann. Und so bleibt denn nichts übrig, als in jenen auf sich selbst beruhenden Aerzten die Meinung vorauszusezen: sie haben entweder schon den Gipfel aller in der Medizin möglichen Einsicht erklommen, (dann aber hätten sie nichts zu befürchten und sollten vielmehr aus ihrer Fülle mittheilen) oder sie könnten es doch, wenn nur von fremder Einmischung verschont bleibend, in jedem gegebenen Falle, der es forderte. Es kann uns hier nicht darauf ankommen, den schiklichen Namen für die so Gesinnten zu ermitteln; gewifs aber ist dies: sie kennen weder die Sache, noch sich selbst, und verwunderlich wenigstens wäre es, wenn sie gleichwohl Krankheiten sollten erkennen und Kranke hülfreich behandlen können!

Aber ist's denn nicht dennoch wahr, dafs der Arzt nach einem freien, von allem äufsern Einflufs abgelösten, selbstständigen Urtheil ringen mufs? sollte sein Urtheil stets bestimmbar und abhängig sein dürfen, da sein Handlen stets selbstständig und bestimmend sein mufs? Wenn deshalb dem Arzte schon bei Ertheilung des Doctorgrades der gewifs weise Rath gegeben wird: *interdum claude librum,* sollte man nicht noch vielmehr ihm rathen: *claude aurem?* Und freilich unglükselig, alles Friedens beraubt wäre der Arzt in sich und unfähig zu jedem besonnenen, ruhigen, stetig fortschreitenden Handeln, wenn er sich aus dem ihn umschwirrenden Meinungsgetümmel nicht sollte retten können, wenn er keinen Zufluchtsort, keinen festen Punkt in sich selbst finden könnte, von wo aus er mit prüfender, ordnender Ruhe überschauen, erwägen, annehmen und abweisen könnte nach freier Selbstbestimmung. Nicht die Vertilgung der eben auf freier Selbstbestimmung beruhenden Persönlichkeit kann die Aufgabe vernünftiger Wesen überhaupt sein, wie sollte sie es vollends dem so durchaus nicht zu müfsiger, unpersönlicher Betrachtung, sondern zu beständiger, fortschreitender, entscheidender Thätigkeit berufenen Arzte sein können? Eben so wenig aber auch kann die Vernunft das Vernehmen untersagen; heifst sie ja selbst

sogar

sogar danach. Wie sie jedoch selbst, ihrem Sein und ihrer Thätigkeit nach, sich nicht in bloſses Vernehmen auflöst, sondern sie auch dem Urtheil Inhalt und Richtung gibt, den Verstand belebt, in die Empfindung Geist haucht, Verstand und Empfindung verbindend das Gemüth schafft und, mit Einem Worte, alle wahrhaft menschliche Persönlichkeit und Wirksamkeit begründet und adelt, so ist auch hier nicht das Vernehmen allein gemeint, sondern auch das Vernommene und besonders der Vernehmende. Mag denn dieser immerhin Buch und Ohr zuweilen verschlieſsen, er thut es gewiſs nur dann — wann er schon vernommen hat. Kurz, eben weil der Arzt selbstständiges Urtheil weder entbehren kann noch darf, muſs er dazu sich fähig und tüchtig machen durch den freiesten Geistesverkehr, durch unbefangenes, williges und gewandtes Hören. Die wahre Persönlichkeit und edle Eigenthümlichkeit werden dadurch so wenig unterdrükt, daſs sie vielmehr nur so gediegen hervorgebildet werden können.

Mit besonderer Sorgfalt glaubten wir vorzüglich diesen Punkt hervorheben und beleuchten zu müssen, weil wir hoffen dürfen, so die einfache und wahre Grundlage alles Wohlverhaltens der Aerzte unter einander, und nicht bloſs eine reiche Quelle ihres Wohlergehens, sondern auch ein kräftiges und gewiſs

durchwirkendes Mittel zur Veredlung der gesammten, sowohl innerlichen als äufserlichen ärztlichen Stellung, bezeichnen zu können. Ohne Zweifel nemlich ist alles dies gefunden, wenn die Aerzte sich mit dem Bande gegenseitiger Achtung umschlingen und innerlich das bewufste Gefühl wechselseitiger Abhängigkeit aufnehmen und bewahren wollen. — Obgleich nun hiemit nicht mehr gefordert ist, als was das allgemeine Sittengesez gebietet, und eine nur irgend ernstliche Erwägung der innern Verkettung aller menschlichen Verhältnisse als nothwendig ergibt, so wird doch hier in so fern wenigstens mehr begehrt, als wir die specielle Anwendung und den willigen Gehorsam gegen jenes Gesez und für dieses Ergebnifs verlangen müssen. Denn alles Allgemeine, bevor es in der Anwendung und Uebung zum Besondern ausgeprägt wird, ist einer doppelten Gefahr ausgesezt, durch Verflüchtigung entweder nicht verpflichtend, oder in eine gehaltlose Aeufserlichkeit aufgelöst und zersezt zu werden. Was denn auch hilft es jezt den Aerzten, dafs sie äufserlich mit anständiger Sitte einander begegnen: — sind sie dadurch im Gemüthe vereinigt, im Geiste verbunden? wirken sie zu einem Ziele hin mit und für einander? Und die Welt, die durch jenen Friedensschein getäuscht werden soll, wird sie es denn auch wirklich?

zerstört sich nicht, und mit Recht, auch diese Art des frommen Betrugs von selbst? Wahrlich, eben die Welt erkennt diese Trüglichkeiten am besten und schnellsten, und sie hält auch jene sittige und glatte Begegnung für nichts anders, als die französischen *moeurs* vor dem Zweikampf. —

Die Medizin, ihrem innern und eigenthümlichen Wesen nach, vermag durch kein Individuum dargestellt zu werden, soviel auch allerdings das Individuum für sie thun kann und soll. Sie kann — mindestens die wahre nicht — keines Menschen Namen tragen; wer da spräche: *la médecine, c'est moi!* könnte wohl schwerlich in Ungereimtheit und Verkehrtheit überboten werden. Wie sie aus dem allgemeinen Bedürfnifs hervorgegangen und gleichsam ein Nothschrei, eine bewufstlose Appellation der gepeinigten Natur an die Intelligenz ist; wie die ersten ärztlichen Berathungen auf offenen Plätzen statt fanden, durch Ausstellen der Kranken, so kann sie nur wahrhaft sich vervollkommnen und nur in dem Maafse, als sie aus einem gemeinsam gewonnenen Bewufstsein hervorgebildet wird, als dem allgemeinen Bedürfnifs die zu einer Einheit zusammenschmelzende Intelligenz entspricht, und als das frühere, rathlose, in unbestimmte Breite sich verlaufende Fragen in eine rükhaltlos offene, in-

telligente Berathung und Mittheilung sich verwandelt. — Grofse, vielfältige, streng wissenschaftliche Bemühungen und Leistungen sind freilich zum Anbau der Medizin erforderlich und unerlafslich; aber wahrlich, sie sind nicht das Einzige, noch auch, für den lezten praktischen Zwek, das Höchste. Die Wissenschaft ist dasjenige, das Viele brauchen und Keiner gänzlich entbehren kann; Wenige jedoch nur können es leisten. In lebendiger Uebung aber müssen Alle stehen. Wie das Blut sich bewege, wissen wohl nur Wenige: — darf es deshalb stoken? Die Wissenschaft — wenn sie keine *ars lusaria* sein soll — ist ja überall nur eine Palingenesie des Vorhandenen für das Bewufstsein und durch dasselbe; darum auch mufs ihr vorgearbeitet werden vom Leben, dafs sie dann sich selbst begreifen und durchschauen lehrt. Die Wissenschaft selbst zu fördern und zu erweitern ist nicht jedermanns Aufgabe; es thut auch nicht noth, dafs viele sich damit beschäftigen, und nichts fast ist ihr verderblicher, als wenn es auf eine beruf- und talentlose Weise geschieht. Wie wenigen Aerzten ist's gegeben, sich wissenschaftlich über das blofse Empfangen und Aufnehmen zu erheben, neue und richtige Combinationen zu machen, tiefere Analogien zu finden, genauere Analysen, innigere Synthesen zu begründen, neue Thatsachen hervorzu-

fördern, entstellte Wahrheiten herzustellen, glänzende Irrthümer zu entlarven und zu verdrängen, und was sonst noch zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Leistung gehört. Deshalb jedoch dürfte sie kein gerechter Vorwurf treffen; vielmehr ist's eine wahre und heilsame Erkenntnifs, und überdies noch ein grofser sittlicher Vorzug: seine Grenze zu merken, nicht nach Fremdem zu greifen, nicht mit dem Versagten zu buhlen und nur mit dem wirklich empfangenen Pfunde zu wuchern. — Wohl aber hat jeder Arzt reiche Gelegenheit und dringende Aufforderung nicht blofs seinen Kranken hülfreich zu werden, sondern praktisch auch der Wissenschaft.

Wir meinen dies so: es gibt auf dem ärztlichen Gebiete so unendlich viel zu Beobachtendes und das Beobachten selbst ist so sehr ein vom Leben unablöslicher Trieb, dafs es in der That kaum gedenkbar ist, dafs nicht jeder Arzt auf irgend einem Punkt der Beobachtung einen glüklichen Fund gemacht haben sollte. Und wie wir einerseits allerdings bekennen müssen, dafs nur ein Verein der glüklichsten geistigen und leiblichen Anlagen, dazu noch unermüdlich fortgesezte Bemühung, die lauterste Wahrhaftigkeit, die gewissenhafteste Unbefangenheit, die gröfstmöglichste Entfernung von allem Dogmatismus einen vollkommenen Beobachter bilden können, und

grofse Beobachter daher gewifs zu den seltensten und segenreichsten Erscheinungen gehören; so ist's doch auch andererseits eben so gewifs, dafs niemand leben kann ohne zu beobachten und dafs die unwahrscheinlichste Verbindung von Bedingungen eintreten müfste, wenn nicht in jedes Einzelnen Beobachtung ein spezifischer, bis dahin unentdekt gebliebener Theil thatsächlicher Wahrheit enthalten sein sollte. Nichts aber ist für den aus dem blofsen Lebenstrieb heraus und in dem unbewufsten Zusammenhang mit dem Gegenständlichen Beobachtenden schwieriger, als eben diesen spezifischen, neuen Theil thatsächlicher Wahrheit aus dem Ganzen herauszusondern; ja, ihm selbst ist's rein zu vollbringen wohl ganz unmöglich. Ihm vielmehr tritt nur das Ganze vor, und, je nachdem er natürlich zur Bescheidenheit oder zur Anmafslichkeit neigt, entdekt er selbst in seiner Beobachtung entweder gar nichts Neues, oder er hält das ganze Convolut, dem nicht nur viel Altes und Bekanntes, sondern auch alte und neue Irrthümer beigemischt sein können, für ein überschwenglich und unaussprechlich Grofses. Unaussprechlich schon deshalb, weil sich dem Bewufstsein nichts zum Aussprechen stellen mag. Jene sind die Dürftigen, diese die Hohlen. Aus dieser Gebundenheit nun kann die Wahrheit befreit und heilsam wir-

kend in das Bewufstsein und das Leben eingeführt werden nur durch anspruchslose Mittheilung und vorurtheilsfreie Aufnahme; mit Einem Worte: durch freien Geistesverkehr. Sucht nemlich der Beobachter einen Theilnehmer und Genossen seiner Beobachtung zur Prüfung derselben; führt er ihn in den Act seiner Beobachtung ein am Gegenstande selbst, und nicht blofs in seine trügliche Abstraction davon; nimmt dieser unbefangen und willig auf, nicht glaubend in seinem eigenen Katechismus schon ein vollständiges Verzeichnifs aller Wahrheiten zu besizen; wird dies wiederholt, vielfältig, sorgfältig wiederholt, so kann es nicht fehlen, dafs das Thatsächliche wenigstens rein und lauter hervorgefördert werde. Und wie unendlich viel ist nicht schon hiemit gewonnen! In allen übrigen Naturwissenschaften ist diese Verfahrungsweise auch ganz allgemein, so dafs niemand seiner einfachen Beobachtung recht trauen mag, am wenigsten aber einen entschiedenen Werth darauf legt, bis sie von andern wiederholt, berichtigt oder bestätigt worden ist. Nur in der Medizin, wo das Beobachten schwieriger, das Irren leichter und die Folgen desselben unvergleichlich bedenklicher sind, da hat sich der unglükselige Wahn der Unfehlbarkeit Vieler bemächtigt. Welch Unheil hieraus hervorgehen mufs, ist leicht zu begreifen, aber

nicht genug zu beklagen. Wie soll man hier, wo zuvörderst alles auf die Richtigkeit der Thatsachen ankommt, Boden gewinnen zu gefahrloser Bewegung und zu sicherm Aufbau, wenn die Beobachtung nicht sicher gestellt wird, ja, wenn sie sich vor aller Prüfung und über alle Prüfung hinaus, abgerissen von allem Gesez, als fertige Wahrheit hinstellt? Welch' Abentheuerlichkeiten sind nicht schon als beobachtet ausgerufen worden; wie oft sind nicht schon die mit gröfster Zuversicht verkündigten Thatsachen am nächsten Morgen in Nebel zerflossen; wie oft haben nicht schon eben die kräftigsten Rufer: „ich habe „gesehen! ich habe gesehen!“ durch ihr plözliches Verstummen selbst erwiesen, dafs sie eben nicht gesehen haben, wenigstens nicht das, was sie zu sehen gemeint und so tumultuarisch verkündigt haben! — In der That nicht mit den falschen Theorien und leichtfertigen Systemen haben die aufeinander folgenden Geschlechter den härtesten Kampf zu bestehen; wahrlich diese würden ganz gefahrlos, ja selbst unmöglich sein, wären die Beobachtungen nur rein und treu. Falsche Systeme sind überall nur die lezten Folgen und bittere Früchte der verfälschten Beobachtung. Ein Act des Selbsterhaltungstriebes scheint es daher nur zu sein, wenn der grofse Schwarm roher Beobachter so feindselig gegen alles,

was Theorie oder System heifsen mag, sich äufsert; er mag es wohl instinctartig empfinden, dafs er durch diese an den Tag gebracht wird.

Wie aber ist diesem grofsen, die Medizin so sehr drükenden Uebel abzuhelfen? Grofse wissenschaftliche Werke können diese Abhülfe nicht bringen; denn theils können sie unter solchen Umständen nur schwer entstehen, theils auch können sie nicht Eingang finden. Lesen denn viele Aerzte gröfsere wissenschaftliche Werke? Ist überall ein umfassendes und eindringendes Verständnifs eines grofsen Ganzen die Aufgabe für jedermann, und unter allen Umständen? In der That jedes gröfsere wissenschaftliche Unternehmen, je gediegener es in sich selbst ist, jemehr es die Elemente zu einer heilsamen und grofsen Wirkung in sich trägt, je besonnener es in der Anlage, je gelungener es in der Ausführung ist, desto weniger ist es der Menge befreundet, desto weniger ist's geeignet, von dieser aufgenommen zu werden, und es bedarf vieler Begünstigungen der Umstände, vieler wirksamer Mittelglieder und grofser, vielseitiger Anstrengungen um durchzuwirken und wirksam ins Leben zu treten. — Sollte aber die schriftstellerische Mittheilung reiner Beobachtungen nicht ganz direct und völlig ausgleichend jenem Uebel entgegenwirken? Wie

wäre das zu hoffen! Die reine von der unreinen, die wahre von der falschen und mit allerlei Phantasiebeiträgen entstellten Beobachtung zu unterscheiden wird nur derjenige Arzt vermögen, der in der so sehr schweren Beobachtungskunst schon weit vorgeschritten ist und wenigstens in einem errungenen Wahrheitsgefühl einen zum Urtheil leitenden Maafsstab in sich trägt. Wer noch dahin nicht gelangt ist, die Menge eben, wirft beide unter einander, läfst sie ruhig neben einander stehen, auch wenn sie sich hart widersprechen. Eine aufgezeichnete, echte ärztliche Beobachtung ist bei aller Leserlichkeit der Zeichen dennoch eine Hieroglyphe, deren Sinn nur der Eingeweihete zu erfassen vermag. Darum auch gefallen meist die mit Phantasie ausstaffirten viel besser; da ist alles viel runder, fertiger, abgeschlossener, wie man auch eben von den ungenauen Chemikern gewöhnlich die rundesten Angaben der Analysen erhält. Was denn auch haben die trefflichsten ärztlichen Beobachtungen auf die Menge gewirkt? Man lobt wohl Sydenham, wer aber liest, wer studirt ihn? Frank's grofses Werk *de hominum morbis curandis*, das, abgesehen von der dabei zufälligen systematischen Ordnung, eine wahre Fundgrube der gediegensten Beobachtung ist, in welchem oft Eine Seite mehr Gehalt und Werth hat,

als manche bänderreiche Werke, macht man davon ein sorgfältiges, anhaltendes, wiederholtes Studium? ist's auch nur in den Händen Vieler? Nach seinem innern Werthe hätte dies Werk, und wäre es auch nur in Deutschland fleifsig studirt, oder auch nur gesucht worden, wenigstens schon zehn Auflagen erleben müssen; noch aber ist, so viel ich weifs, nicht einmal von dem ersten, schon vor 23 Jahren erschienenen Bande eine zweite Auflage nöthig geworden. Vergleicht man hiemit den glänzenden äufsern Erfolg eines andern, viel neuern Werks, das, auch mild beurtheilt, ein verworrenes, Irrthum und Wahrheit bunt und sorglos untereinander werfendes, dissolutes genannt werden mufs und auch genannt worden ist, so ist die eben so wahre als traurige Lage der Dinge in dieser Beziehung beurkundet. Ganz offenbar also ist's, dafs dem Grundübel in der heutigen Medizin, der Vernachläfsigung echter und treuer Beobachtung, weder auf streng wissenschaftlichem Wege, noch auch überall durch schriftstellerische Leistungen gesteuert werden könne, da das Beobachten selbst nicht als Disciplin gelehrt werden kann, diejenigen Werke aber, aus denen der Geist gesunder Beobachtung spricht, eben von denen, die es am meisten bedürften, gar nicht gelesen, oder doch nicht aufgenommen werden, und die schlech-

ten Schriften endlich, selbst Erzeugnisse dieses und verwandter Uebel, sie gewifs nicht heilen werden. — Nur in dem unmittelbaren Zusammenleben und Zusammenwirken der Aerzte wäre die Hülfe zu finden.

Zunächst wirkt hier schon sehr heilsam dasjenige, was Rousseau sehr bezeichnend *education des choses* nennt. Treten die Aerzte am Krankenbette zusammen, so müssen sie schon, wenn auch nicht ganz gern, etwas von der falschen und scheidenden Eigenthümlichkeit aufgeben; man mufs doch einander hören, mufs es mit wenigstens scheinbarer Theilnahme und Hingebung; man darf Gründe nicht völlig ungeprüft verwerfen; man mufs doch, wenn auch mit heimlich polemischer Absicht, auf die Gedanken des Andern eingehen; man darf es sich nicht herausnehmen, dem Andern alle Erfahrung, alle Beobachtungsgabe, alles Urtheil abzusprechen. Schon diese zwingenden Verhältnisse können nicht verfehlen, eine günstige Veränderung in jedem hervorzubringen; der Uebermüthige mufs sein hoch einherfahrendes Wesen dämpfen; der Zaghafte und Muthlose mufs sich zusammennehmen und im Geiste etwas concentriren; der Gedankenlose und Verwegene mufs sich zur Vorsicht und Erwägsamkeit stimmen u. s. w. und dadurch schon leitet sich die Möglichkeit zu einem Verstehen im Gegenstande

ein. Vermögen aber die gegebenen Umstände schon soviel zu bewirken, so kann und wird noch viel mehr die freie Entschliefsung. In der That gehört nicht sehr viel guter Wille dazu, sondern nur einige Wohlgesinntheit und nur soviel Interesse für das Wohl des Kranken, als durchaus jedem Arzt zugetraut werden mufs, um bei dem gemeinschaftlichen Krankenexamen blofs auf die Ermittelung des wahren Zustandes mit dem Geiste gerichtet zu sein. Und dies eben ist der eigentliche Moment, in welchem die Beobachtung sich zu bilden, zu üben, zu berichtigen und zu bewähren hat. Eine einzeln dazwischen geschobene Frage, eine ganz leise, unscheinbare Bemerkung kann oft hinreichen, um die nahe Gefahr grofser Verirrung zu verhüten, um ein sich heranschleichendes Vorurtheil zu verscheuchen, einen voreiligen Schlufs aufzuhalten und verkehrtem Verfahren vorzubeugen. Dafs dies geschehen ist, darf gar nicht ausgesprochen werden, ja nicht einmal bemerkt worden sein, nichts destoweniger doch ist's geschehen und dadurch die Bahn zur Wahrheit geebnet und die ungetrübte Auffassung des Gegebenen sehr begünstigt.

Das Beobachtete mufs in die gemeinsame Betrachtung gezogen werden; jeder stellt das von ihm erfafste Bild auf und spricht sein Urtheil darüber aus. Durch die Zusam-

menstellung aber und Vergleichung der Bilder wie der Urtheile erzeugt sich nothwendig — nicht ein zusammengesetztes Bild und Urtheil, sondern von beiden ein drittes neues, das, durch Scheidung des Zufälligen vom Wesentlichen, der Wahrheit näher steht, als beide frühere. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird man auch daran häufig bestätigt finden, dafs die Annahme zusammengesezter Krankheitszustände viel seltner in der gemeinschaftlichen Betrachtung festgehalten wird, als viele Einzelne sie geltend machen mögen und selbst als die ärztlichen Schriften davon, als von einem ganz gemeinen Ereignifs handlen. Sehr oft beruht nemlich die Annahme einer Complication lediglich auf mangelhafter Beobachtung, wobei denn eben das verbindende Mittelglied unbemerkt und unbeachtet geblieben ist. Wieviel aber dies allein schon bedeute, wie sehr es gewifs sei, dafs bei irriger Annahme einer Complication die Krankheit selbst in allen ihren Theilen, ihrem Wesen und auch ihrer Erscheinung nach, mifskannt wird, darf wohl nicht erst erinnert werden.

Ueber das ärztliche Verfahren mufs nun ein Beschlufs gefafst werden. Subjective Lieblingsmethoden, Lieblingsmittel, Schlendriansweisen können nicht leicht durchgebracht werden, eben weil sie blofs subjective sind und ein anderes Subject darauf einzuge-

lien sich weder verpflichtet noch geneigt fühlt. Auch blofses Berufen auf Auctoritäten verschlägt hier nichts, denn was dem Einen eine niederbeugende Auctorität ist, dem entzieht sich oft der Andere mit grofser Leichtigkeit. Ueberall wirkt die Auctorität nur als niederhaltende Macht unter dem Schuz der Trägheit; wo hingegen geistige Thätigkeit sich zu regen beginnt, wie dies nothwendig bei jedem Zusammentreten zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen statt finden mufs, da erzeugt sich auch das Bedürfnifs zu einer Verständigung über die Auctorität selbst, was ihr denn sofort die lähmende Kraft entzieht. Man mufs sich also gegenseitig zu überzeugen suchen, man mufs auf ein Erwägen der einzelnen Gründe eingehen, mufs sich Widerspruch, Widerlegung, Beschränkung seiner Meinungen und Ansichten gefallen lassen. Alles dies aber reifst wohl auch den Zögernden und Ungeneigten gewaltsam aus seiner Befangenheit und Einseitigkeit heraus, und um so gewisser, wenn dies nicht einzelne bald vorübergehende Vorgänge sind, sondern sie in grofse, mannigfach abgeänderte Reihen von Thätigkeiten und Erfahrungen führen.

Täglich bieten sich dem Arzte solche Gelegenheiten, solch nöthigende Veranlassungen zu gemeinschaftlicher Thätigkeit, zur Mittheilung und Aufnahme dar. Sein Geist mufs

sich, ist er nur nicht schon zu sehr in sich verrannt und mit dem Willen völlig von aller andern, schon provisorisch verworfenen Einsicht abgewendet, wohl gewöhnen, die mannigfaltigsten, zum Bewufstsein bestimmenden Einflüsse aufzunehmen. Er mufs sich gewöhnen, seine eigene Thätigkeit, Urtheile, Schlüsse, Combinationen prüfend aufser sich zu stellen, sie mit anders ausfallenden, vielleicht ganz entgegengesezten zusammenzuhalten, und es ganz geduldig zu ertragen, wenn Eine ermittelte Thatsache ihm ganze Reihen theoretischer Vorstellungen und Meinungen, denen er bisher grofse Sicherheit zugetraut, die sich ihm auch in der Erfahrung zu bewähren geschienen, unsicher und schwankend macht, ja, wohl ganz niederreifst.

Der Arzt mufs in solchen Verhältnissen sich üben, seinen Beobachtungen gewissermafsen eine plastische Gestalt zu geben. Denn mit allgemeinen Ausdrüken macht man sich einem Andern nicht verständlich; die Berufung auf empfangene dunkle Eindrüke, auf das praktische Gefühl, kann dieser nicht für die Darstellung reiner Thatsachen annehmen; mit Recht erwartet und fordert er vielmehr eine von aller Subjectivität möglichst entkleidete Mittheilung durchs Wort. Wer aber kennt nicht die Schwierigkeit einer klaren und vollständigen Mittheilung durchs Wort selbst von sol-

solchen Auffassungen, die man mit grofser Deutlichkeit in sich zu tragen glaubt? Dann klagt man wohl die Sprache an, dafs sie nicht Ausdrüke darbiete für das ganz Eigenthümliche der Perception; aber wahrlich mit Unrecht! sie verläfst nicht, wenn man ihr nur etwas zum Ausdruk darreicht; ja sie vertritt uns wohl nicht selten über unser eigenes Verstehen. Wohl aber täuscht man sich nur zu oft über das, was man zu wissen, beobachtet und erfahren zu haben glaubt, und eben diese Täuschung bricht sich dann erst, wenn man sein vermeintliches Wissen, seine eigenthümlichen Beobachtungen und Erfahrungen durch das Wort auf Andere übergehen lassen will. — Und dies kann wohl vollends überzeugen, wie grofs der Gewinn für die Deutlichkeit, Bestimmtheit und geistige Erfassung der Beobachtung sein mufs, wenn man sie ins Wort fafst und sie in demselben einen lebendigen Leib gewinnen läfst. Ja, schon das Bemühen dahin kann nicht anders als sehr förderlich sein. Welcher Arzt sollte es nicht erfahren haben, wie lehr- und hülfreich ihm die Führung eines Tagebuchs ist; wie ordnend für sein Wissen und wie leitend für sein Handlen! Und doch ist die Führung eines Tagebuchs bei weitem nicht so zu deutlichem Bewufstsein und zur Entäufserung alles blofs subjectiven Dafürhaltens nöthigend, als das ge-

meinsame Bestreben zum Bewufstsein durch gegenseitige Mittheilung im lebendigen Wort.

Wie sehr überall die Richtung auf eine andere Intelligenz uns zu umsichtiger Klarheit verhilft, bemerken wir ja schon daran, dafs wir, irgend eine unserer schriftlichen, öfter schon durchgesehenen Arbeiten einem Freunde vorlesend, Mängel, Fehler und Irrthümer darin gewahr werden, die uns früher, troz aller Vertrautheit damit, verdekt geblieben waren. Ja, man darf es als eine durchaus allgemeine Wahrheit aussprechen, dafs ein freies selbstständiges Bewufstsein nur im gemeinschaftlichen Ringen danach zu erlangen sei. Wer dies noch nicht errungen, kann zwar Vieles und Treffliches wissen, aber entweder nur geschichtlich, oder auf eine einseitige und gültiger Bewährung ermangelnde Weise.

Vorzugsweise aber sind die Aerzte zu einer solchen verbundenen, gemeinschaftlichen, sich gegenseitig unterstüzenden Thätigkeit berufen und verpflichtet; jenes wegen der grofsen Mannigfaltigkeit innerhalb der Einheit ihres Forschens und Handlens, dieses wegen der ungemeinen Schwierigkeit und Wichtigkeit des sie beschäftigenden Gegenstandes. Denn während in allen historischen Wissenschaften anhaltender Fleifs, schlichtes Urtheil und allgemeine Wohlgesinntheit jeden Ein-

zelnen dem Ziele sicher zuführen; während der Theolog und Philosoph eben in der einsamen Meditation sich am meisten entwikeln, durch immer schärfere Abstraction und Reflexion, durch fortgesezt strengere Scheidung der Elemente des Gemüths, seiner Perceptionen und Actionen, grofse und heilsame Wahrheiten hervorfördern können; während endlich der wahre Beruf zur Kunst in der Eigenthümlichkeit der Individualität, und die Bildung zum Künstler eben darin bestehet, dafs er seiner eigenthümlichen Subjectivität sich objectiv bemächtige, — kann nichts Unfruchtbareres gedacht werden, als einen aus lediglich historischem Wissen zusammengestoppelten, nichts Lächerlicheres, als einen aus nakter Abstraction sich herauswikelnden, und nichts Verderblicheres, als einen auf angeblichem Kunsttalent beruhenden Arzt. Anziehend ist's, was Hippokrates über den lezten Punkt, wie wenig die Medizin in ihrer Erlernung und Uebung mit der Kunst verglichem werden könne, mit väterlicher Weisheit lehrt (*de locis in homine. Sect. IV. Opp. om. ed. Foes. Ffurth.* 1595. *p. m.* 91 *sqq.*). Was den wahren Arzt bildet, ist ja eben, abgesehen von den materiellen, nur als äufsere, obwohl nothwendige Bedingungen sich verhaltenden Kenntnissen, die unmittelbar lebendige Untersuchung des Gegenständlichen, das in

einer bestimmten, unendlich modificablen That organisirte Wissen, das bis zum Besondersten hindurchgedrungene Allgemeine. Wie das Leben selbst seine innere Gesezlichkeit bei unendlicher Bestimm- und Wandelbarkeit dadurch bewährt, dafs es, aus innerer Kraftfülle, viele falsche Künste und widrige Einwirkungen überwindend, und gerade dadurch in den Verdacht gerathend, in eine beliebige Formel gebannt und durch Willkühr aus seiner lebendigen Strömung in einen verhärteten Begriff versezt werden zu können, dennoch nur seiner Bestimmung folgt und allen Wahn leichter Einfangbarkeit, oft mit Ehrfurcht gebietendem, niederschmetterndem Ernst, dadurch züchtigt, dafs es alle künstliche und kleinliche Verschränkungen durchbrechend sich in angestammter freier Herrlichkeit und alle Fesseln sprengenden Kräftigkeit offenbart; so auch vermag der Arzt — ist er anders, was er allein sein soll: vertrauter Kenner und kräftiger Vertreter des Lebens — als solchen sich zu bewähren, nur wenn er eben die Spuren des Lebens zu erkennen und ihnen zu folgen sein einziges Bemühen sein läfst, alle seine Offenbarungen ihm heilig sind und er eben deshalb fern von dem alles lebendige Erkennen tödtenden Wahn bleibt: fertig und völlig am Ziele zu sein. Ein solcher Arzt jedoch zu sein befähigt weder die gröfste

Summe historischen Wissens, noch das glänzendste Denkvermögen, noch auch gewöhntes Kunsttalent, sondern allein die treueste Benuzung aller Anregungen zur Erkenntnifs des Wahren. Welch' eine Stelle unter diesen die gemeinsame Forschung, die unmittelbare Mittheilung und der freie Gedankenverkehr einnehmen, glauben wir deutlich gezeigt zu haben. Wahrlich — um mich eines von der Natur selbst gegebenen Beispiels zu bedienen, — wie der einsam bleibende Biber in einer blofsen Erdgrube lebt, durch das Zusammentreten mehrerer aber sie sogleich zur Ausführung jenes wundervollen, Symetrie, Harmonie und Sicherheit verbindenden Baues angeregt werden, so müfste auch der auf sich selbst beruhende und aus dem lebendigen Verkehr scheidende Arzt in den dunklen Höhlen seiner Irrthümer verharren und ohne Ahnung bleiben von der Wahrheit, als jenem grofsen und gemeinsamen Erbgut, dem Lebenselement der geistigen Welt, das, frei wie der Aether, von Millionen zugleich geniefsbar ist, ohne sich zu verzehren, von jener Quelle, die immer reicher und kräftiger sich ergiefst, je mehr aus ihr geschöpft wird! — Vor allen Andern sollten die Aerzte daher zu ihrem Wahlspruch erwählen jene schönen Worte Pope's:

„All are but parts of one stupendeous whole,
Whose body Nature is, and God the soul!"

Wir dürfen nicht fürchten, diesem Punkte zu grofse Ausführlichkeit gewidmet zu haben, da hiemit auch alles erschöpft ist, was wir über das Verhältnifs des Arztes zu seinen Berufsgenossen in diesem Zusammenhange auszusprechen gedrungen waren. — Was in diesem Verhältnisse als vortheilhaft zu thun sei? was, um ihm äufsere Würde zu erhalten und die gesunkene wieder zu geben? Diese und ähnliche oft schon untersuchte Fragen liefsen wir gerne bei Seite liegen, theils weil schon ihre Untersuchung, wie uns scheint, die innere Würde des Gegenstandes verlezt, theils auch weil sie alle von selbst und am besten sich erledigen, wenn die Betrachtung auf den sittlich-wissenschaftlichen Mittelpunkt des ganzen Verhältnisses gerichtet ist. Deshalb auch wendeten wir hierauf allein unsere ganze Aufmerksamkeit. — Einen aus dem Wesen der Sache selbst sich ergebenden, nothwendigen Bindepunkt, welchen die Erwägung und Entschliefsung zum freien Vereinigungspunkt erheben könnten, haben wir für das Verhältnifs der Aerzte unter einander gesucht, überzeugt, dafs hiemit das sicherste und ausreichende Regulatif für das Thun und Meiden gefunden wäre. Wäre uns nun, wie wir hoffen, der Beweis gelungen, dafs die Aerzte geschikt, tüchtig und wahrhaft berufsmäfsig sich nur entwikeln können stehend im engen Ver-

bande gemeinsamer Forschung, lebendiger Mittheilung und gegenseitiger Unterstüzung in der Auffassung, Berichtigung und Beurtheilung der Beobachtung, so sind sie hiedurch zuvörderst zur Anerkennung wechselseitiger Abhängigkeit genöthigt, aus welcher sich befreien zu wollen nicht sowohl Andern sich entziehen, als sich selbst den empfindlichsten Abbruch thun genannt werden müfste. Sodann wäre hiemit auch ein Verhältnifs gegenseitiger Achtung nachgewiesen, in welchem die Aerzte zu einander stehen sollten und würden, wenn jeder auch nur das bedächte, was sein eigner Vortheil und wahres Bedürfnifs ist. Verachtet man wohl wissentlich das Wohlthuende und vernachläfsigt das Nichtzuentbehrende? Wie also gewifs hiedurch einerseits das Verhältnifs der Aerzte zu einander auf den rein sittlich-wissenschaftlichen Grund gestellt und sichergestellt wäre, und gegenseitige Förderung und Zufriedenheit nothwendig erzeugen würde; so auch würde andererseits ohne alles weitere, besondere, meist doch vergebliche und unwürdige Hinzuthun die öffentlich gesunkene Achtung des ärztlichen Standes wiederhergestellt werden. Denn daurende, allein wohlthuende Achtung kann ja doch nur durch lebendige Bewährung des sittlichen Prinzips bewirkt und bewahrt werden. In der That erweiset sich die Hin-

fälligkeit der Eroberungen der Gewaltthätigkeit nirgends so sehr, als wo diese, in offener Verwegenheit oder mit arger Künstlichkeit verschleiert, das Surrogat der Würdigkeit sein soll. Was hilfts die Schwachen feige zu berüken — was helfen alle schmachvollen Elendigkeiten des s. g. *savoir faire*? auch jene werden, früher oder später, enttäuscht und erheben um so lauter und strafender ihre Stimme zur Anklage, und die Waffen der Schlauheit und des Trugs wenden sich endlich gegen ihre Träger, jeden Ueberrest bessern Lebens in ihnen selbst tief verwundend, wegmähend jedes bessere Verlangen, das ganze Leben in Unehre tauchend und Schande sezend auf das Grab! — Kann die Wahl, und würde auch nur berechnender Verstand zu Rathe gezogen, zweifelhaft sein?

Fragen aber könnte man uns, ob denn das Verhältnifs, wie wir es geschildert und gefordert, Allen anzubieten, mit Allen einzugehen sei? Ungeschrekt durch solche drohende Frage antworten wir mit aller Ruhe der Besonnenheit: Ja! Und hiebei mögen wir uns nicht einmal auf die ganz allgemeine Wahrheit berufen, dafs kein Vernunftpostulat durch den Troz der Unvernunft, und kein Gebot der Tugend durch die Empörung des Lasters innerlich aufgehoben, oder an Stärke nur irgend etwas verlieren könne; ja, dafs beide,

eben

eben um der widerstrebenden Kräfte willen, nur desto dringender und mahnender werden; — sondern gerade der speziellen Beziehung wegen des hier in Rede stehenden Verhältnisses und eben wegen des jener Frage unterliegenden Grundes glauben wir sie durch unbedingte Bejahung zurükweisen zu müssen. Denn von Solchen nur kann jene Frage erhoben werden, die weder der innern Begründung noch der erwiesenen Förderlichkeit des Verhältnisses selbst, wie wir es entwikelt, etwas entgegensezen können, noch auch scheinbar mögen, seiner Verwirklichung aber Hemmungen entgegenstehend sehen in der abweichenden, oder wohl gar widerstrebenden Gesinnung eben derjenigen, auf die es directe Beziehung hat. Nun diese Hemmungen haben sich auch unserm Blik nicht entziehen können, da wir in keinem Arkadien bisher idyllisch gelebt, auch wir also wissen es, und aus mehr denn oberflächlicher Erfahrung, dafs das Gute nicht schmerzlos zur Welt geboren wird, dafs es Schwierigkeiten zu überwinden und einen harten Kampf zu bestehen hat. Aber eben deshalb wissen wir es auch, wo denn das Widerstrebende seinen tiefsten, festesten Siz hat. Selbstverleugnung, ernstes, heiliges Bestreben, sich zur Wahrheit zu halten, in ihr nur sich zu suchen und zu finden; willige und völlige Hingabe an die Wahrheit, wie und

woher sie auch komme; Hut und strenge Wachsamkeit gegen sich selbst; freudige Entschiedenheit, die eigenen Irrthümer zu erspähen und niederzutreten, wenn sie auch — was die eigenen immer thun — uns als glänzend erschienen; unabläfsiger Kampf gegen Weichlichkeit, Trägheit und Feigheit: — dies sind die Elemente jenes geforderten Verhältnisses. Feindlich stehen ihnen gegenüber die Elemente der Selbstsucht, die freilich in der äufsern Welt nur zu reichlich ausgestreut sind. Wenig aber würden sie über uns vermögen, wenn sie nicht in uns selbst am tiefsten gewurzelt hätten. Wahrlich über die Selbstssucht der Welt wird am öftersten von der durch sie verlezten individuellen Selbstsucht geklagt. Wer dagegen auch nur in die Aufgabe zum Kampf gegen den uns allen von Natur anhaftenden Egoismus getreten ist, wird es bald inne werden, dafs er in sich selbst die beharrlichste Weigerung und die schwierigste Hemmung sittlicher Veredlung trägt; wie viel es koste, sich aus den bald gröbern, bald feineren Schlingen lieblicher Eigensucht zu befreien. Und je redlicher sein Bemühen hiezu ist, desto mehr wird er's erfahren, wieviel oft zwischen dem guten Vorsaz und der entsprechenden That, und wieviel immer zwischen der einzelnen guten That und dem gleichmäfsigen, stetigen Thun liegt! In sich

daher und mit sich selbst führt er den Kampf, und sich besiegend gewinnt er auch wohl die Anderen. Ungehindert läfst die Welt es geschehen, wenn jemand sich verleugnen will; tritt er ihr ja damit nicht in den Weg und überläfst, selbst zurüktretend, ihr sogar noch einigen Raum, den er wohl selbst einnehmen könnte. Freilich überwindet er sie eben damit, sie aber merkt es erst, wann sie schon überwunden ist, und es gern ist. Denn eben dies ist das Geheimnifs der alles überwindenden Liebe, dafs sie opfernd erobert, während die Selbstsucht erobernd immer mehr in sich verarmt und im Besiz durch entflammtes Verlangen verzehrt wird.

Und in so fern wäre es denn auch wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs der Einleitung jenes Verhältnisses nicht äufserlich das gröfste Hindernifs entgegensteht, und nicht das also kann die Frage sein: ob es allgemein an- und entgegengetragen werden könne, sondern ob der Einzelne, etwa der Fragende selbst, seinem Willen nach dazu entschlossen sei? Diese Frage aber hat jeder an sich selbst zu richten und durch entschiedene That zu beantworten. Ob es aber den Willigen gelingen werde, Erwiederuug zu erfahren? Gewifs! nichts vereint ja so sehr als gemeinschaftliche Noth, und nichts verbindet so innig, als die Hoffnung auf gemeinschaftliche Erlösung.

Ist jene erkannt, so wird auch diese willig ergriffen werden.

Wäre es uns überdies noch gelungen, die Würzeln und lezten Gründe des Uebels mehr zu enthüllen, die doppelte Täuschung nemlich, welche dermalen unter den Aerzten so sehr um sich gegriffen: — über Theorie und Beobachtung, dafs man, entweder beide feindlich auseinanderhaltend, oder auch, ihr ganzes inneres Wesen mifskennend, sich ihrer getröstend, von beiden sich wesentlich entfernt, so müfste die Einladung über Theorie sich zu verständigen und zur Beobachtung sich zu vereinigen, nicht nur gern vernommen, sondern auch freudig angenommen werden.

Solche Hoffnung hat uns zu diesem Unternehmen erregt, sie hat uns unter seiner Ausführung begleitet und belebt, und sie auch ergreifen wir nun beim Schlufs desselben mit der Rüstigkeit freudiger Zuversichtlichkeit und werfen sie als Anker aus in das Gemüth naher und entfernter Amts- Berufs- und Kunstgenossen, als Abschieds- und Bewillkommungsgrufs ihnen zurufend die Worte des Dichters:

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nüzliche, Rechte.

Goethe.

Accession no.
ACK
Author Sachs, L.W.
Wissen und Gewissen.
19th
Call no. cent
R130
S32
1826

Collect: A. C. KLEBS
from: E. Kleb
date: 1914.